P. Manukos

HISTORIA

ZEITSCHRIFT FÜR ALTE GESCHICHTE · REVUE D'HISTOIRE ANCIENNE · JOURNAL OF ANCIENT HISTORY · RIVISTA DI STORIA ANTICA

UNTER MITWIRKUNG VON

F. E. ADCOCK / CAMBRIDGE · ANDREAS ALFÖLDI / BASEL
T. ROBERT S. BROUGHTON / BRYN MAWR, PENNA.
VICTOR EHRENBERG / LONDON · JULIETTE ERNST / PARIS
ALDO FERRABINO / ROMA · ANDRÉ PIGANIOL / PARIS
JOSEPH VOGT / TÜBINGEN

HERAUSGEGEBEN VON

HERMANN BENGTSON / WÜRZBURG · KARL STROHEKER / TÜBINGEN
GEROLD WALSER / BERN

BAND II · 1954 · HEFT 4



FRANZ STEINER VERLAG GMBH · WIESBADEN

INHALT DES II. JAHRGANGS, HEFT 4

Abhandlungen

Rezensionen

Miszelle

Redaktion: Prof. Dr. Hermann Bengtson, Würzburg, Scheffelstr. 5 II.
Prof. Dr. Karl Stroheker, Tübingen-Derendingen, Lindenstr. 52.
Prof. Dr. Gerold Walser, Bern, Engeriedweg 21.

Beiträge werden an die Herausgeber erbeten. Erwünscht sind Manuskripte in Schreibmaschinenschrift und einseitiger Beschriftung.

Die Herausgeber verpflichten sich nicht, unverlangte Manuskripte abzudrucken und Besprechungen unverlangter Rezensionsexemplare zu veröffentlichen.

Rezensionsexemplare erbitten wir an den Franz Steiner Verlag GmbH. Wiesbaden, Bahnhofstr. 39, mit dem Vermerk „Für die Zeitschrift Historia".

Der Verlag liefert den Verfassern 25 Sonderdrucke der Aufsätze, 15 Sonderdrucke der Besprechungen unentgeltlich. Bestellungen auf weitere Sonderdrucke gegen Berechnung bitten wir dem Verlag spätestens bei Übersendung der ersten Korrektur aufzugeben.

Erscheinungsweise: jährlich 4 Hefte zu je 8 Bogen (= 128 Seiten).

Bezugspreis: pro Heft im Abonnement DM 10.—, Einzelheft DM 12.—.

Herstellung: J. J. Augustin, Glückstadt i. Holst.

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Printed in Germany

HISTORIA

ZEITSCHRIFT FÜR ALTE GESCHICHTE · REVUE D'HISTOIRE ANCIENNE · JOURNAL OF ANCIENT HISTORY · RIVISTA DI STORIA ANTICA

BAND II · 1953/4



FRANZ STEINER VERLAG GMBH · WIESBADEN

Gedruckt mit Unterstützung der deutschen Forschungsgemeinschaft

Printed in Germany

INHALT

Rezensionen

A B H A N D L U N G E N

ZU DEN ANFÄNGEN DER MONARCHISCHEN THEORIE IN DER SOPHISTIK

Die Erörterung politischer Probleme durch die Sophisten läßt sich nur noch in wenigen Bruchstücken und Hinweisen aus zweiter Hand fassen. Selbst diese dürftigen Reste zeigen jedoch, daß die Anfänge der griechischen Staatstheorie über Aristoteles und Platon zurück in der Sophistik zu suchen sind, ja, daß deren Beitrag sogar weit fundamentaler war, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Die Griechen hatten sich zwar auch schon früher mitunter zu Wesen und Formen des Staates geäußert, – eine Kritik, die sich bis auf die Grundlagen erstreckte, eine systematische Erfassung und Durchdringung des gesamten Komplexes versuchte jedoch erst der rationale Geist des späteren fünften Jahrhunderts. Probleme der staatlichen Gemeinschaft und der Stellung des einzelnen in ihr waren ein Hauptanliegen der Sophisten, die nach der Charakteristik eines der ihren auf der Grenze zwischen Philosophie und Politik standen[1]. Schon Protagoras, der Archeget der Sophistik und Freund des Perikles, hatte dieses Thema angeschlagen, und die Diskussion wurde um so lebhafter, je mehr in den Wirren des Peloponnesischen Krieges die Polis innerlich ausgehöhlt wurde und die hergebrachten Anschauungen ins Wanken gerieten.

In den weiten Kreis der von sophistischer Seite angeschnittenen politischen Fragen gehört auch die Alleinherrschaft. Die zentrale Bedeutung, die das monarchische Problem dann einige Jahrzehnte später, in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, für die Theorie besaß, läßt sich unter anderem den Staatsschriften Platons, des Isokrates und Xenophons entnehmen. In dieser Literatur geht es immer wieder um den idealen Staatslenker, um den vorbildlichen Herrscher, der zum Wohle des Ganzen regiert, und um sein Gegenbild, den verabscheuungswürdigen, schlechten „Tyrannen". Offensichtlich bestanden zwischen dieser Entfaltung der monarchischen Theorie und der geschichtlichen Situation enge Wechselbeziehungen: die große Zeit der klassischen Polisstaaten mit ihrem aristokratischen oder demokratischen Regiment war jetzt vorüber, da und dort traten in den Randgebieten der griechischen Welt mächtige Alleinherrscher auf, deren moderne Methoden und glänzende Erfolge tiefen Eindruck machten. Dem hergebrachten Polisbewußtsein mußten freilich die Existenz und das Wirken solcher Machthaber als höchst problematisch

[1] Prodikos nach Plat. Euthyd. 305 C.

erscheinen. Auf der anderen Seite erhob sich jedoch die Frage, ob nicht die Monarchie in einer idealen Gestalt zur Lösung der politischen Verwirrung in Hellas einen entscheidenden Beitrag leisten könnte. Unter diesen Vorzeichen stand die rege Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Herrschertums, die seit dem ausgehenden fünften Jahrhundert die Geister bewegte. Die Wege, die Platon, Isokrates oder Xenophon, mit deren Werken wir ja nur noch einen Bruchteil der ursprünglich viel reicheren Literatur besitzen, dabei einschlugen, führten zwar weit auseinander, sie weisen aber dennoch so manche Gemeinsamkeit in Vorstellungen und Einzelmotiven auf, die beachtet zu werden verdient. Mit einer gegenseitigen Abhängigkeit allein läßt sich diese Erscheinung kaum erklären. Es darf vielmehr angenommen werden, daß von dieser vielgestaltigen Herrscherliteratur der spätklassischen Jahrzehnte bestimmte Linien auf die vorausgegangenen Erörterungen der Sophisten zurückweisen und von diesen her verstanden werden wollen.

Ein Versuch, den Anfängen der monarchischen Theorie nachzugehen, kann an die vielbehandelte, wenngleich sehr verschieden gedeutete Verfassungsdebatte der persischen Großen bei Herodot[1] anknüpfen. Von ihr lassen sich auch unter diesem besonderen Gesichtspunkt Aufschlüsse erwarten. Für ihre Niederschrift brauchen wir kaum über das Jahr 435 hinabzugehen[2], so daß wir in die Zeit vor dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges zurückkommen. Trotz der Einwände Ed. Meyers und mancher anderer[3] ist dieses interessante Stück zu der staatstheoretischen Diskussion, wie sie sich seit der Mitte des fünften Jahrhunderts allmählich entwickelte, in Beziehung zu setzen und mit dem Blick auf sie zu interpretieren[4]. Schon die Problemstellung – die Abschaffung der Monarchie und ihre Ersetzung durch eine Demokratie bzw. Aristokratie – liegt den persischen Verhältnissen beim Regierungsantritt des Dareios I. im Jahre 522 denkbar ferne. Das iranische Königtum mit seiner charismatischen

[1] 3,80 ff., dazu neuerdings J. S. Morrison, Class. Quart. 35, 1941, 12 f.; H. Ryffel, ΜΕΤΑΒΟΛΗ ΠΟΛΙΤΕΙΩΝ (Noctes Romanae Bd. 2), Bern 1949, 63 ff.; F. Altheim, Literatur und Gesellschaft im ausgehenden Altertum II, Halle 1950, 173 ff.; V. Ehrenberg, Historia 1, 1950, 525 ff.; T. A. Sinclair, A History of Greek Political Thought, London 1951, 36 ff.; M. Forderer, Religiöse Geschichtsdeutung in Israel, Persien und Griechenland zur Zeit der persischen Expansion, Diss. Tübingen (maschinenschr.) 1952, 190 ff. — Ältere Literatur bei K. Wüst, Politisches Denken bei Herodot, Diss. München 1935, 47 ff.

[2] Vgl. W. Aly, Formprobleme der frühen griechischen Prosa (Philol. Suppl. Bd. 21, 3), Leipzig 1929, 103.

[3] Ed. Meyer, Forsch. z. Alt. Gesch. I, Halle 1892, 201 f., ähnlich ablehnend J. Sitzler, Burs. Jahresber. 147, 1910, 45. Vgl. weiter F. Jacoby, RE Suppl. Bd. II 429, der sich aber andererseits a. O. 501 gegen die „erstaunliche Behauptung" Ed. Meyers wendet; J. Wells, Studies in Herodotus, Oxford 1923, 99; T. R. Glover, Herodotus, Berkeley/Cal. 1924, 218 ff.

[4] Die Diskussion wurde unter diesem Gesichtspunkt in Gang gebracht durch die Ausführungen von E. Maaß, Hermes 22, 1887, 581 ff., der im Nikokles des Isokrates Parallelen zur Verfassungsdebatte Herodots feststellte und sie auf die Antilogien des Protagoras als gemeinsame Quelle zurückführen wollte.

Begründung, die uns die nur wenig spätere Inschrift von Behistun vor Augen führt[1], konnte als Institution im Kreise persischer Großer damals nicht ernstlich in Frage gestellt werden. Aber auch die Anlage der Diskussion selbst und ihre Terminologie weisen in eine viel spätere Zeit und in eine andere Umwelt, nämlich in das hochklassische Athen[2]. Wir dürfen in diesen Abschnitten Herodots, deren Einfügung in den Zusammenhang der Erzählung dem Historiker bezeichnenderweise nicht ganz geglückt ist[3], den Widerhall sophistischer Reflexionen sehen. Dabei muß allerdings die Frage offenbleiben, ob es sich um eine Anlehnung an eine bestimmte literarische Vorlage oder um eine Abhängigkeit mehr allgemeiner Art handelt[4].

[1] Dazu F. W. König, Relief und Inschrift des Königs Dareios I. am Felsen von Bagistan, Leiden 1938; P. J. Junge, Dareios I., Leipzig 1944, 62ff.

[2] W. Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen, Göttingen 1921, 105ff.; 287, A. 2; Formprobleme 102ff., zu den von ihm angeführten Attizismen allerdings einschränkend E. Schulz, Die Reden im Herodot, Diss. Greifswald 1933, 44ff.

[3] Vgl. die Beobachtung zu Herod. 3, 84, 1 von J. E. Powell, Class. Quart. 29, 1935, 153 f., sowie W. Aly, Volksmärchen 105; H. Bengl, Staatstheoretische Probleme im Rahmen der attischen, vornehmlich euripideischen Tragödie, Diss. München 1929, 38; H. Ryffel, a. O. 66.

[4] Nach dem Vorgang von E. Maaß sieht jetzt auch W. Nestle, Vom Mythos zum Logos[2], Stuttgart 1942, 510 „mit größter Wahrscheinlichkeit" die Quelle Herodots in den Antilogien des Protagoras, während er früher in seiner Untersuchung über Herodots Verhältnis zur Philosophie und Sophistik, Progr. Schöntal 1908, 29ff. eher an ein eklektisches Verfahren oder an Hippias gedacht hatte. Eine in Athen vor 435 entstandene Schrift nahm W. Aly, Formprobleme 104, A. 111 ohne Nennung eines Verfassers ganz allgemein als Vorlage Herodots an, vgl. Volksmärchen 107. Auf der anderen Seite ließ schon F. Dümmler, Akademika, Gießen 1889, 249 in der Polemik gegen Maaß höchstens eine „Verwandtschaft mit den Bestrebungen der Sophisten" gelten, während H. Diels, Neue Jahrb. 25, 1910, 14 wieder für einen stärkeren, aber mehr auf Vorträgen und Gesprächen als auf Schriften beruhenden Einfluß von sophistischer Seite eintrat. Ähnlich äußerte sich dann auch K. Wüst, a. O. 49ff. H. Bengl, a. O. 39 wies, wie schon vor ihm W. Nestle, auf die engen Berührungen mit der Verfassungsdebatte in den Hiketiden 399ff. des Euripides hin und dachte an „allgemeines attisches Gedankengut in sophistischer Prägung", und zwar an einen sophistischen Agon zwischen Monarchie und Demokratie als gemeinsame Vorlage. Bei dem völligen Untergang der entsprechenden frühsophistischen Literatur muß in unserem Falle dem subjektiven Urteil ein weiter Spielraum bleiben. Daß Herodot selbst (3, 80, 1; 6, 43, 3) so beharrlich die Geschichtlichkeit der Diskussion, und zwar speziell des Plädoyers für die Demokratie, unterstreicht, erleichtert die Lösung keineswegs. Soweit man dem Historiker nicht einfach Glauben schenkte, sah man darin ein Argument für die Existenz eines sophistischen Verfassungstraktats, der vielleicht bereits den Schauplatz der Handlung in das Perserreich verlegt hatte und dem Herodot folgte, oder eine Verteidigung gegen Angriffe, denen sich seine zunächst mündlich vorgetragene Darstellung ausgesetzt sah, ja geradezu „eine Herausforderung des seines Stiles sicheren Schriftstellers" (E. Howald, Vom Geist antiker Geschichtsschreibung, München-Berlin 1944, 40). Wie man nun auch den persönlichen Anteil Herodots beurteilen mag, die enge Anlehnung dieser Kapitel an eine bereits entwickelte sophistische Erörterung der Verfassungsfragen läßt sich kaum noch bestreiten, und bei der ihr zugrundeliegenden Konzeption muß in erster Linie an den führenden Kopf der frühen Sophistik, an Protagoras, gedacht werden. Vgl. unten S. 387ff.

Der Verlauf der Debatte ist bekannt: Nach der Ermordung des Magiers beraten die sieben Verschworenen über die künftige Verfassung des Perserreiches; Otanes tritt für die Herrschaft des Volkes (Isonomie), Megabyzos für die Oligarchie und Dareios schließlich, dessen Rat dann angenommen wird, für die Monarchie als die beste Staatsform ein. Der Sieg der monarchischen Auffassung erscheint im Bericht Herodots vorgezeichnet durch den weiteren Gang der Ereignisse, durch die geschichtlich feststehende Tatsache der Thronbesteigung des Dareios. Aus diesem Grunde kann es auch nicht überraschen, wenn innerhalb des Gesprächs die Nachteile und Vorzüge der Alleinherrschaft besonders ausführlich behandelt werden[1]. Daraus lassen sich jedoch weder auf die persönliche Auffassung des Historikers noch auf den Umfang und das Ergebnis einer entsprechenden sophistischen Diskussion, in der die drei Verfassungstypen gewürdigt wurden, ohne weiteres Schlüsse ziehen. Auffällig bleibt der Kontrast zwischen der klaren Konzeption, die diesen Kapiteln zugrundeliegt, und der mangelhaften Durchführung, denn das Für und Wider der vorgebrachten Meinungen erscheint so unzureichend aufeinander abgestimmt, daß von einer wirklichen Auseinandersetzung weithin nicht mehr die Rede sein kann. Was der Geschichtsschreiber in sein Werk aufnahm, stellte offenbar nur eine wenig geschickte Auswahl aus einer ursprünglich viel breiteren Gedankenführung dar, deren ausgesprochen antithetischer Charakter damit verwischt wurde.

Für uns steht innerhalb dieser Debatte die Behandlung der Monarchie im Vordergrund. Gegen sie, die keine Verantwortlichkeit kennt, bringt Otanes vor, daß auch der beste Mann auf dem Throne den Verlockungen der ὕβρις und des φθόνος erliegen muß und zu Untaten schreiten wird. Der „Tyrann" wendet sich gegen die besten Bürger und zieht die schlechten Elemente an sich. Gegenüber Verleumdungen ist er in hohem Maße anfällig, und man weiß schließlich überhaupt nicht mehr, wie man ihn in seiner inneren Unsicherheit behandeln soll. Das Schlimmste ist jedoch, daß der „Tyrann" in seiner Gewalttätigkeit die Gesetze der Väter umstößt, sich an den Frauen vergeht und ohne Recht und Urteil Hinrichtungen verfügt[2]. Mit diesen scharfen Angriffen setzt sich aber dann Dareios in seiner Rede für die Monarchie überhaupt nicht näher auseinander. Er möchte bei jeder der drei Verfassungsformen nur die ideale Gestalt in Betracht ziehen[3] und gibt dabei der Herrschaft des „Besten" bei weitem den Vorzug. Γνώμῃ γὰρ τοιαύτῃ χρεώμενος wird dieser untadelig das

[1] Dabei wird der Monarchie in erster Linie die Demokratie gegenübergestellt, vgl. H. Bengl, a. O. 39; V. Ehrenberg, a. O. 525ff. Die Antithese von (persischer) Monarchie und (attischer) Demokratie liegt bereits Aischyl. Pers. 231 ff. zugrunde, als die beiden Grundformen aller Verfassungen nennt sie noch Plat. Nom. 3, 693 D ausdrücklich.

[2] Herod. 3, 80, 3ff.

[3] H. Ryffel, a. O. 65 A. 196 betont mit Recht, daß dies bereits auf eine Sechsverfassungstheorie hinweise, wie sie dann ausgebildet bei Platon, Politikos 302 B ff. vorliegt.

Volk betreuen, zugleich bleiben unter ihm die Staatsgeheimnisse am ehesten gewahrt. In der Oligarchie dagegen entstehen aus dem Wetteifer um den ersten Rang zerstörende Feindschaften und Parteiungen, sie arten in Mord und Totschlag aus, und am Ende steht die Monarchie, die sich schon damit als überlegen erweist. In der Demokratie aber siegt die Gemeinheit, die Schlechten rotten sich zusammen, bis schließlich ein προστάς τις τοῦ δήμου auftritt, der dieses Unwesen beendet und dann zum Monarchen wird. Wiederum zeigt es sich so, daß die Alleinherrschaft die stärkste (κράτιστον) Staatsform darstellt. Abschließend folgt noch der Hinweis, daß die Perser ja auch ihre (äußere) Freiheit einem Monarchen verdanken und schon aus diesem Grunde beim Brauche der Väter bleiben sollten[1].

Dieses Verfassungsgespräch beruht – und das wird in den Abschnitten über die Alleinherrschaft besonders deutlich – in seinen Grundgedanken auf jener Methode, die nach übereinstimmenden Zeugnissen Protagoras als erster entwickelt hat. Sie verfährt nach dem bekannten Grundsatz des Sophisten, daß sich jede Sache mit gleichem Recht unter zwei entgegengesetzten Gesichtspunkten behandeln lasse[2]. Im einzelnen kommt es freilich auch bei der Erörterung der Monarchie nicht zu jener scharfen Antithese, die wir eigentlich erwarten müßten. Die Argumente dafür bzw. dagegen gehen im wesentlichen aneinander vorbei, sie entstammen verschiedenen Bereichen. So beschränkt sich das düstere Bild des schlechten Herrschers, das Otanes entwirft, fast ganz auf die ethische Seite seines Regiments. Der Tenor dieser Schilderung ist uns vertraut. Er erinnert sofort an jene glänzende und viel umfassendere Zeichnung des „Tyrannen", die Platon ein halbes Jahrhundert später in der „Politeia" entwarf[3]. Auch der platonische τυραννικός wird ja von seiner sittlichen Entartung her erklärt, bei ihm treten die dunklen Züge des von Otanes verurteilten Gewaltherrschers erneut auf, um sich für die Dauer mit der klassischen Vorstellung vom Tyrannen zu verbinden. Immerhin kann der bei Herodot 3, 80 vorliegenden Charakteristik des schlechten Herrschers mit ihrem ethischen Blickpunkt eine gewisse innere Geschlossenheit nicht abgesprochen werden.

Wesentlich disparater sind dann die Motive, mit denen Dareios für die Monarchie wirbt, aber auch in ihnen werden Vorstellungen angedeutet, die in der weiteren Diskussion des Problems eine wichtige Rolle spielen sollten. Wenn schon Otanes innerhalb der monarchischen Staatsform den Umschlag zum Schlechten mit der sittlichen Entartung des Machthabers begründet hatte, so tritt jetzt der Gedanke des Verfassungswandels auf: Aristokratie und Demokratie müssen auf die Dauer in die Alleinherrschaft übergehen, weil sie die politische Ordnung auflösen und zur Gesetzlosigkeit führen. An anderer Stelle, in

[1] Herod. 3, 82, 1 ff.

[2] Prot. fr. 6a Diels-Kranz[6]. Vgl. W. Nestle, Mythos 289 ff.

[3] Polit. 8, 565 D ff.; 9, 571 ff. G. Heintzeler, Das Bild des Tyrannen bei Platon (Tüb. Beitr. H. 3), Stuttgart 1927, 43 ff.

der Deiokes-Geschichte, schildert Herodot den Weg von der ἀνομία zur βασιλεία, die dann Züge einer „Tyrannis" annimmt[1]. Hier stoßen wir auf die Spuren einer Theorie, die, in der Verfassungsdebatte von Dareios zugunsten der Monarchie ausgewertet, bereits eine ethisch-psychologisch gedeutete Zwangsläufigkeit der Aufeinanderfolge verschiedener Verfassungstypen annahm und vielleicht schon mit dem der späteren Staatstheorie vertrauten Bilde des Kreislaufs arbeitete[2]. Für die Praxis der monarchischen Regierung im guten Sinn spricht nach Dareios dreierlei: ein sozialer Gesichtspunkt, die Fürsorge für das Volk[3], ein technischer, die Bewahrung von Staatsgeheimnissen, und ein machtpolitischer, die innere und äußere Stärke der Alleinherrschaft. Diese Charakteristik der guten Monarchie mit ihrer aphoristischen Aneinanderreihung von Einzelzügen bleibt auf der Stufe einer rohen Skizze stehen. Die Betonung liegt mehr auf dem praktisch-politischen Moment — wir werden uns damit noch zu befassen haben —, aber selbst in diesem engeren Rahmen muß man sich mit lose nebeneinandergestellten Fragmenten begnügen. So bestätigt sich von neuem der Eindruck, daß in diesen Kapiteln eine ursprünglich geschlossenere und besser aufeinander abgestimmte Gedankenfolge in eine ziemlich willkürliche und lückenhafte Auswahl zusammengepreßt ist.

In den Darlegungen des Dareios vermißt man vor allem die Wiederaufnahme eines Problems, dessen Behandlung nach den Angriffen des Otanes unbedingt vorausgesetzt werden müßte, nämlich das der sittlichen Grundlagen des idealen Herrschertums. Die Berufung auf den „Besten" allein genügt nicht, denn von ihm war ja auch Otanes ausgegangen, um dann zu zeigen, daß selbst er sich den Fehlern des Machthabers, seiner Hybris und dem allgemein menschlichen Phthonos, nicht entziehen kann. Der herodoteische Dareios geht darüber hinweg mit den Worten γνώμῃ τοιαύτῃ χρεώμενος, ohne sich weiter über die Gnome des vorbildlichen Monarchen, die er zugrundelegt, auszulassen. Nun wird man sich vielleicht fragen, inwieweit eine im Denken der frühen Sophistik wurzelnde Behandlung der Monarchie auf die ethische Seite des Alleinherrschertums überhaupt Wert legte. Für Platon stand gerade sie später im Mittelpunkt,

[1] Herod. 1, 96ff. Vgl. zuletzt H. Ryffel, a. O. 60ff.

[2] W. Nestle, a. O. 294. F. Altheim, a. O. 174f. versuchte jetzt mit einer allerdings sehr scharfen Interpretation aus Herod. 3, 80ff. einen vollständigen Kyklos der Verfassungen zu rekonstruieren, der von der Herrschaft des Besten über die „Tyrannis" zur Aristokratie bzw. Demokratie und von hier aus wieder zum Ausgangspunkt zurück führte. Nicht so weit ging H. Ryffel, a. O. 66ff., der vor allem Wert auf die Feststellung legt, daß offenbar nach dieser Theorie die „Tyrannis" das „Zerfallsprodukt aller drei Verfassungstypen" darstellte, was zugleich für Aristokratie und Demokratie den Umschlag in eine andere Verfassungsform bedeutete. Auf die theoretische Möglichkeit eines Weges aus der Anomia nicht nur zur „Tyrannis", sondern auch zur guten Monarchie (βασιλεία) scheint neben den zweckgebundenen Argumenten des Dareios die Deiokes-Geschichte hinzuweisen, vgl. ferner Anon. Jambl. 7, 13: βασιλέα ἢ τύραννον ... γίγνεσθαι ... ἐξ ἀνομίας.

[3] Zu den Begriffen des ἐπιτροπεύειν und der ἐπιτροπεία H. Ryffel, a. O. 60, A. 182; vgl. auch G. Strohm, Demos und Monarch, Stuttgart 1922, 176ff.

aber ihre überaus starke Betonung erscheint ja als Reaktion gegen die auf das politische Leben übertragene Sophistenlehre vom amoralischen Naturrecht des Starken. Schon in der herodoteischen Diskussion ergibt sich aber eine Beurteilung des „Tyrannen" unter ethischen Gesichtspunkten[1]. Daß gerade die Kritik der Alleinherrschaft den Nachdruck auf die ethische Seite legte, ist verständlich, bei der antithetischen Anlage solcher Erörterungen muß es jedoch von vornherein fraglich erscheinen, ob man es dann andererseits für den guten Monarchen bei den mehr technischen Vorzügen seines Regiments bewenden lassen konnte. Die Ausführung des Kontrastbildes verlangte auch bei ihm die Einbeziehung des ethischen Motivs, das selbst bei Herodot mit dem Begriff des ἄριστος zum mindesten angedeutet wird.

In welcher Richtung wir die Lösung zu suchen haben, kann wieder ein Blick auf Protagoras zeigen. Platon gibt in seinem nach dem führenden Sophisten benannten Dialog dessen Gedanken zur Entstehung des Staates in mythischer Einkleidung wieder[2]. Die bekannte Erzählung setzt auf dem Weg der Menschen zu politischer Gestaltung zwei Abschnitte voraus. Im ersten verfügten sie dank der Fürsorge des Prometheus zwar über die ἔντεχνος σοφία, die ihnen die Möglichkeiten zum primitiven Lebensunterhalt eröffnete, aber die δημιουργικὴ τέχνη allein genügte nicht, um staatliche Zusammenschlüsse zu schaffen, wie sie für die Behauptung gegenüber der feindlichen Umwelt notwendig waren. Jeder Versuch dazu führte zum rechtlosen Kampfe aller gegen alle, weil den Menschen noch die πολιτικὴ τέχνη fehlte. In dieser Not griff Zeus ein und ließ ihnen durch Hermes αἰδώς und δίκη bringen, so daß sie endlich zur Gründung von Staaten fortschreiten konnten.

Nach dem platonischen „Protagoras" mußte sich also auch für den Wegbereiter der griechischen Aufklärung die staatliche Gemeinschaft mit sittlichen Grundwerten verbinden, ohne die alle technischen Fertigkeiten nutzlos waren. Der Sophist fand sie in αἰδώς und δίκη, die er aus althellenischem Denken übernahm, und dementsprechend die Elemente der politischen Arete in σωφροσύνη und δικαιοσύνη[3]. Diese Zusammenstellung kehrt in den Kardinaltugenden des guten Herrschers der spätklassischen Zeit wieder, — nicht nur bei Platon, sondern auch bei Isokrates und anderen. An diesen ethischen Forderungen wird später speziell die Persönlichkeit des Monarchen gemessen, aber war die Möglichkeit dazu nicht schon in der Staatslehre des Protagoras klar vorgezeichnet? Was nach dem Sophisten in jeder Form staatlichen Zusammenlebens die unentbehrliche Grundlage politischer Tauglichkeit darstellte, galt unter der Alleinherrschaft für den Mann an der Spitze zweifellos in ganz be-

[1] Übrigens auch für die Herrschaft des Demos, dem Herod. 3, 81, 1 f. gleichfalls Hybris vorgeworfen wird.

[2] Prot. 320 D ff. W. Graf Uxkull-Gyllenband, Griechische Kulturentstehungslehren, Berlin 1924, 15 ff.

[3] Prot. 322 C; 323 A.

sonderem Maße. So erscheint es naheliegend, Sophrosyne und Dikaiosyne schon in den Anfängen der sophistischen Diskussion als die von uns postulierten ethischen Fundamente jener Gnome einzufügen, die den vorbildlichen Monarchen als ἄριστος zu seinem Werk befähigten, während umgekehrt der ,,Tyrann", dem sie fehlten, zu denjenigen zählte, die nach Protagoras als Krankheit des Staates auszumerzen waren[1].

Mit der frühsophistischen Stufe der Staatstheorie darf neben der Verfassungsdebatte Herodots auch die bereits erwähnte Deiokes-Geschichte in Verbindung gebracht werden[2], und sie erklärt die Entstehung der monarchischen Gewalt ausdrücklich mit dem Bedürfnis der Menschen nach überlegener Wahrung der Dikaiosyne. Medien kannte damals noch keine straffe staatliche Ordnung. Man lebte nur in Dörfern, und es herrschten Anomie und allgemeines Faustrecht. Diesen Zustand machte sich der σοφός Deiokes zunutze, der nach der Herrschaft strebte. Er übte, zunächst in seinem eigenen Ort, das Richteramt mit solcher Gerechtigkeit aus, daß sich sein Ruf weithin verbreitete und er schließlich zum König des ganzen Landes erhoben wurde, damit Medien Eunomie erhalte. So konnte er ein absolutes Regiment aufrichten. Das Staatsleben wurde in der von ihm neugegründeten Polis Ekbatana konzentriert, der Herrscher erhob sich hoch über seine Untertanen, aber er blieb weiterhin, wenn auch mit großer Härte, auf Gerechtigkeit bedacht.

Für den Ausgangspunkt dieser Entwicklung ergibt sich eine auffallende Übereinstimmung mit den im Mythos des ,,Protagoras" dargelegten Gedanken. Hier wie dort leben die Menschen ursprünglich zerstreut (nach dem platonischen Protagoras σποράδην, nach Herodot κατὰ κώμας), und sie verfallen, weil ihnen das Element der Dikaiosyne fehlt, in den Zustand der Anomie. Erst nachdem dieser Mangel, und zwar in der Deiokes-Geschichte durch die Einrichtung der Monarchie, überwunden ist, wird der Weg zu wirklicher staatlicher Zusammenfassung frei. In der Verfassungsdebatte dagegen äußert sich, wie gesagt, Dareios nicht ausdrücklich zu den ethischen Motiven. Die Sophrosyne ergibt sich jedoch als positive Komplementäreigenschaft zur Hybris des ,,Tyrannen", während die Dikaiosyne der für den schlechten Machthaber typischen und neben der Hybris und dem allgemein menschlichen Phthonos auch von Otanes stark betonten Gewalttätigkeit[3] entgegengestellt werden konnte. Als ihre unmittelbare Auswirkung erscheint die von Dareios angeführte untadelige Betreuung des Volkes. Die weiterhin folgenden technisch-machtpolitischen Gesichtspunkte, denen wir auch in der Deiokes-Geschichte begegnen, sind allerdings ethisch neutral. Sie gehören einem anderen Vorstellungsbereich an, dessen Ein-

[1] Prot. 322 D. Man kann dies als theoretische Begründung des Tyrannenmords auffassen, vgl. im übrigen dazu H. Friedel, Der Tyrannenmord in Gesetzgebung und Volksmeinung der Griechen (Würzb. Stud. H. 11), Stuttgart 1937.

[2] Herod. 1, 96ff. Vgl. W. Nestle, a. O. 428f. H. Ryffel, a. O. 60ff.

[3] Herod. 3, 80, 5.

beziehung in die entstehende monarchische Theorie sich freilich gerade die Sophistik angelegen sein ließ.

So werden wir von verschiedenen Seiten her auf Protagoras verwiesen, und dies bestätigt die Auffassung, daß die der Verfassungsdebatte Herodots letztlich zugrundeliegenden Gedankengänge auch ohne die Notwendigkeit einer direkten literarischen Abhängigkeit in die geistige Nähe dieses Sophisten zu stellen sind[1]. Protagoras besaß als politischer Theoretiker im perikleischen Athen einen großen Namen, er wurde mit der Gesetzgebung für die Neugründung Thurioi betraut, zu deren Bürgern bekanntlich auch Herodot gehörte[2]. Hieraus sowie aus den gemeinsamen Beziehungen zu Athen ergibt sich die Wahrscheinlichkeit eines engeren persönlichen Kontaktes zwischen den beiden Männern. Allem Anschein nach hat Protagoras in den „Antilogien" seine neue Methode auch auf Probleme des Staates und der Verfassungstypen angewandt, und von hier aus spannt sich der Bogen wiederum zur platonischen „Politeia", die nach einer Stimme des späten vierten Jahrhunderts von diesem Werk des Sophisten in hohem Maße abhängig gewesen sein soll[3]. Vielleicht ist Protagoras dabei auch schon auf die Frage des Verfassungswandels eingegangen. Für ihn kann es sich jedoch nicht darum gehandelt haben, die absolute Überlegenheit oder Schwäche einer bestimmten Verfassung, etwa der Monarchie, herauszustellen, da er mit den von Fall zu Fall verschiedenen Voraussetzungen rechnete.[4] Was für das Perserreich richtig sein mochte, war es nicht für Athen, und umgekehrt. Ihm ging es zunächst um eine Definition der Grundformen und die dialektische Gegenüberstellung ihrer Vorzüge und Nachteile bzw. einer jeweils guten und schlechten Ausprägung. Eine derartige Analyse entsprach der geistigen Haltung dieses Sophisten, und im Grunde liegt auch in dem Verfassungsgespräch Herodots nicht viel anderes vor. Auf jeden Fall wurde damit das monarchische Problem noch nicht im Sinne der späteren Literatur Περὶ βασιλείας eigenständig behandelt, sondern blieb noch völlig eingefügt in ein umfassenderes Schema der Staatstypen.

Unter welchen Einflüssen der geschichtlichen Gegenwart und Vergangenheit entstand das Bild der jungen Staatstheorie von der Alleinherrschaft, wie es uns bei Herodot 3, 80ff. zum ersten Male in Umrissen entgegentritt? Daß dieser Zeit bereits die Bedeutung der großen Persönlichkeit im Leben des Staates vertraut war, kann kaum bestritten werden. Trotzdem muß der Versuch, den προστὰς τοῦ δήμου Herodots, aus dem der gute Monarch hervorgeht, primär mit

[1] Vgl. dazu jetzt die treffenden Bemerkungen von H. Ryffel, a. O. 34f., sowie T. A. Sinclair, a. O. 38.

[2] Zu Protagoras als Gesetzgeber von Thurioi W. Nestle, a. O. 265, zu Herodot und Thurioi F. Jacoby, a. O. 205ff., 242f.; W. Schmid, Gesch. d. griech. Lit. II, München 1934, 588 ff., zu den mit der Gründung von Thurioi zusammenhängenden Fragen überhaupt V. Ehrenberg, Amer. Journ. Philol. 69, 1948, 149 ff.

[3] Aristoxenos nach Diog. Laert. 3, 37, Prot. fr. 5 Diels-Kranz[6].

[4] W. Nestle, a. O. 293f.

Perikles in Verbindung zu bringen[1], eben daran scheitern, daß dessen Stellung, an staatstheoretischen Begriffen gemessen, niemals den Rahmen der athenischen Demokratie sprengte[2]. Die Pentekontaetie stellte überhaupt denjenigen Abschnitt in der ganzen griechischen Geschichte dar, in dem monarchische Formen innerhalb der hellenischen Welt am stärksten zurücktraten[3]. Das demokratische Athen, das die Erinnerung an die Überwindung der Tyrannis wach erhielt, befand sich im Aufstieg, und Sparta war trotz seines Königtums samt seinen Bundesgenossen de facto unter die Aristokratien einzureihen. Die mächtigen Tyrannenherrschaften drüben im griechischen Westen waren schon vor der Mitte des fünften Jahrhunderts zerfallen, nicht viel später verschwand auch in Kyrene die altehrwürdige Dynastie der Battiaden, und am Pontos griff in den dreißiger Jahren Perikles ein[4]. Die halbbarbarischen Randgebiete, wie Makedonien und Epirus, in denen nach wie vor monarchisch regiert wurde, fielen damals noch wenig ins Gewicht. Als Prototyp der Monarchie blieb jedoch das gewaltige persische Weltreich mit seiner umfassenden Organisation. Der Glanz und die Machtfülle seines Großkönigtums waren für die Griechen zu

[1] R. Schöll, Die Anfänge einer politischen Literatur bei den Griechen, München 1890, 12; eine aktuelle Beziehung auf Perikles möchten auch W. Aly, Formprobleme 104, A. 111 und J. S. Morrison, a. O. 13 vermuten. In Wirklichkeit gehört das Prostates-Motiv über die perikleische Zeit zurück zum ältesten Bestand staatstheoretischer Ansätze. H. Ryffel, a. O. 58 verweist in diesem Zusammenhang auf Solon fr. 8, 3f.; 10, 3ff., sowie auf Herod. 1, 59, 3 (Peisistratos). In dieser Beobachtung hatte sich geschichtliche Erfahrung der archaischen Zeit niedergeschlagen. Nun erscheint in der späteren Theorie die Prostasie gewöhnlich als die Durchgangsstufe zwischen Anomie und „Tyrannis". So war es für Platon Polit. 8, 565 D unbestreitbar, daß sich in der entarteten Demokratie ἐκ προστατικῆς ῥίζης der „Tyrann" erhebe, wobei sich die Parallele zu Anon. Jambl. 7, 12ff. nicht übersehen läßt. Es scheint jedoch auch hier, im Anon. 7, 14, wo von der Übernahme der ἐπιτροπεία und der φυλακή durch den Einen als Folge der Gesetz- und Rechtlosigkeit gesprochen wird, noch eine ursprünglich neutralere These, die auch die Wendung zur positiven Möglichkeit offen ließ, angedeutet zu sein, vgl. oben S. 386 Anm. 2.

[2] Die vielberufene perikleische „Monarchie" läßt sich durch Thuk. 2, 65, 9 nicht in dem Maße stützen, wie die übliche Übersetzung („Herrschaft des ersten Mannes", so z. B. U. Wilcken, Griech. Gesch.[7], München 1951, 161; H. Bengtson, Griech. Gesch., München 1950, 189) es nahezulegen scheint, vgl. dazu die Bemerkungen von E. Bayer, Würzb. Jahrb. 3, 1948, 55 A. 3. Daß die Gegner an Stellung und Regiment des überlegenen Staatsmannes „tyrannische" Züge entdeckten und ihn als „neuen Peisistratos" angriffen (Plut. Perikl. 16, 1f.), ändert an der staatsrechtlichen Situation nichts. Vgl. V. Ehrenberg, Am. Journ. Philol. 66, 1945, 132; 69, 1948, 161 Anm. 40.

[3] Den gegenteiligen Beweis erbringt weder G. Strohm in seinem abschließenden Kapitel a. O. 209ff. noch E. v. Stern, Staatsform und Einzelpersönlichkeit im klassischen Altertum, Halle 1923, 15f.

[4] Als letzte sizilische Tyrannis des frühen fünften Jahrhunderts ging 461 diejenige von Rhegion-Messana zu Ende, vgl. H. Bengtson, a. O. 199; der Untergang des Königtums in Kyrene läßt sich nicht genau datieren, fällt aber vermutlich kurz vor die Mitte des Jahrhunderts, vgl. Ed. Meyer, RE III 148; zum Sturz des Tyrannen Timesilaos von Sinope durch die Athener Plut. Perikl. 20, 1f.

jeder Zeit eindrucksvoll, möchte es auch einer anderen und fremdartigen Welt angehören. So lag es nahe, wenn sich die griechische Theorie bei der Behandlung der idealen Alleinherrschaft gerne an überragende Herrschergestalten des Ostens, an einen Kyros und Dareios, anlehnte und an ihnen, die außerhalb des hellenischen Bereichs standen, ihre Gedanken entwickelte. Vermutlich konnte schon Herodot das persische Milieu seines Logos für die Monarchie von anderer Seite übernehmen und brauchte es nicht erst selbst zu erfinden[1]. Die denkwürdigen Selbstzeugnisse des Dareios von Behistun und Naksch-i-Rustam wurden, wie sich neuerdings zeigen ließ, zur Publikation in die einzelnen Reichsteile gesandt und waren demnach auch im griechischen Westkleinasien bekanntgeworden[2]. In der Grabinschrift von Naksch-i-Rustam aber stellte der Großkönig bei der Aufzählung seiner Herrschertugenden den unbeirrbaren Willen zur Gerechtigkeit und die Beherrschung der eigenen Leidenschaft an die Spitze[3].

Neben dem persischen Beispiel, das die uralte monarchische Tradition des Vorderen Orients in sich schloß, erweisen sich jedoch andere, griechische, Voraussetzungen als von Anfang an bestimmender für den Weg, der bei der theoretischen Behandlung der Alleinherrschaft eingeschlagen wurde. Nach Platon hielt es Protagoras für eine Hauptforderung an den Gebildeten, daß er sich in den Werken der Dichter auskenne und zu ihrer Beurteilung und Auslegung imstande sei[4]. Bei Homer begegnete dem Griechen das mythische Königtum in einer Gestalt, die der modernen Forschung als vielschichtig erscheint[5]. Es fehlen nicht Züge eines charismatisch begründeten, absoluten Regiments, das in der Terminologie gelegentlich sogar an östliche Vorbilder erinnert. So gebrauchen auch die homerischen Epen bisweilen jenes ansprechende Bild vom Herrscher-Hirten, das der Alte Orient schon früh für den guten, fürsorglichen Monarchen geprägt hatte und das dann später von der griechischen Staatstheorie erneut aufgenommen wurde[6]. Doch daneben tritt der homerische Aga-

[1] Vgl. W. Nestle, Herodots Verhältnis zur Philosophie 30.

[2] M. Forderer, a. O. 77 Anm. 1, 82f.

[3] E. Herzfeld, Altpersische Inschriften, Berlin 1938, 4 ff.; R. G. Kent, Old Persian, New Haven/Conn. 1950, 138 ff.

[4] Plat. Prot. 338 E f.

[5] Vgl. G. Finsler, Neue Jahrb. 1906, 313 ff., 393 ff.; M. Nilsson, Das homerische Königtum, Sitz.-Ber. Berl. Akad., Phil.-hist. Kl. 1927; ders., Homer and Mycenae, London 1933, 215 ff.; W. Schadewaldt, Iliasstudien, Ber. Sächs. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. 43,6, Leipzig 1938, 37 ff.

[6] Wenn H. Strasburger, Gymnasium 60, 1953, 106 den homerischen ποιμὴν λαῶν (vgl. dazu K. Stegmann von Pritzwald, Zur Geschichte der Herrscherbezeichn. von Homer bis Plato, Leipzig 1930, 15ff.) als Beispiel für die bäuerliche Vorstellungswelt des heroischen Epos anführt, so ist daran zu erinnern, daß sich dieses Bild im Vorderen Orient schon seit dem Ausgang des dritten Jahrtausends in Verbindung mit dem Herrschertum nachweisen läßt. Schulgi von Ur (etwa 2052/07 v. Chr.) bezeichnete sich in einer Königshymne, die auch sonst einen beachtlichen Katalog ältester Herrschertopologie darstellt, als „der Hüter, der Hirt der Schwarzköpfigen", A. Falkenstein, Zeitschr. f. Assyriol. N. F. 16, 1952, 61 ff. Zur

memnon den griechischen Großen mit der anders fundierten, loseren Befehlsgewalt des indogermanischen Heerkönigtums gegenüber, das über den Willen der Gefolgschaft nicht einfach hinweggehen kann, ja mitunter ist der homerische König kaum mehr als der primus inter pares einer adligen Gesellschaft. Wie dieses auffällige Nebeneinander literargeschichtlich zu erklären ist, berührt uns in diesem Zusammenhang nicht, dagegen ist die Variationsbreite der hier vorliegenden Vorstellungen als solche bemerkenswert. Dieses mythische Herrschertum war zwar den realen politischen Gestaltungen des klassischen Griechentums weit entrückt, aber es erschien doch in der Verklärung geschichtlicher Anfänge.

Mit den Lyrikern des siebenten und sechsten Jahrhunderts treten wir dann in eine andere Welt ein. Ihre Dichtungen zeigen die Entfaltung des individuellen Bewußtseins bei den Griechen nicht weniger als gleichzeitig auf politischem Gebiet die Tyrannis[1]. Die neue Alleinherrschaft, deren Herkunft illegitim war und die ihren persönlichen Machtwillen über den Nomos der Bürgergemeinschaft setzte, bedeutete für das jetzt bereits entwickelte Polisbewußtsein eine auf die Dauer unerträgliche Vergewaltigung. Solon sah ihre Wurzeln in der Dysnomie und im entfesselten Egoismus des Einzelnen, ihr Aufkommen brachte den Politen Knechtschaft. Die Tyrannis beruhte für ihn einseitig auf dem Element der Gewalt (βία) – dem vollen Gegensatz zur Dike – und zerstörte damit die staatliche Ordnung[2]. Diese ethisch begründete Ablehnung eines solchen Regiments war aus der tiefsten Schicht griechischen Staatsdenkens erwachsen und blieb seitdem ein beherrschender Leitgedanke. Auch der megarische Aristokrat Theognis warnte vor der aus Stasis und Demagogie entspringenden Tyrannis[3], während der Triumph des Alkaios über den Untergang des Myrsilos oder seine Polemik gegen Pittakos viel persönlicher klingen[4]. Diese Stimmen der archa-

Wiederaufnahme des Motivs im frühen vierten Jahrhundert vgl. T. A. Sinclair, a. O. 141. Das fürstliche Epitheton διίφιλος in der Ilias leitete F. Dirlmeier, Philol. 90, 1935, 72ff. in seinem Gehalt gleichfalls von der altorientalischen Herrscherauffassung ab; anders H. Bengtson, a. O. 42. Ähnlich verhält es sich wohl auch mit dem allerdings schon sehr verblaßten Vater-Motiv der Odyssee (2, 46; 234; 5, 12), das mit politischer Färbung später bei Pindar (weniger Pyth. 3, 70ff. als vielmehr fr. 105) und bei Ion von Chios (fr. 2, 1 Diehl) auftritt, um dann unter der Einwirkung neuer Anregungen vom Perserreich her für das Herrscherbild der xenophonteischen Kyrupädie grundlegend zu werden. Vgl. dazu E. Skard, Pater patriae. Zum Ursprung einer religiös-politischen Idee, in: Festskrift til Halvdan Koht, Oslo 1933, 47ff. und allgemein zur Frage des Einflusses aus dem Osten die Bemerkung von V. Ehrenberg, Die Rechtsidee im frühen Griechentum, Leipzig 1921, 13.

[1] Vgl. H. Berve, Griech. Gesch. I², Freiburg i. Br. 1951, 134ff.

[2] Solon fr. 10, 3f. Diehl: ἐς δὲ μονάρχου δῆμος ... δουλοσύνην ἔπεσεν; vgl. fr. 3, 18ff.; βία τυραννίδος fr. 23, 9; 19f. Neben der Stasis (fr. 3, 17ff.) ist individueller Egoismus (fr. 23, 1ff.) die Quelle der Tyrannis. W. Jaeger, Paideia I², Berlin 1936, 187ff. H. Ryffel, a. O. 14ff.

[3] Theogn. 39ff. Diehl, in Anlehnung an solonische Gedanken, vgl. H. Ryffel, a. O. 18f.

[4] Alk. fr. 39; 87 Diehl.

ischen Zeit bringen zum ersten Male den tiefen Gegensatz zwischen Polis und individuellem Herrschaftsanspruch zum Ausdruck, und zwar schon in ganz grundsätzlicher Weise. An dem Bekenntnis zur Tyrannenfeindschaft, hinter der die Furcht vor ihrer Wiederkehr stand, hielten künftighin Aristokraten und Demos fest. In dieser Verdammung der Gewaltherrschaft wirkte unmittelbare geschichtliche Erfahrung nach. Das Bild dieser archaischen Tyrannen, etwa bei Herodot, weist schon eine Menge von Einzelzügen auf – Beispiele für die Grausamkeit und die List solcher Machthaber[1] –, die später in den festen Bestand des Tyrannenschemas übernommen wurden. Bezeichnenderweise war jedoch diese Überlieferung, deren Ursprünge in die Zeit lange vor der Entstehung der Theorie zurückreichten und die vielfach in der volkstümlichen Gestalt der Anekdote vorlag, keineswegs durchgehend mit dunklen Farben ausgestattet. Dieselbe Herrscherpersönlichkeit, z. B. Periander von Korinth, konnte in sehr verschiedenem Lichte erscheinen, bald als „Tyrann", bald als einer der „Sieben Weisen"[2].

In die letzten Jahrzehnte vor dem vollen Einsetzen der staatstheoretischen Diskussion gehören Aischylos und Pindar. Die Herrschergestalten des Tragikers sind, wie auch die seines Nachfolgers Sophokles, nicht aus einem wirklichen Erleben der Monarchie heraus erwachsen[3]. Als Athener lehnt der Dichter die illegitime „Tyrannis" scharf ab[4], das heroische Königtum aber, wie das des Argivers Pelasgos oder des Thebaners Eteokles, wird in ein dem Wohl der Polis verpflichtetes Führertum geradezu demokratischer Prägung umgedeutet. Wo dabei Vorstellungen von unbeschränkter Macht zu Wort kommen[5], klingt es ganz konventionell. Auf ein anderes Gebiet begab sich der Dichter, als er in den „Persern" ein Thema aus der Zeitgeschichte wählte. Der östliche, barbarische Absolutismus, wie er sich griechischen Augen mit seiner niemandem verantwortlichen „Gottgleichheit" darstellte[6], ist hier mit starken Strichen gezeichnet. Innerhalb dieses Rahmens läßt Aischylos in echt griechischem Empfinden der dem Perserstaate verderblichen Hybris des Xerxes das Maß seines größeren Vaters Dareios als des guten Herrschers gegenübertreten.

[1] Vgl. etwa die Schaffung der Leibwache durch Peisistratos, Herod. 1, 59, 4f., was sich nach Diod. 13, 95, 5 der ältere Dionysios bei seiner Machtergreifung in Syrakus zum Vorbild genommen haben soll, die Münzfälschungen des Polykrates, Herod. 3, 56, 2, oder das mit Thrasybul von Milet und Periander von Korinth verbundene berühmte Ährenbeispiel, Herod. 5, 92ζ.

[2] Zur Überlieferung über Periander vgl. F. Schachermeyr, RE XIX 705ff.

[3] Vgl. W. Nauhardt, Das Bild des Herrschers in der griechischen Dichtung (Neue Deutsch. Forsch., Abt. Klass. Philol., Bd. 255), Berlin 1940, 43ff.

[4] Aischyl. Agam. 1364f.: ἀλλ' οὐκ ἀνεκτόν, ἀλλὰ κατθανεῖν κρατεῖ. πεπαιτέρα γὰρ μοῖρα τῆς τυραννίδος. Zur Terminologie des Dichters H. Bengl., a. O. 59f.

[5] Wenn etwa der Chor in den Hiketiden (370) zu Pelasgos sagt: σύ τοι πόλις.

[6] Vgl. zu diesen Motiven jetzt E. Wolf, Griechisches Rechtsdenken I, Frankfurt/Main 1950, 359ff.

Bedeutungsvoll erscheint in unserem Zusammenhang auch der Beitrag Pindars[1]. Daß bei ihm schon um 470 die drei klassischen Verfassungstypen als bekannt vorausgesetzt werden[2], ist längst bemerkt worden. Nun mag die Einstellung des Dichters gerade zur Monarchie als in sich widerspruchsvoll erscheinen. Von ihr gewann er, der seine in archaischem Denken wurzelnde aristokratische Einstellung nie verleugnet hat, bei seinem Aufenthalt am Hofe Hierons I. von Syrakus einen starken Eindruck. Während er nun auf der einen Seite seine glanzvollsten Schöpfungen dem sizilischen Herrscher widmete und dessen Machtfülle, die für ihn durch Gerechtigkeit, Milde und Weisheit geadelt war, besang, tadelte er andererseits die maßlose, dem Gemeinwohl abträgliche „Tyrannis"[3]. Dahinter stand jedoch bereits die Auffassung, daß es bei der Alleinherrschaft ganz besonders darauf ankomme, in welchem Geiste sie ausgeübt werde. Die Frage nach der äußeren Legitimierung trat demgegenüber zurück. In den Dichtungen Pindars für Hieron und andere große Herren im Westen und Süden der griechischen Welt lassen sich die Grundzüge eines „Fürstenspiegels" erkennen[4], die ersten Ansätze zu einem Herrscherideal, das Besitz und Ausübung der Macht aus altgriechischem Denken geschöpften sittlichen Normen unterstellt und ihr damit eine höhere Weihe verleiht. Daß diese neue Wendung zu einer positiven Interpretation monarchischer Gewalt unter Griechen aus einer Begegnung mit realem Herrschertum hervorging, ist besonders lehrreich.

Die Sophistik konnte, wie aus diesen Hinweisen deutlich geworden sein wird, bei ihrer Behandlung der Monarchie in weitem Umfang an älteres Gedankengut anknüpfen. Sie hat die Grundvorstellungen des guten bzw. schlechten Herrschers nicht erst an Hand zeitgenössischer Vorbilder geschaffen, auch die meisten Elemente zu ihrer Ausführung im einzelnen lagen schon bereit. Das entscheidende Neue ist vielmehr auch in diesem Teilbereich sophistischen Staatsdenkens im Durchbruch der Ratio und der Fähigkeit zur Abstraktion zu suchen, die zur Theorie und zum Schema führten. Das homerische Königtum, die Erinnerungen an die archaische Tyrannis, das von Pindar gefeierte Herrschertum oder das Großkönigtum des persischen Ostens verbanden sich jeweils mit ganz bestimmten mythischen und historischen Gegebenheiten. Eine theoretische Erörterung der monarchischen Staatsform konnte sich solcher geschichtlich bedingter Beispiele und Motive wohl bedienen und sie zu einem

[1] Dies geht schon aus der lange anhaltenden Diskussion des Pindarwortes νόμος ὁ πάντων βασιλεύς (fr. 169) hervor, dazu H. E. Stier, ΝΟΜΟΣ ΒΑΣΙΛΕΥΣ, Diss. Berlin, 1927. Vgl. jetzt auch F. Heinimann, Nomos und Physis (Schweiz. Beitr. z. Altertumswiss. H. 1), Basel 1945, 67ff. [2] Pyth. 2, 86ff.

[3] Pyth. 11, 53f., vgl. weiter die Erwähnung des grausamen Phalaris von Akragas, Pyth. 1, 95f.

[4] W. Nauhardt, a. O. 27ff. H. Gundert, Pindar und sein Dichterberuf, Frankfurt/Main 1935, 83ff. A. Hauser, Pindars Stellung zur alten und neuen Zeit, Diss. (maschinenschr.) Tübingen 1923, 56ff.

System zusammenfügen, sie sah sich aber darüber hinaus vor die Aufgabe gestellt, die Alleinherrschaft als solche auf einer abstrakten Ebene zu charakterisieren und einzuordnen. Dabei ging die Sophistik auch hier den Weg einer antithetischen Aufgliederung des Themas, die in diesem Falle sogar besonders naheliegen mochte, und steckte damit den Rahmen für die gesamte weitere Diskussion des Herrscherproblems in der griechisch-römischen Antike ab. Seit diesen Anfängen blieb die monarchische Theorie mehr als jedes andere Feld staatstheoretischer Überlegungen von einer schematischen Gegenüberstellung zweier Möglichkeiten beherrscht, – des „Tyrannen" und des guten Herrschers, deren negative bzw. positive Züge aufeinander abgestimmt waren. In der Terminologie wurde dieser Schritt freilich nur zögernd sichtbar, denn noch bis in den Anfang des vierten Jahrhunderts konnte τύραννος sowohl den Monarchen schlechthin als auch bereits prägnant den Gewaltherrscher bezeichnen[1]. Doch in jener kurzen Skizze bei Herodot 3, 80ff. ist im Vergleich mit dem weniger einheitlichen Urteil des Historikers über die geschichtlichen Tyrannen der archaischen Zeit schon der Übergang zu der an der neuen Methode geschulten Auffassung vollzogen[2]. Hier finden wir eine Anzahl von Eigenschaften und Handlungen des schlechten Herrschers, wie sie bisher in der Literatur auf bestimmte Persönlichkeiten bezogen wurden und zerstreut vorlagen, ins Typische erhoben und zu einem wenn auch noch nicht vollständigen Gesamtbild vereinigt.

Der legitime oder illegitime Ursprung der umstrittenen Monarchie steht in diesen Herodot-Abschnitten nicht zur Debatte, der Gegner der „Tyrannis" stützt seine Beweisführung auf die notwendige sittliche Entartung des Machthabers und ihre Auswirkungen. Umgekehrt dürfen wir, wie sich ergab, schon in der damaligen Diskussion für den vorbildlichen Monarchen eine durch Dikaiosyne und Sophrosyne bestimmte ethische Grundhaltung annehmen. Sie stellt den Gegenpol zur Hybris des Gewaltherrschers dar, aus ihr erwächst die von Herodot angeführte Betreuung des Volkes durch den „Besten". Die letzte Ursache des sittlichen Versagens der Monarchie, die dann unter anderem auch

[1] Die bis heute vorherrschende Meinung hat E. Zeller, Über den Begriff der Tyrannis bei den Griechen, in: Kl. Schr. I, Berlin 1910, 398ff. präzisiert. Danach ist die Verschiebung von den ursprünglich staatsrechtlichen auf die ethischen Kriterien mit Platons Staatslehre in Verbindung zu bringen (a. O. 402ff.). Die Antithese βασιλεύς — τύραννος geht jedoch offenbar über Sokrates (vgl. Xen. Mem. 4, 6, 12) zurück auf die Sophistik. So sprechen in der Verfassungsdebatte Herodots nur die Gegner der Alleinherrschaft, wobei Otanes ja die ethische Seite besonders stark hervorkehrt, neben dem neutralen μούναρχος von τύραννος, Dareios dagegen nie. Auch die Deiokes-Geschichte ist hierzu heranzuziehen, vgl. H. Ryffel, a. O. 62f., 239. In diesem Sinne wandte sich Hippias, der übrigens die Geschichte des Wortes τύραννος untersucht hat (fr. 9 Diels-Kranz[6]) unter Abwandlung des Pindarwortes gegen den νόμος τύραννος (Plat. Prot. 337 D). Auch Gorgias war nach fr. 11a, 14 Diels-Kranz[6] mit dieser Antithese vertraut.

[2] Zum Urteil Herodots über die Tyrannis allgemein K. Wüst, a. O. 59f.

die Verletzung der νόμαια πάτρια zur Folge hat, sieht Otanes jedoch darin, daß sie ἀνεύθυνος ist[1]. Der Großkönig war, wie schon Aischylos es ausdrückte, als absoluter Herrscher οὐχ ὑπεύθυνος[2]. Dareios seinerseits geht auch auf diese Fragestellung nicht ein und begnügt sich mit dem etwas farblosen Bekenntnis zu den πάτριοι νόμοι im Sinne der monarchischen Tradition der Perser[3]. Die Antithese wird innerhalb der Rede des Otanes durchgeführt, sie liegt im Gegensatz zwischen der Monarchie und der Herrschaft des Volkes, unter der die Träger der Regierung rechenschaftspflichtig sind. Dennoch rückt schon hier das Problem Herrschertum und Nomos nahe, dessen volle Bedeutung allerdings erst in der weiteren Ausgestaltung der staatstheoretischen Diskussion sichtbar wird. Bekannt ist die sokratische Definition der „Tyrannis" und der guten Monarchie (βασιλεία) bei Xenophon. Danach übt diese ihre Herrschaft mit Willen der Untertanen – wovon noch zu sprechen sein wird – und κατὰ νόμους aus, während für jene das Gegenteil gilt[4]. Für die „tyrannische" Form der Alleinherrschaft ist die Mißachtung der Nomoi schon bei Herodot ein Kriterium, ebenso auch bei Euripides und Thukydides[5]. Darin lag bereits immanent die Möglichkeit, für den guten Monarchen ein entgegengesetztes Verhalten zu fordern. Wir wissen aber, daß die Theorie auch noch eine ganz andere Folgerung zog, die von der späten Sophistik über Platon bis auf Aristoteles in verschiedenen Brechungen vorliegt: Das Herrschertum, und zwar gerade auch in seiner positiven Ausprägung, steht über dem Nomos, der in ihm verkörpert wird und von ihm seinen Ausgang nimmt[6]. Diese Begründung des Absolutismus verlegte das Schwergewicht erst recht auf die Persönlichkeit des Monarchen, von der alles weitere abhing.

Für die Monarchie werden nun bei Herodot auch noch Gesichtspunkte ins Feld geführt, die sich nur sekundär mit der ethischen Grundlage des Herrschertums in Verbindung bringen ließen, dafür aber den speziellen Interessen der Sophistik um so näher standen. Die erfolgreiche Wahrnehmung von Staatsgeheimnissen berührt die technischen Vorzüge des monarchischen Regiments. Dieser Gedanke, der von Dareios ganz isoliert vorgebracht wird – allerdings

[1] Herod. 3, 80, 3; dagegen übt das Volk die Herrschaft ὑπεύθυνος aus, 3, 80, 6.

[2] Aischyl. Pers. 213; vgl. Prom. 324. [3] Herod. 3, 82, 5. [4] Xen. Mem. 4, 6, 12.

[5] Eur. fr. 172. Thuk. 3, 62, 3: νόμοις καὶ τῷ σωφρονεστάτῳ ἐναντιώτατον, was nicht nur für die Dynasteia weniger, sondern auch für die Tyrannis gilt.

[6] Eur. Hiket. 431 f.: κρατεῖ δ'εἷς τὸν νόμον κεκτημένος αὐτὸς παρ' αὐτῷ. Die theoretische Begründung war im übrigen sehr verschieden. Im Gespräch zwischen Perikles und Alkibiades, Xen. Mem. 1, 2, 40 ff., wird die Auffassung vertreten, daß die politische Macht grundsätzlich den Nomos schaffe, wovon dann allerdings der „Tyrann" nachträglich ausgenommen wird, weil er μὴ πείσας τοὺς πολίτας ἀναγκάζει ποιεῖν γράφων, und dies Anomie sei. Daß umgekehrt die Tyrannenmoral des platonischen Kallikles im Gorgias (483 A ff.) sich über Gesetz und Recht stellt, ist selbstverständlich. Im Politikos 293 C ff.; 300 C ff. steht jedoch auch für Platon der gute Herrscher, der über die wahre Episteme des Staatsmanns verfügt, über den starren Gesetzen. Dasselbe gilt bei Aristoteles Polit. 3, 1284 a für die Träger überlegener Arete, die selbst das Gesetz sind.

in Antithese zu den von Otanes gerühmten demokratischen Verhältnissen –, tritt dann später bei Isokrates erneut auf, und zwar als Glied einer breiteren Argumentation[1]. Er begegnet übrigens noch einmal an anderer Stelle: In der Schilderung, die Diodor von den Vorbereitungen des großen Karthagerkrieges durch den älteren Dionysios entwirft[2]. Es handelt sich um einen jener Abschnitte des Historikers, die über das hier als Vorlage benutzte Werk des Timaios auf den Zeitgenossen Philistos zurückweisen, der als Schüler des Euenos von Paros und Thukydideer seine Darstellung des sizilischen Herrschers unter dem geistigen Einfluß der Sophistik geschrieben hatte[3]. Dieses einzelne Motiv, dessen langes Fortwirken bemerkenswert ist, öffnet den Blick auf den in der späteren Literatur dann deutlicher faßbaren Aspekt einer praktisch-technischen Überlegenheit der Monarchie. Bei Isokrates bezieht es sich auf die militärischen Verhältnisse, doch unmittelbar zuvor werden die Vorteile des monarchischen Fachbeamtentums gegenüber dem egoistischen Dilettantismus der bürgerlichen Polisverwaltung dargelegt[4]. Philistos aber ging anschließend auf die Festungsbauten und Rüstungen in Syrakus ein, bei denen das vom Herrscher zielbewußt angesetzte technische Spezialistentum so erfolgreich wirkte[5].

Mit dieser bei Herodot erst angedeuteten technischen Seite verbindet sich der Gedanke der inneren und äußeren Stärke, die Dareios in der Verfassungsdebatte für die Monarchie des „Besten" weiterhin in Anspruch nimmt. Schon ihre Entstehung bedeutet den Sieg über die auflösenden Kräfte, über Cliquenwesen, Stasis und Anomia, aber auch nach außen vermag die Alleinherrschaft die Freiheit am besten zu gewinnen und zu sichern. Der machtpolitische Gesichtspunkt hat in den entsprechenden Erörterungen der Sophisten zweifellos von Anfang an eine bedeutende Rolle gespielt. Für Thukydides, der für seine Geschichtsbetrachtung der sophistischen Problematik so viel verdankte[6], stand er durchaus im Mittelpunkt. Nun ist der Historiker für unser Thema wenig ergiebig, und zwar schon deswegen, weil der Peloponnesische Krieg, den er schilderte, eine Auseinandersetzung zwischen demokratisch oder aristokratisch regierten Polisstaaten darstellte. Die staatsmännischen Tugenden des thukydideischen Perikles sind gewiß in manchen Punkten den Forderungen an den idealen Monarchen verwandt[7], doch der πρῶτος ἀνήρ der athenischen Demokratie war kein Herrscher gewesen[8]. Auch die Zeichnung der Peisistratiden-

[1] Isokr. Nikokl. 22. Auf die Parallele zu Herod. 3, 82, 2 machte schon E. Maaß, a. O. 586ff. aufmerksam, vgl. weiter W. Nestle, Griech. Stud., Stuttgart 1948, 480.

[2] Diod. 14, 18, 1.

[3] K. F. Stroheker, Hist. Zeitschr. 173, 1952, 245ff.

[4] Isokr. Nikokl. 17ff.

[5] Diod. 14, 18; 41ff. Vgl. K. F. Stroheker, a. O. 239ff.

[6] W. Nestle, Thukydides und die Sophistik, in: Griech. Stud. 321ff.

[7] Dazu G. F. Bender, Der Begriff des Staatsmannes bei Thukydides, Diss. Würzburg 1938. So tauchen die Stichworte φιλόπολις, γνῶναι τὰ δέοντα und χρημάτων κρείσσων bei Isokr. An Nikokl. 15; 52; Nikokl. 35 wieder auf (Hinweis von Dr. E. Bayer).

[8] Vgl. oben S. 390 Anm. 2.

Tyrannis bei Thukydides ist ganz und gar nicht doktrinär[1]. Dennoch gibt der Historiker gelegentlich Andeutungen, die in unserem Zusammenhang Beachtung verdienen. So übt er in der Archäologie Kritik an den archaischen Tyrannen, weil es ihnen allen nur um ihren eigenen Vorteil und um ihre Macht und Sicherheit im Innern gegangen sei, während sie sich zu großen Unternehmungen nach außen unfähig gezeigt hätten[2]. Ganz anders klingt die Charakteristik eines zeitgenössischen Monarchen, des Makedonenkönigs Archelaos, von dem gesagt wird, er habe durch den Bau von Straßen, festen Plätzen und Städten, sowie durch die Reorganisation des Heerwesens für sein Land mehr getan als seine acht Vorgänger zusammengenommen[3]. In den Augen des Geschichtsschreibers war dies gewiß ein hohes Lob. Im Gegensatz zu dem selbstsüchtigen, unbedeutenden Regiment der älteren Tyrannen sah er in Archelaos einen tüchtigen Herrscher, weil er die Machtmittel Makedoniens so energisch entwickelte. Hinter dieser unterschiedlichen Wertung monarchischer Regierungen wird, auf den machtpolitischen Gesichtspunkt beschränkt, wiederum die Antithese der Theorie spürbar. Daß die (gute) Alleinherrschaft den Staat mehr als jede andere Verfassung auf die Höhe der Macht führe, war für Isokrates später in seiner Rede an Nikokles eine erwiesene Sache, und auf dem Weg hierzu rühmte er an dessen Vater Euagoras vor allem den Bau von Hafen, Mauern und Kriegsschiffen[4]. Wenn nun Platon im „Gorgias" solche Leistungen als Kriterium für die wahre Größe eines Staatsmannes ausdrücklich ablehnte[5], während sie Philistos in seiner Geschichte des älteren Dionysios unterstrich[6], so können wir daraus ihre Bedeutung in der spätsophistischen Diskussion entnehmen. Die Errichtung großer Bauten erscheint zwar schon bei Herodot als typisch monarchisch-tyrannischer Zug[7], aber noch nicht mit jener ausgesprochenen Wendung ins Positive, der ihm dann mit der weiteren Ausgestaltung der Theorie verliehen wurde, die ihn in das Bild des guten, auf die Macht und Größe des Staates bedachten Herrschers einbezog[8].

So inkongruent auch die verschiedenartigen Argumente, die uns schon auf der frühen Stufe der monarchischen Theorie begegnen, zunächst erscheinen

[1] Thuk. 6, 54ff. [2] Thuk. 1, 17. [3] Thuk. 2, 100, 2.

[4] Isokr. Euag. 47. Zur Leistungsfähigkeit der Monarchie im Kriege vgl. besonders Isokr. Nikokl. 22. Zu den vornehmsten Aufgaben des Herrschers gehört es πόλιν μεγάλην ἐκ μικρᾶς ποιῆσαι, Isokr. An Nikokl. 9.

[5] Gorg. 519 A; ... καί φασιν μεγάλην τὴν πόλιν πεποιηκέναι αὐτούς (518 E) bezieht sich offensichtlich auf das machtpolitische Argument der sophistischen Diskussion.

[6] Diod. 14, 18; 41ff., zur Quellenlage K. F. Stroheker, Satura O. Weinreich, Baden-Baden 1952, 152f.

[7] Besonders stark wird dieses Motiv wiederum in der Deiokes-Geschichte Herod. 1, 98, 2ff. herausgearbeitet.

[8] Ihrer Bautätigkeit rühmten sich bereits die altorientalischen Herrscher gerne. Ein besonders schönes Beispiel dafür bietet mit vielen technischen Einzelheiten die Dareios-inschrift aus Susa bei E. Herzfeld, a. O. 13 ff.; R. G. Kent, a. O. 142ff.

mögen – sie reichen von den ethischen Voraussetzungen, in denen am stärksten älteres Denken nachwirkte, bis zu den technischen und machtpolitischen Motiven, in denen die besonderen Anliegen der Sophistik mehr zu Wort kamen –, sie fügen sich doch auf höherer Ebene zu einem Ganzen zusammen: Der ideale Herrscher, dem die ethisch-politischen Kardinaltugenden nicht fehlen dürfen, wirkt eben nach jeder Richtung zum Wohle des Staates. Er sorgt für das Volk und macht den inneren Streitigkeiten ein Ende, sein Regiment ist technisch überlegen und führt auch zu äußerer Stärke. Für seinen Antipoden im monarchischen Teil des Verfassungsschemas, den „Tyrannen", gilt in allem das Gegenteil. Er wird von Hybris und gewalttätigem Egoismus getrieben, seine Macht bedeutet im Innern Unsicherheit und dauerndes Unrecht, nach außen aber Schwäche.

Von den Tragödien des Euripides, in denen die geistige Umwelt der Sophistik überall spürbar wird, läßt sich am ehesten eine weitere Ergänzung und Bestätigung unserer bisherigen Ergebnisse erwarten. Der Dichter berührt ja in seinen Werken, deren Abfassung sich über fast die ganze zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts erstreckte, immer wieder auch das monarchische Problem. Nun hat gerade ihn Platon in der „Politeia" auffallend scharf als Lobredner der „Tyrannis" angegriffen[1]. Die hier vorgebrachten Argumente sind allerdings kaum beweiskräftig. Das erste Zitat, das Platon anführt, stammt nicht aus Euripides, sondern aus Sophokles[2], und auch das zweite bedeutet, in seinen ursprünglichen Zusammenhang eingeordnet, alles andere als eine Verherrlichung des „göttergleichen" absoluten Regiments[3]. Gegenüber dem abfälligen Urteil Platons kam die neuere Forschung zu einem ganz anderen, jedoch gleichfalls recht einseitigen Ergebnis. Ihr gilt Euripides „sein ganzes Leben hindurch" als „ein ausgesprochener Anhänger der Demokratie"[4].

Eine Interpretation der entsprechenden Äußerungen des Dichters muß zunächst beachten, daß er die Terminologie im Sinne der Theorie nicht konsequent einhält[5]. Weiterhin läßt sich seine eigene Stellungnahme nur bei vollständig erhaltenen Stücken, wie den „Hiketiden" oder den „Phoinissen", schlüssig entnehmen[6], während wir uns bei den Fragmenten meist damit begnügen müssen, in ihnen ganz allgemein Ansichten zu sehen, die der Tragiker in dem betreffenden Drama zu Wort kommen ließ, ohne daß sie sich mit seiner persönlichen Auffassung zu decken brauchten. Wenn man unter diesem Vor-

[1] Plat. Pol. 8, 568 AB. Zum Grundsätzlichen vgl. K. Glaser, Wien. Stud. 58, 1940, 30ff., besonders 63.

[2] σοφοὶ τύραννοι τῶν σοφῶν συνουσίᾳ = Soph. fr. 13 Nauck[2].

[3] Das von Platon angeführte angebliche Lob der ἰσόθεος τυραννίς durch Euripides bezieht sich auf Troi. 1169; in die Nähe gehört fr. 250 aus dem Archelaos.

[4] W. Nestle, Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung, Stuttgart 1901, 283.

[5] Ebenso wie Sophokles, vgl. H. Bengl, a. O. 60.

[6] Vgl. neuerdings die methodischen Bemerkungen von J. Vogt, Akad. d. Wiss. u. d. Lit. Mainz. Abh. d. geistes- u. sozialwiss. Kl. 1953, Nr. 4, 174.

behalt die euripideischen Urteile über die Alleinherrschaft nebeneinanderstellt, dann wird die entschiedene Ablehnung gewiß bei weitem überwiegen. Von einem wirklichen Lob der Monarchie kann nur vereinzelt die Rede sein, aber es fehlt nicht ganz. Schon dies läßt vermuten, daß auch Euripides mit der von der Sophistik ausgebildeten antithetischen Gliederung und Wertung der monarchischen Staatsform gearbeitet hat. Eindeutig bestätigt wird diese Annahme durch das Rededuell zwischen dem thebanischen Herold und Theseus in den „Hiketiden", das unverkennbar sophistische Einflüsse aufweist und in die nächste Nähe der Verfassungsdebatte Herodots gehört[1]. Selbstverständlich kannte der Dichter das hergebrachte und jetzt von der neuen Staatstheorie systematisierte Bild des tyrannischen Despoten mit allen seinen Schwächen. Schon in seinem ersten Stück, den 455 aufgeführten „Peliaden", findet sich ein Passus, in dem von dem unglücklichen inneren Zustande des „Tyrannen" gesprochen wird, der in seiner ewigen Furcht sogar seine Freunde töten muß[2]. Eine solche Herrschaft bedeutet Mord, Eidbruch und Zerstörung der Polis, wie es im „Bellerophontes" heißt[3]. In diesem Sinne hält auch der Theseus der „Hiketiden", der selbst in Wirklichkeit kein Monarch, sondern ein demokratischer Prostates von der Art des Perikles ist, dem Sprecher der absoluten „Tyrannis" den Spiegel vor: Sie ist der Feind der Untertanen, ihrer Furcht fallen die Besten zum Opfer, sie reißt den Reichtum der Bürger an sich und entehrt die Frauen[4]. Der „Tyrann" muß um die Gunst der Masse buhlen, aber trotz allen äußeren Glanzes ist seine Herrschaft innerlich brüchig und vergänglich[5]. Da ist doch das Leben eines Privatmannes, der nicht immer von Angst und Vorsicht bedrückt wird, vorzuziehen[6].

Auf der anderen Seite sagt aber auch Euripides einmal – in einem Chorlied der bezeichnenderweise nicht in Athen aufgeführten „Andromache" –, daß im Staate wie im privaten Leben der schlichtere Verstand eines Gebieters mehr ausrichte als ganze Scharen von Weisen[7]. Der σώφρων καὶ δίκαιος ἀνήρ – die Zusammenstellung entspricht der von uns für die Theorie vorausgesetzten ethischen Grundhaltung des guten Monarchen – führt am besten die Polis[8]. Wie sich der vorbildliche Herrscher verhalten soll, legt im „Erechtheus" der sterbende König seinem Sohne nahe: Milde, Gerechtigkeit, Frömmigkeit werden von ihm gefordert. Besitz ist erstrebenswert, aber nicht auf unrechtem

[1] Hiket. 399ff. [2] Fr. 605. [3] Fr. 286, 5ff.

[4] Hiket. 429ff.: οὐδὲν τυράννου δυσμενέστερον πόλει κτλ. Besonders interessant ist der v. 447ff. ausgesprochene Gedanke der Schwäche einer „tyrannisch" regierten Polis.

[5] Ion 621ff.; Phoin. 549ff.; fr. 171; 420.

[6] Ion 625ff. Dieses Motiv, das sich bereits bei Archilochos (fr. 22, vgl. W. Jaeger, Paideia I² 173) ankündigt, wird dann im Hieron Xenophons weiter ausgeführt. Vgl. auch Isokr. An Nikokl. 4f.

[7] Androm. 479ff., vgl. W. Schmid, a. O. III, München 1940, 397 A. 4, 404.

[8] Fr. 282, 24ff., vgl. fr. 200, sowie in anderem Zusammenhang schon Aischyl. Sept. 610: σώφρων, δίκαιος, ἀγαθός, εὐσεβὴς ἀνήρ....

Wege. Zügellose Freunde und Schmeichler sind zu meiden, dagegen ist der Umgang mit reifen, älteren Männern zu suchen. Nie soll er seine Stellung zu unsittlichen Ausschweifungen mißbrauchen und niemals die schlechten Elemente in der Polis zu Rang und Würden bringen[1]. Dies alles ist nichts anderes als ein positives Gegenbild zum schändlichen Verhalten des „Tyrannen", dessen Fehler vermieden werden müssen. Kommt es doch, wie es an anderer Stelle heißt, auf die monarchische Regierungsform an sich weniger an als auf die Persönlichkeit an der Spitze: ἀνδρὸς ὑπ' ἐσθλοῦ καὶ τυραννεῖσθαι καλόν[2]. Nicht der ethischen, sondern der technischen Seite der Alleinherrschaft gelten die Argumente des thebanischen Herolds in den „Hiketiden", die allerdings von Theseus mit dem Hinweis auf die sittliche Minderwertigkeit und die schlimmen Folgen der „Tyrannis" überlegen zurückgewiesen werden: In seiner Stadt herrscht nicht der leicht beeinflußbare, des Regierens unkundige Demos mit seinen Kreaturen, sondern der erfahrene Monarch, der eine stetige Regierung gewährleistet[3]. Dieser wichtige Gesichtspunkt klingt übrigens schon in der Verfassungsdebatte Herodots bei der Kritik der Demokratie durch den „Aristokraten" Megabyzos an[4]. Der Gedanke des von der Sophistik auch auf politischem Gebiet entwickelten Fachwissens und des jetzt aufkommenden Spezialistentums wird damit zugunsten der Monarchie in die Waagschale geworfen. Auch von hier aus führt die Linie weiter zur Diskussion des Herrscherproblems im frühen vierten Jahrhundert.

Die bei Euripides vorliegenden Stimmen zur monarchischen Regierungsform lassen sich, wenn man sie von dem persönlichen Urteil des Tragikers abstrahiert, zunächst am besten von der antithetischen Behandlung der monarchischen Möglichkeiten, wie sie von der sophistischen Staatstheorie durchgeführt worden war, her verstehen. Während der „Tyrann" von seinen niederen Trieben bestimmt wird und in seinem Egoismus Ordnung und Existenz der Polis zerstört, bedeutet der Monarch im guten Sinne einen unter Umständen sogar notwendigen, staatserhaltenden Faktor. Daß bei dem Tragiker die ethische Seite des Problems besonders stark in Erscheinung tritt, kann nicht auffallen, aber auch die praktisch-politischen Motive fehlen nicht ganz. Die bisher angeführten Äußerungen des Euripides lassen sich jedenfalls ohne weiteres in das bekannte Herrscherschema einordnen, doch dieses selbst stellte, wie noch einmal betont werden muß, seinem Ursprung nach nur einen Ausschnitt aus einer umfassenderen Erörterung der Staatsformen dar und noch keine selbständige Auseinandersetzung mit der Alleinherrschaft. Mochten auch diese Ansätze für den weiteren Gang der Diskussion noch so richtungweisend sein und in sich selbst zu immer besser durchdachten Definitionen führen, – um zu jener breiten theoretischen Behandlung der Monarchie zu kommen, wie sie dann in der Literatur seit dem frühen vierten Jahrhundert vorliegt, waren doch wohl noch andere Voraussetzungen notwendig. Wir werden kaum fehlgehen

[1] Fr. 362. [2] Fr. 8. [3] Hiket. 410ff. [4] Herod. 3, 81, 2.

mit der Annahme, daß dabei nun entscheidende Anstöße nicht nur von der geistigen, sondern auch von der politischen Entwicklung der spätklassischen Zeit her kamen.

Wenn man in diesem Zusammenhang von einer Wechselbeziehung zwischen politischer Theorie und Praxis spricht, dann möchte man zuallererst an die bekannte spätsophistische Lehre vom Naturrecht des Starken denken. Verbindet sie doch den der Sophistik eigenen Zug zum Individualismus mit der Kritik an der bestehenden Ordnung auf eine so radikale Weise, daß im politischen Leben keine andere Wirklichkeit mehr übrigbleibt als der brutale Machtwille des überlegenen Einzelmenschen. Mit dieser These scheint man aus der konsequenten Weiterentwicklung sophistischer Problemstellungen heraus dem Durchbruch monarchischen Denkens und Handelns bei den Griechen der späten Klassik am nächsten zu stehen[1]. Offenkundig fand sie bei dem inneren Niedergang der Polis am Ende des fünften Jahrhunderts in der sophistisch geschulten Jugend einen starken Widerhall und wurde von vielen als Quintessenz wahrer politischer Weisheit betrachtet. Das naturgegebene, von jeder Ethik gelöste Machtstreben, das Thukydides als treibendes Element der zwischenstaatlichen Beziehungen erkannte, wurde von dieser Theorie zur Rechtfertigung hemmungslosen Übermenschentums herangezogen, das sich damit auf den aller Tradition und Konvention überlegenen νόμος τῆς φύσεως berufen konnte. Sophistisch gebildete Politiker wie Alkibiades und Kritias standen gewiß unter dem Einfluß solcher Ideen. Bei Euripides vertritt sie Eteokles in den „Phoinissen" auf seine Weise kaum weniger kraß als dann später der platonische Kallikles im „Gorgias" oder Thrasymachos in der „Politeia"[2].

Die Lehre vom Naturrecht des Starken gründet sich letztlich auf die Antithese Nomos-Physis, die auch in die Diskussion des monarchischen Problems neue, fruchtbare Gedanken einführte. Die Physis-Vorstellung ließ sich jedoch, was nicht übersehen werden darf, nicht nur für, sondern auch gegen die Alleinherrschaft auswerten. Wenn die Menschen φύσει gleich waren[3], dann konnte dies als Einwand gegen die Institution der Monarchie vorgebracht werden. Von diesem Blickpunkt aus mußte der Wille eines einzelnen zur Herrschaft über Gleiche (ὅμοιοι) als geradezu unbillig und unvernünftig erscheinen, wie es Euripides einmal ausdrückte[4]. Gegen den machthungrigen Eteokles der „Phoinissen" wendet sich seine Mutter Jokaste mit dem Lob des Urgesetzes mensch-

[1] Vgl. J. Kaerst, Stud. z. Entw. u. theor. Begründ. d. Monarchie im Altertum, München-Leipzig 1898, 12 ff.

[2] Eur. Phoin. 503 ff., bes. 524 f. die berühmten Verse:

εἴπερ γὰρ ἀδικεῖν χρή, τυραννίδος πέρι
κάλλιστον ἀδικεῖν, τἄλλα δ' εὐσεβεῖν χρεών.

Plat. Gorg. 483 A ff.; 491 E ff.; Polit. 1, 343 A ff. Vgl. dazu jetzt E. Wolf, a. O. II 103 ff.

[3] Zur Lehre Antiphons vgl. W. Nestle, Mythos 377 ff.; E. Wolf, a. O. 89 f.

[4] Eur. fr. 172.

licher Gleichheit[1]. Derartige Erwägungen stellen innerhalb der Physis-Theorie eine echt sophistische Replik zu der entgegengesetzten Folgerung dar, daß nämlich Unterschiede in den menschlichen Anlagen und Fähigkeiten das Natürliche seien und ihnen, im Gegensatz zu der demokratischen Forderung der Isonomie, auch im Leben des Staates Rechnung getragen werden müsse[2]. In ihrer Konsequenz führt sie in der Tat zur Rechtfertigung der Alleinherrschaft. Auf diese These stützte etwas später Isokrates im „Nikokles" seine Beweisführung: Die Monarchie, wobei wiederum an ihre ideale Gestalt mit dem „Besten" an der Spitze gedacht wird, ist die wahrhaft gerechte Staatsform. Sie teilt nicht allen das Gleiche, sondern jedem nach Würdigkeit das Seine zu, wie sie überhaupt Wesen (φύσεις) und Handlungen der Menschen am besten durchschaut[3]. Praktische Beispiele für ein entsprechendes psychologisch richtiges Verhalten des Herrschers, das in seiner Wirkung die Untertanen zu den größten Leistungen anspornt, gaben Philistos und Xenophon[4]. Daß diese Vorstellung von menschlicher Ungleichheit[5] und die aus ihr abgeleitete Begründung einer hierarchischen Gliederung des monarchischen Staates einen überaus wichtigen Grundstein zur weiteren Ausgestaltung der Theorie darstellte, steht außer Frage.

Anders verhält es sich jedoch mit jenen extremen Formulierungen vom Naturrecht des Starken, von denen wir ausgingen. Platon verknüpft im „Gorgias" und in der „Politeia" seine eigene Wendung zu einer unter rein ethischen Vorzeichen stehenden politischen Lehre mit dem Widerspruch gegen diese These, in der er die Zerstörung aller Grundlagen staatlichen Zusammenlebens erkennt. Weit ist jedoch auch der Abstand von den Gedanken der frühen Sophistik[6]. Zwar hatte schon diese für die Möglichkeit einer guten Monarchie die überlegene Einzelpersönlichkeit gefordert, aber diese Überlegenheit sollte zum Wohle des Ganzen wirksam werden. Ein Machthaber, der unter Ablehnung jeglicher sittlicher Bindungen nicht mehr dem Staate nützen, sondern nur noch seine eigenen Begierden befriedigen will, wie es der platonische Kallikles unumwunden zugibt[7], fällt innerhalb des schon vorhandenen monarchischen Schemas eo ipso in die Kategorie des verwerflichen „Tyrannen". So interessant dieser amoralische Individualismus auch für die Erkenntnis des geistigen Unter-

[1] Phoin. 536ff.
[2] Diese Auffassung bringt Eur. fr. 1048 zum Ausdruck.
[3] Nikokl. 14ff.
[4] Diod. 14, 18, 6 (Dionysios verteilt beim Mauerbau Prämien für die besten Leistungen, nach Spezialisten und Hilfsarbeitern abgestuft), ähnlich 14, 42, 1. Zum Wettkampf-Preis-Prinzip bei Xenophon H. R. Breitenbach, Historiographische Anschauungsformen Xenophons, Diss. Basel 1950, 82ff., vgl. vor allem auch E. Scharr, Xenophons Staats- und Gesellschaftsideal und seine Zeit, Halle 1919, 221ff.
[5] Wobei neben den φύσει gegebenen Anlagen in der Diskussion auch ihre Entwicklung durch παιδεία, τέχνη, μελέτη, ἐμπειρία eine große Rolle spielte.
[6] Vgl. D. Loenen, Protagoras and the Greek Community, Amsterdam 1940, 68ff.
[7] Gorg. 492 B.

grunds, auf dem er erwuchs, sein mag, einen echten Beitrag zur Fortbildung der monarchischen Theorie können wir in ihm nicht sehen[1]. Die innere Logik dieser „anomischen Tyrannosophie" überschlägt sich nämlich, sobald man sie in die politische Wirklichkeit versetzt[2]. Sie stellt im besten Fall ein Rezept für den Weg an die Macht, aber nicht für ihre Behauptung und innere Begründung dar. Dies hat schon der Verfasser des sog. Anonymus Jamblichi klar erkannt[3]. Eine positive monarchische Theorie muß nach breiterer Anerkennung streben, denn die egozentrische Berufung auf die zwingende Gewalt allein genügt nicht. Daß im Verhältnis des Herrschers zu Staat und Untertanen ein Kernproblem des monarchischen Gedankens lag, hat wohl nicht erst der Kreis um Sokrates erfaßt[4]. Die späterhin so wirksame Vorstellung des ἑκόντων ἄρχειν wurde schon in der sophistischen Diskussion geprägt. Spuren davon finden sich bei Euripides und Thukydides, und Gorgias gibt im „Palamedes" eine Definition, die bereits dieses Motiv mit der βασιλεία im Gegensatz zu der auf Gewalt gegründeten tyrannischen Knechtschaft verbindet[5]. In diesem Punkte grenzte sich im übrigen westliches Denken, gerade wenn es die monarchische Staatsform bejahen mochte, vielleicht am schärfsten vom Absolutismus des Ostens ab. Daraus ergab sich in der Theorie die neue Antithese Herrscher-Untertanen, deren positive Seite dann bei Isokrates und auch bei Xenophon weiter ausgebildet ist[6].

Die radikale Lehre vom verantwortungslosen Recht des Starken erscheint nur als e i n, wenn auch in seiner Art symptomatischer Endpunkt sophistischen Nachdenkens auf diesem Gebiet. Bei der Beurteilung ihrer historischen Bedeutung sollte die Tatsache nicht vergessen werden, daß sie jedenfalls dort, wo man es zunächst erwarten müßte, nirgends zu voller politischer Auswirkung gelangen konnte. Weder in Athen, der geistigen Hauptstadt der sophistischen Bewegung, noch in einem anderen führenden Staat des griechischen Mutterlandes setzte sich am Ende des fünften Jahrhunderts auf dieser Grundlage eine Tyrannis durch. Bei aller theoretischen Rechtfertigung war hier der individuelle Wille zur Macht doch nicht stoßkräftig genug, um die Polis zu überwältigen. Offenbar genügte die zum Herrschen entschlossene und auch befähigte Einzelpersönlich-

[1] Dazu die Bemerkung von Ed. Meyer, Kl. Schr. I², Halle 1924, 291.

[2] Vgl. jetzt E. Wolf, a. O. 127f.

[3] 7, 15.

[4] So W. Schmid, a. O. 250 A. 9 nach Xen. Mem. 4, 6, 12.

[5] Eur. Helena 395f.; vgl. Orest. 1167 f. Klar ist die Antithese bei Thukydides: Nach 1, 96, 1 begründen die Athener ihre Hegemonie im Seebund ἑκόντων τῶν ξυμμάχων, in der zur „Tyrannis" Athens umgestalteten Arché sind die Untertanen dann zu ἄκοντες ἀρχόμενοι geworden, 3, 37, 2. Zu Gorgias fr. 11a, 14, wo bereits auch das Stichwort πείθειν fällt.

[6] Isokrates läßt seinen Nikokles (10) sagen, daß er von allen politischen Logoi diejenigen am meisten schätze, ὅσοι διδάσκουσι τούς τε δυναστεύοντας, ὡς δεῖ τῷ πλήθει χρῆσθαι, καὶ τοὺς ἰδιώτας, ὡς χρὴ πρὸς τοὺς ἄρχοντας διακεῖσθαι. In der sophistischen Diskussion wurde in diesem Zusammenhang bereits auch die Rolle des Zeremoniells erörtert, vgl. Herod. 1, 99, 2, wonach der Meder Deiokes sein „Erfinder" war.

keit allein nicht, um unter griechischen Verhältnissen monarchische Regierungsformen von neuem die Oberhand gewinnen zu lassen. Dazu mußten noch andere Voraussetzungen treten, die den Aufstieg der Alleinherrschaft förderten.

Diesem neuen Aufstieg monarchischer Regierungsformen begegnen wir seit dem Übergang vom fünften zum vierten Jahrhundert vor allem in den Randzonen der griechischen Welt, in Makedonien, das wir jetzt hier einbeziehen müssen, auf Zypern und auf Sizilien, in Thessalien und in Kleinasien. Der geschichtliche Ausgangspunkt war zwar von Fall zu Fall verschieden, es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß gerade die Lage an der Peripherie diese Entwicklung auf die eine oder andere Weise begünstigt hat, ja sie unter Umständen geradezu als notwendig erscheinen ließ. Die Rolle Makedoniens unter Archelaos und später Thessaliens unter Jason von Pherai wäre ohne die Schwächung der klassischen Polis-Großmächte – erst Athens und dann auch Spartas – undenkbar gewesen. Auf Zypern trat Euagoras als Vorkämpfer des bedrängten Griechentums auf, und in Syrakus ebnete die Karthagergefahr dem älteren Dionysios den Weg zur Herrschaft. In diesen Monarchien der spätklassischen Zeit mit ihrer Tendenz zu großräumiger politischer Gestaltung kündigte sich über ihre unterschiedlichen Grundlagen und Schicksale hinweg ein neuer Staatstyp an. Mit seinem Auftreten gewann aber auch das Problem der Alleinherrschaft für das Griechentum eine ganz neue Aktualität.

So kam es jetzt, noch im Umkreis der späten Sophistik, zu den ersten Berührungen zwischen den Auffassungen der Theorie und zeitgenössischen Herrschergestalten. Die Voraussetzungen dafür lagen von beiden Seiten vor. Die staatstheoretische Diskussion der letzten Jahrzehnte hatte die Möglichkeiten guten bzw. schlechten Herrschertums schärfer definiert und einander gegenübergestellt, zugleich erhoben die Sophisten nach dem Vorgang des Protagoras[1] den Anspruch auf die Vermittlung wahrer politischer Arete. Umgekehrt sah sich jeder Inhaber einer monarchischen Gewalt im griechischen Bereich in das Blickfeld einer öffentlichen Meinung gestellt, die bereits das Mittel der politischen Publizistik kannte und aus dem Polisbewußtsein heraus primär der Alleinherrschaft mit wachem Mißtrauen gegenübertrat. Die Beziehungen dieser Monarchen, die durchweg eine moderne, aufgeklärte Form politischer Macht verkörpern wollten, zum geistigen Leben ihrer Zeit lassen sich nicht zuletzt auch aus dieser besonderen Situation heraus verstehen. Keinem von ihnen konnte es gleichgültig sein, ob seine Herrschaft als abscheuliche „Tyrannis" interpretiert wurde, wie es für politische Gegner nahelag, oder mehr im Lichte der guten und damit gerechtfertigten Monarchie erschien. Daß dabei die ethische Seite des Herrschertums neben dem von der sophistischen Theorie herausgearbeiteten technischen und machtpolitischen Gesichtspunkt unter gewissen Aspekten zur Diskussion stand, lag in der Natur der Sache.

[1] Vgl. Plat. Prot. 323 C ff.; Theait. 167 C. D. Loenen, a. O. 35 ff.

Für die spätklassische Begegnung zwischen praktischer Ausübung und theoretischer Bewertung der Monarchie werden wir zunächst auf die Gestalt des Makedonen Archelaos (413–399) verwiesen. Die Regierung dieses Königs fand bei seinen griechischen Zeitgenossen eine auffallend starke Beachtung. Nun galt das Herrscherhaus der Argeaden schon seit dem frühen fünften Jahrhundert als hellenisch, während das makedonische Volk selbst weiterhin als barbarisch betrachtet wurde[1]. Aber das augenscheinliche Interesse, das dem Archelaos jetzt entgegengebracht wurde, läßt sich weder daraus noch aus der Institution der makedonischen Monarchie an sich erklären, die doch für die Griechen seit jeher eine feststehende Tatsache war. Auch der gewaltsame Weg des Königs auf den Thron, von dem das abfällige Urteil Platons seinen Ausgang nahm[2], war in diesem halbbarbarischen Staate nichts ganz Ungewöhnliches. Mit Archelaos mußte man sich vielmehr aus anderen Gründen auseinandersetzen. Er trat auf doppelte Weise in den Gesichtskreis der griechischen Welt ein: Unter seinem fortschrittlichen Regiment stieg das bisher unbedeutende Makedonien rasch zu einer Macht auf, deren Einfluß bis tief nach Griechenland hinein spürbar wurde; und er suchte die Verbindung mit dem griechischen Geistesleben, indem er namhafte Vertreter moderner Strömungen an seinen Hof berief[3].

Unter ihnen befand sich auch Euripides, der sich im Jahre 408 aus Athen nach Pella begab. Um den Aufenthalt des berühmten Tragikers in Makedonien bildete sich später ein ganzer Kranz von Anekdoten. So wußte man unter anderem zu berichten, der Dichter habe den Auftrag des Königs, ihn in einer Tragödie zu verherrlichen, abgelehnt[4]. In der Tat handelte der „Archelaos" nicht von dem regierenden Herrscher selbst, sondern von einem ad hoc erfundenen Vorfahren gleichen Namens. Doch auch dieses Stück schrieb Euripides, wie es heißt, χαριζόμενος τῷ Ἀρχελάῳ, und sein spezifisch politischer Gehalt wird selbst aus dem wenigen, was wir von seinem Inhalt noch wissen[5], deutlich. Die Gestalt des Temenos-Sohnes Archelaos, die der Dichter hier schuf und unter die mythischen Ahnen des Argeadenhauses einreihte, diente der Legitimierung des Herrschers, und zwar wohl in erster Linie gegenüber dem Griechentum. Das Stück schilderte den Weg des jungen Archelaos zum Königtum über Makedonien. Arm, aber von edler Geburt und hoher Arete rettet er das von seinen feindlichen Nachbarn bedrängte Land. Der bisherige Herrscher Kisseus, der dem Helden für seine Tat Reich und Tochter versprochen hatte, um ihn dann zu hintergehen, kommt durch seine Ränke selbst zu Fall. Im Auf-

[1] F. Geyer, Makedonien bis zur Thronbesteigung Philipps II., München-Berlin 1930, 31; H. Bengtson, a. O. 283 f. [2] Gorg. 471 A ff.

[3] F. Geyer, a. O. 84 ff. Nach Dion Chrysost. or. 13, 30 war Archelaos πολλὰ εἰδὼς καὶ πολλοῖς συγγεγονὼς τῶν σοφῶν.

[4] Diomed. gramm. p. 488, 20 ff. Keil, dazu W. Schmid, a. O. 627 A. 2.

[5] Vita Eur. p. 2, 8 f. Schwartz, zum Inhalt W. Schmid, a. O. 627 ff.; W. Nauhardt, a. O. 79 f.

bau des Dramas wird also wiederum die Gegenüberstellung der guten und der schlechten Herrscherpersönlichkeit sichtbar. Der egoistische Gewaltmensch Kisseus, mit dem vermutlich das Lob der nahezu „göttergleichen“ Tyrannis in Verbindung zu bringen ist[1], unterliegt dem echten Fürsten Archelaos. Daß in einem solchen Falle für die Rechtfertigung des Herrschertums auch auf die edle Geburt abgehoben wurde[2], war naheliegend. Dieses uralte Argument hat sich auch Isokrates später im „Euagoras“ nicht entgehen lassen[3]. Doch daneben treten Züge auf, die zu den uns schon bekannten Motiven der monarchischen Theorie in näherer Beziehung stehen. Da wird zu Gerechtigkeit und Frömmigkeit gemahnt[4], da finden sich weiter Warnungen vor den „tyrannischen“ Eigenschaften des Zorns und der Leidenschaft[5]. Besonderes Interesse verdienen jedoch darüber hinaus die Hinweise, in denen die Forderung der πόνοι gestellt wird[6]. Archelaos war ja ein Sproß des Heraklidengeschlechtes, er eiferte seinem großen heroischen Ahnen nach. Dieser Zug läßt sich also primär aus der genealogischen Ableitung des Argeadenhauses erklären, doch auch hier steht man wieder in unmittelbarer Nähe der monarchischen Theorie. Berühmt war wohl schon um diese Zeit der Mythos des Sophisten Prodikos vom jungen Herakles am Scheideweg und seiner Entscheidung für die mit Mühen und Anstrengungen verbundene Arete[7]. Aber auch Euripides selbst hatte bereits im „Herakles“ den Heros, den πρῶτος ἀνήρ von Hellas und εὐεργέτης der Menschen, dessen Kontrastfigur hier der „Tyrann“ Lykos war, nicht nur als Träger edlen Blutes, sondern vor allem auch hoher sittlicher Tüchtigkeit gefeiert[8]. Von Euripides und Prodikos führt die Linie weiter zum Idealherrscher des Antisthenes und zur Kyrupädie Xenophons, deren Held das φιλοπονεῖν gleichfalls nicht scheut, bis dann im „Philippos“ des Isokrates das Herakles-Thema eine neue, über lange Jahrhunderte hinweg wirksame Ausprägung erhielt[9].

Euripides zeichnete also in seinem „Archelaos“ ein von griechischen Anschauungen dieser Zeit geformtes und mit den Traditionen des Argeadenhauses verknüpftes Bild wahren Herrschertums. Ob er sich dabei in erster Linie von einer erzieherischen Absicht leiten ließ, muß allerdings fraglich erscheinen[10]. Der Makedonenkönig jedenfalls konnte sich nichts Besseres wünschen als eine solche Verklärung der mythischen Anfänge seines Geschlechts, deren Ruhm auf ihn selbst zurückfiel und damit eine eminent politische Bedeutung erhielt.

[1] Fr. 250, vgl. W. Nauhardt, a. O. 80. [2] Vgl. fr. 231; 232; 242.

[3] Isokr. Euag. 12ff.; vgl. Nikokl. 13. Auch der Kyros Xenophons ist πρῶτον μὲν ἐκ θεῶν γεγονώς, ἔπειτα δὲ διὰ βασιλέων πεφυκώς, Kyrup. 7, 2, 24.

[4] Fr. 252; 255; 256. [5] Fr. 233; 236; 237; 238. [6] Fr. 257; 258; 259.

[7] Überliefert bei Xen. Mem. 2, 1, 21ff.

[8] Herakl. 1252; 1306f. Vgl. W. Derichs, Herakles. Vorbild des Herrschers in der Antike, Diss. Köln (maschinenschr.) 1951, 5f.

[9] W. Derichs, a. O. 6ff. W. Weber, Zur Geschichte der Monarchie, Tübingen 1919, 16. R. Höistad, Cynic Hero and Cynic King, Uppsala 1948, 22ff. — Xen. Kyrup. 1, 6, 8.

[10] Skeptischer als W. Schmid, a. O. 629 zeigt sich W. Nauhardt, a. O. 80.

Daran wie an den Aufenthalt am makedonischen Hofe überhaupt müssen wir bei der Kritik Platons an dem „Tyrannenfreund" Euripides vor allem denken, denn dessen frühere, in der Atmosphäre des demokratischen Athen geschriebene Tragödien boten dazu keinen begründeten Anlaß. In der Beurteilung des Archelaos gingen aber die Meinungen auch sonst in bemerkenswerter Weise auseinander. Das Ergebnis war je nachdem Anerkennung oder Tadel, wobei man von den schon bereitliegenden Motiven des Herrscherschemas ausgehen konnte. Daß ihn Thukydides unter Würdigung seiner organisatorisch-machtpolitischen Verdienste als einen tüchtigen Herrscher betrachtete, wurde schon erwähnt. Dagegen stellte ihn der Sophist Thrasymachos in seiner Rede für die von dem Makedonen bedrohten Larissäer als einen Barbaren hin, dessen Regiment über Griechen Knechtschaft – also „Tyrannis" – bedeute[1], und für Platon wurde er im „Gorgias" geradezu der Prototyp des ungerechten, grausamen Tyrannen[2]. Einer umfassenderen theoretischen Behandlung wurde dieser Monarch gewiß von Antisthenes in seiner Schrift über „Archelaos oder das Königtum" unterzogen, deren Verlust schon deswegen besonders schmerzlich ist, weil mit ihr die bis in die Spätantike blühende Literaturgattung Περὶ βασιλείας einsetzte[3].

Bei Archelaos stehen wir damit zum ersten Male vor dem Problem, daß das Bild einer historischen Herrschergestalt bis auf die zeitgenössische Überlieferung zurück in der Brechung der Theorie erscheint, die, wie hier selbst der spärliche Quellenbestand andeutet, als Rahmen einer positiven oder negativen Wertung dienen konnte. Nun hatte der König nach allem, was wir wissen, zwar berühmte Dichter und Künstler, aber offenbar keine ausgesprochenen Theoretiker an seinem Hofe[4], und von ihm selbst liegt keine eigene Äußerung vor, die sich auf diese Fragen beziehen würde. Die nächste Stufe ist, und zwar immer noch maßgeblich von den bereits innerhalb der Sophistik aufgeworfenen Gedankengängen her beeinflußt, bei einem anderen bedeutenden Herrscher dieser Zeit, dem älteren Dionysios von Syrakus (405–367), erreicht. Für ihn, der durch einen revolutionären Akt aus der Polis heraus zum Monarchen geworden war, mußte der Versuch einer geistigen Begründung seiner staatsrechtlich illegitimen Stellung gegenüber der griechischen Öffentlichkeit ein sehr viel dringlicheres Anliegen sein als etwa für Archelaos.

Wir dürfen annehmen, daß Dionysios, der von Jugend an über eine gute Bildung verfügte[5], mit dem damaligen Stand der staatstheoretischen Diskussion wohl vertraut war. Von ihm wird der Ausspruch überliefert, man könne zwar den Gesetzen der Polis Gewalt antun, aber nicht denjenigen der Natur[6].

[1] Thrasym. fr. 2 Diels-Kranz[6], vgl. E. Wolf, a. O. 106. [2] Gorg. 471 Aff.
[3] Der Titel ist überliefert bei Diog. Laert. 6, 18; vgl. Athen. 5, 220 D. J. Kaerst, a. O. 30.
[4] Zur angeblichen Einladung des Archelaos an Sokrates vgl. W. Schmid, a. O. 242 A. 1. I. Sykutris, Die Briefe des Sokrates und der Sokratiker, Paderborn 1933, 13ff.
[5] Cic. Tusc. disp. 5, 22, 63 charakterisiert ihn als homo doctus a puero et artibus ingenuis eruditus. [6] Plut. Reg. et imp. apophthegm. Dionys. mai. 6, p. 175 F.

Dies klingt nach spätsophistischer Tyrannenweisheit, doch das Diktum erscheint in so fragwürdiger Umgebung, daß man daran zweifeln muß, ob es wirklich authentisch ist. Gut verbürgt sind dagegen die Namen, die der sizilische Herrscher seinen in den neunziger Jahren des vierten Jahrhunderts geborenen Töchtern gegeben hat: Arete, Sophrosyne und Dikaiosyne[1]. Ihr programmatischer Gehalt ist eindeutig. Dionysios, der auch bei anderer Gelegenheit den Weg der politischen Propaganda beschritt[2], sah sich seit seinen Anfängen dem Odium des ,,Tyrannen" ausgesetzt und bekannte sich dagegen hier zu den Kardinaltugenden des guten Herrschers der Staatstheorie. Dieses historische Beispiel, das zugleich das erste ausdrückliche Echo von monarchischer Seite auf die theoretische Behandlung des Herrscherproblems darstellt, zeigt von neuem, daß trotz der in ihrer radikalen Einseitigkeit besonders eindrucksvollen Lehre vom Naturrecht des Starken auch innerhalb der auf sophistischem Boden stehenden Erörterungen das ethische Motiv nie ganz verschwunden war. Der Herr von Syrakus wußte um seine Bedeutung für die höhere Rechtfertigung realer Macht und versuchte, es in den Dienst seiner Politik zu stellen, um dem schwerwiegenden Vorwurf der ,,Tyrannis" entgegenzutreten.

Dionysios hat sich aber auch sonst mit diesen Fragen befaßt. Er wollte als Herrscher auch geistig voll auf der Höhe seiner Zeit stehen und berief nicht nur nach dem Vorbild des Archelaos und der älteren Tyrannen Dichter und Denker an seinen Hof, sondern wurde selbst literarisch tätig[3]. Damit nahm eine Tradition ihren Anfang, die sich wiederum durch die ganze weitere Antike, ja mit ihren Ausläufern durch das Mittelalter bis in die Neuzeit verfolgen läßt und die dem Herrscherbild einen neuen bedeutsamen Zug einfügte. Die dichterischen Versuche des Dionysios, der in Euripides den Meister der Tragödie verehrte[4], lassen sich von seinem politischen Wollen nicht trennen, obwohl die ihm feindliche Überlieferung in ihnen nur rein persönliches Geltungsbedürfnis sah. In einem seiner Dramen prägte er nun das vielbeachtete Wort, die Tyrannis sei die Mutter der Ungerechtigkeit[5]. Darin wollte man seit Plutarch immer wieder einen schlagenden Beweis für den Zynismus des sizilischen Machthabers sehen, der sich hier offen zur Tyrannenmoral bekannt habe[6]. Diese Inter-

[1] Plut. De Alex. magn. fort. 2, 5, p. 338 C und sonst, zur Datierung K. J. Beloch, Griech. Gesch. III² 2, 104f.

[2] Vgl. die panhellenische Begründung des Karthagerkrieges im Frühjahr 398 nach Diod. 14, 45, 4, das repräsentative Auftreten der syrakusanischen Festgesandtschaft in Olympia 388, Diod. 14, 109, sowie vor allem Suda s. v. Ῥηγίνους, wonach der Mimendichter Xenarchos im Auftrag des Dionysios ein Stück verfaßte, in dem seine Feinde, die Rheginer, als Feiglinge verspottet wurden.

[3] Nach der Suda s. v. schrieb er Tragödien, Komödien und Geschichtswerke, erhalten sind jedoch nur einige wenige Fragmente der Tragödien (bei Nauck² 793ff.).

[4] Hermipp. fr. 73, FHG III 52. [5] Dionys. fr. 4: ἡ γὰρ τυραννὶς ἀδικίας μήτηρ ἔφυ.

[6] Plut. De Alex. magn. fort. 2, 5, p. 338 BC. Von einem ,,Mut zur tragischen Konsequenz" sprach W. Jaeger, Demosthenes, Berlin 1939, 16, während R. v. Scheliha, Dion, Leipzig 1934, 19 an eine ,,schmerzliche Erkenntnis platonischer Weisheit" denken wollte.

pretation bleibt doch zu sehr an der Oberfläche. Da es sich um ein völlig isoliertes Fragment handelt, können wir nicht sagen, von welcher Seite und in welchem Zusammenhang diese Äußerung fiel. Aber die Zusammenstellung von τυραννίς und ἀδικία läßt keinen Zweifel darüber, welche Art von Herrschaft hier gemeint war, nämlich die schlechte, „tyrannische", und zwar kaum im Sinne der Zustimmung, sondern der Kritik. Wenn Dionysios in diesem Stück auf das monarchische Problem einging, dann gewiß nicht, um „tyrannischer" Ungerechtigkeit das Wort zu reden – womit er nur seinen Gegnern gedient hätte –, sondern eher, um die Berechtigung der (guten) Alleinherrschaft gegen die üblichen Einwände aufzuzeigen. Die Adikia konnte er, der einer seiner Töchter den programmatischen Namen Dikaiosyne gegeben hatte, am wenigsten vor der Öffentlichkeit zu seinem Regierungsprinzip erheben[1]. Diese aus inneren Gründen naheliegende Deutung wird weiterhin dadurch gestützt, daß sich auch andere Fragmente seiner Tragödien an hergebrachte ethische Bilder und Maßstäbe halten. In einem von ihnen wird von dem leuchtenden Auge der Dike gesprochen, das stets auf alles blickt[2], und auch sonst äußert sich der dichtende Herrscher gern im Stile tragischer Lebensweisheit[3].

Demnach stellte sich Dionysios selbst, dessen politische Praxis der griechischen Welt schon früh überwiegend im Lichte der „Tyrannis" erschien, innerhalb des Schemas der Theorie als monarchischer σοφός offiziell auf die Seite des guten Herrschertums und seiner Arete. Weniger der ethischen als vielmehr der praktisch-politischen Rechtfertigung seines Regiments galt das Geschichtswerk seines Anhängers und langjährigen Mitarbeiters Philistos in seinem zweiten Teile Περὶ Διονυσίου. Während wir nun für den sizilischen Herrscher, vom Einfluß des Euripides abgesehen, keine bestimmten Anhaltspunkte für die unmittelbaren Quellen seiner Bildung besitzen, sehen wir bei seinem Historiker etwas klarer. Er war nach der antiken Überlieferung Schüler des Sophisten Euenos von Paros und in seiner Geschichtsschreibung Nachahmer des Thukydides[4]. Seine Darstellung des Dionysios zeichnete nach allem, was sich von ihr noch erschließen läßt, den Herrscher in engem Anschluß an Motive der zeitgenössischen Theorie spätsophistischer Herkunft als vorbildlichen Monarchen, der als Staatsmann und Feldherr mit politischem Weitblick, rastloser Energie und hoher organisatorischer Begabung Syrakus aus der Karthagergefahr herausführte und eine westgriechische Großmacht schuf. Die Diodor-Kapitel über die Kriegsvorbereitungen gegen Karthago um das Jahr 400, in denen über die sonst mehr spürbare tyrannenfeindliche Bearbeitung des Timaios zurück die ursprüngliche Tendenz des Philistos in besonderem Maße

[1] Vgl. dazu die dem Protagoras zugeschriebenen Gedanken bei Plat. Prot. 323 B, sowie 323 E (ἀδικία ist der politischen Arete entgegengesetzt).

[2] Dionys. fr. 5: ὁ τῆς Δίκης ὀφθαλμὸς ὡς δι' ἡσύχου
λεύσσων προσώπου πανθ' ὅμως ἀεὶ βλέπει.

[3] Vgl. Dionys. fr. 2; 3; 7; 8.

[4] K. F. Stroheker, Hist. Zeitschr. 173, 1952, 237ff.

sichtbar wird, lassen sich noch in der jetzigen Fassung beinahe Satz für Satz unter den entsprechenden Gesichtspunkten der Theorie interpretieren: Von der Berücksichtigung geschichtlicher Erfahrung und der lange gewahrten Geheimhaltung des Vorhabens über die nicht zuletzt durch die Tatkraft und den persönlichen Einsatz des Herrschers erreichten außerordentlichen technischen Leistungen bis zur freudigen Mitarbeit und Zustimmung der Bevölkerung.

In der literarischen Tradition hat sich jedoch bekanntlich trotz Philistos später ein durchaus negatives Bild des sizilischen Monarchen durchgesetzt, das aber seinerseits noch stärker der Theorie verhaftet war als die Darstellung des syrakusanischen Historikers. Es arbeitete so wirkungsvoll mit dem Tyrannen-Schema, daß die geschichtliche Gestalt des Dionysios mehr und mehr dahinter verschwand. Doch auch seine Anfänge führten bis in das frühe vierte Jahrhundert zurück, wobei gleichfalls aktuelle politische Momente den ersten Anstoß gaben. In den scharfen Angriffen, die im damaligen Athen, dem geistigen Zentrum der Staatstheorie und der öffentlichen Meinung Griechenlands, gegen den „Tyrannen" geführt wurden, äußerte sich nämlich nicht nur eine Antipathie gegen sein absolutes, polisfeindliches Regiment, sondern auch die Erbitterung darüber, daß der mächtige Herr von Syrakus ein Zusammengehen mit Athen abgelehnt hatte und im gegnerischen Lager verblieben war[1].

Als Zeitgenossen des Dionysios und anderer griechischer Monarchen haben sich in den ersten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts Platon, Isokrates, Xenophon, und nicht nur sie allein, der Herrschertheorie zugewandt. Die politische Wirklichkeit, die neue Bedeutung der monarchischen Staatsform innerhalb der griechischen Welt, ließ dieses Problem jetzt so brennend erscheinen. Aber die Richtung der Fragestellung und weithin auch die Art ihrer Beantwortung wiesen zurück auf die Sophistik, deren Beschäftigung mit der Alleinherrschaft von der Antithese ihrer Vorzüge und Nachteile bzw. einer guten und schlechten Ausprägung ausgegangen war und damit schon früh eine Fülle von einzelnen Motiven und Vorstellungen verknüpft hatte. Wenn dabei auch die ethischen Grundwerte aus älterem griechischem Staatsdenken übernommen worden waren, so schenkte man doch den modernen, praktisch-technischen Gesichtspunkten besondere Beachtung. Die von Protagoras aufgenommene ethische Linie ging jedoch, obwohl sich die extremen Vertreter des spätsophistischen Rationalismus und Individualismus völlig von ihr lösten, nie ganz verloren. Ihre Bedeutung in der Diskussion mußte vielmehr wieder wachsen, sobald es seit dem Ende des fünften Jahrhunderts um die Auseinandersetzung mit realer Macht und ihren Trägern ging.

Soviel läßt sich selbst den wenigen Trümmern sophistischen Gedankenguts, die noch erhalten sind, entnehmen. Als sein eigentlicher Erbe erscheint auch auf diesem Gebiet Isokrates, der in den kyprischen Schriften seinen Schüler Nikokles über Stellung und Aufgaben des vorbildlichen Monarchen belehrte.

[1] K. F. Stroheker, a. O. 227ff.

Xenophons Beiträge zur Herrscherliteratur, vor allem die Kyrupädie, können trotz einer unter dem Einfluß des Sokrates und des Antisthenes stehenden stärkeren Betonung der ethischen Seite ihre Beziehungen dorthin gleichfalls nicht verleugnen. Daß auch Platon von der sophistischen Herrscherthematik entscheidende Anregungen erhalten hat, ist wohl ebenso deutlich wie seine spezifische Art ihrer Weiterentwicklung und Umbildung im Rahmen seiner Staatstheorie. Dabei ging es weniger um die negative Form der „Tyrannis“, deren Charakteristik in Übereinstimmung mit allgemein griechischen Anschauungen zweifellos schon von den Sophisten sehr konsequent durchgeführt worden war, als um die kompliziertere Vorstellung vom idealen Monarchen und seiner Wirksamkeit. Die technisch-machtpolitischen Gesichtspunkte, die in der sophistischen Diskussion zum Teil eine überragende Rolle gespielt hatten, schied Platon aus und konzentrierte sich allein auf die ethische Seite wahren Herrschertums, das unter der staatserhaltenden Idee der Gerechtigkeit stehen und sich von echtem philosophischem Wissen leiten lassen sollte, mit dem Ziel, die Bürger sittlich besser zu machen. So faßte er als Schüler des Sokrates die monarchische Dikaiosyne auf, die seiner Meinung nach bisher im Munde anderer vor und neben ihm, soweit sie nicht überhaupt abgelehnt wurde, jeder tieferen Begründung entbehrt und nur als leeres Schlagwort gedient hatte[1]. Damit aber wurde die Kluft zwischen Theorie und Praxis der Alleinherrschaft weiter aufgerissen als jemals zuvor. Dies zeigte sich wohl schon bei dem ersten Besuch des Philosophen in Syrakus um das Jahr 388, erst recht aber dann bei den späteren Reformversuchen auf Sizilien unter dem jüngeren Dionysios. Daß sie jedoch in dieser Weise überhaupt möglich waren, ist über die örtlichen Voraussetzungen hinaus ein schlagender Beweis für die historische Bedeutung der Theorie, deren Anfänge wir hier in die Sophistik zurückverfolgen wollten.

Tübingen KARL FRIEDRICH STROHEKER

ITHOME AGAIN

Thucydides I 103. 1. οἱ δ' ἐν Ἰθώμῃ δεκάτῳ ἔτει ....

These words have already evoked so much discussion that any new treatment[2] must, I feel, begin with an apology. My excuse for this note is that I find myself quite unable to accept one statement which has been universally accepted by both the defenders of δεκάτῳ and its critics. With its critics I must range myself, and in a generation which has seen in a few years the demonstrations

[1] Von ὄντως μὲν μὴ φιλόσοφοι, δόξαις δ' ἐπικεχρωσμένοι spricht Platon ep. 7, 340 D mit dem Blick auf den jüngeren Dionysios.

[2] My thanks are due to Prof. A. Andrewes for much valuable help and criticism.

of Gomme[1], the authors of ATL[2] and of Klaffenbach[3], I think that this, at any rate, needs no apology. The most recent defender of the text, Accame[4], argues that the Spartans could not have gone into Central Greece if there had already been a base at Naupactus threatening their communications. But a naval base is of no value unless it contains ships. The fear of the Spartans (I 107.3) was that the Athenians might sail round the Peloponnese with ships and cut their retreat, and I substantially accept the account of the situation before Tanagra given in ATL[5]. When Accame goes on to claim that δεκάτῳ ἔτει "ha il vantaggio di essere *lectio difficilior* perchè subito innanzi Tucidide parla di τρίτῳ ἔτει," I fail to follow him. If he refers to I 101.3, that is not 'subito innanzi', nor do I see how even a closer collocation would affect the matter.

When, however, Accame claims to be supporting "la lezione.... conosciuta di Eforo", he seems at first sight to rest on a strong argument, accepted even by the critics. ATL[6] says without a qualm "The error is as old as Ephorus." Gomme[7], slightly more cautiously, "It seems very probable that Ephorus read δεκάτῳ and not some other figure in his text of Thucydides," Klaffenbach is so certain of this that he has to explain it by the theory of an editor who misread Thucydides' autograph. They can all fortify themselves with the authority of Busolt[8], that „bereits Ephoros, der den Bericht des Thukydides sicherlich benutzte und in seiner Weise zustutzte, δεκάτῳ las."

To me, on the other hand, there seems to be no evidence at all about what Ephorus read in his text of Thucydides. Let us look more closely at the text of Diodorus, on which our judgement must depend. His main account is in XI 63–64. 1. It begins with a detailed account of the earthquake, the Spartan casualties and the destruction of buildings, and attributes the calamity to the wrath of some god unspecified. Thucydides merely says there was an earthquake and there is little doubt left by I 128.1 as to which god the Spartans thought responsible. 2. In 63.4 the Helots and the Messenians make an agreement to attack the Spartans. It is hard to believe that any account containing this can have taken Thucydides into consideration at all. 3. 63.5–7 has an account of the brilliant conduct of Archidamus in the emergency. This is not in Thucydides at all. 4. Chapter 64, which has much less detail, is, on the face of it, much easier to reconcile with Thucydides, and the point that the dismissal of the Athenian troops started the enmity between Athens and Sparta probably comes originally from Thuc. I 102.3, though it is much expanded. But when one comes to consider the chapter carefully, it becomes evident that the war which is being described is almost a different war. There is no question of a siege until the end of the chapter. The Spartans need allies, not because they

[1] *Historical Commentary on Thucydides*, I pp. 401—6.
[2] III, pp. 162—8. [3] *Historia*, I (1950), pp. 231—235.
[4] *Riv. Fil.*, n. s., XXX (1952), p. 114ff. [5] III, p. 165. [6] III, p. 162 n. 19.
[7] I, p. 403. [8] *Griechische Geschichte*, III i, p. 298 n. 2.

are bad at siege-warfare, but because they are so reduced in numbers that they are unable to face the Messenians in the field. Whereas in Thucydides there is no question of field-operations or of anything besides a protracted siege, in Diodorus there is an up and down struggle, and (64.4 end) ἐπὶ ἔτη δέκα τοῦ πολέμου μὴ δυναμένου διακριθῆναι, διετέλουν τοῦτον τὸν χρόνον ἀλλήλους κακοποιοῦντες.

It seems to me that it is very hard to claim all this as evidence for the text of Thucydides. The most that could have come from Thucydides is the obvious point that the rivalry between Athens and Sparta started at this time, and, possibly, the length of the war. Fundamentally, the account is not Thucydidean. It is obvious enough that there are non-Thucydidean elements in Diodorus XI–XII, the flight of Themistocles, the accounts of Eurymedon, the Peace of Callias, the origins of the Great War. The account of the Messenian War seems to me to have been strangely neglected[1].

It may be worth speculating on possible sources for what is presumably Ephorus' account. On the face of it, Σ Ar. Lys. 1144 suggests that the Atthis placed Cimon's expedition[2] in 468–7. Kolbe[3] and Jacoby[4] have shown a way of avoiding this conclusion which has its attractions, but we must accept the possibility. Gomme[5] attributes the error to Philochorus who will have made an erroneous deduction from our present text of Thucydides, but it may go back to Hellanikos, though it is difficult to see how he came by it. A more tempting, though more shadowy, source is suggested by the emphasis on the conduct of Archidamus. Plutarch, Cimon, 16.4, which may also derive from Ephorus, says that the Helot revolt began in the fourth year of Archidamus, which suggests that there existed a Peloponnesian historical source. There are a few other extra details for Spartan events in Diodorus XI–XII, which turn up in the middle of otherwise quite Thucydidean passages: XI 45.6 (Pausanias' mother), 50 (debate in the gerousia), XII 45.1 (Spartans spare tetrapolis), 61.2 (attack on Pylos by 45 ships and 12,000 soldiers), 62.5 (Brasidas wins glory by losing his shield), 63.2 (The Spartans must be better than the Athenians, since the Athenians will not accept a one-for-one exchange), 67.4–5 (Spartan conduct to Helots), 74.3 (Brasidas' mother), 76 (Spartans pull themselves together), 79 (Pharax advises Agis to let the Argive Thousand go), though this last may be connected with the extra knowledge about Argos in this period which runs through Diodorus' narrative. These details may not have all come from a literary account, or from one literary account, and there is no certainty about

[1] Gomme (I p. 301) takes the account on its merits from a military view, but does not seem to realise the consequences when he comes to consider its evidence for the chronology.

[2] I do not find Papantoniou's attempt (AJP LXXII (1951), pp. 176–80) to show that there were two expeditions consistent with Thucydides. But it deserves more careful consideration than I can give it here. In particular, it is a pity that he has made no attempt to work out the chronology. [3] *Hermes*, LXXII (1937), p. 251 n. 3.

[4] *ap.* Gomme, I pp. 407–8. [5] I p. 408.

the attitude of such an account if it existed, since it has come to us filtered through Ephorus and Diodorus, but I get the impression of a fairly detailed knowledge of Sparta modified by a certain tendency to detachment and independent judgement. XII 67.4–5 certainly cannot come from a purely Spartan account. In looking for an independent account of Sparta before Ephorus we do not have to go very far. Charon of Lampsacus' πρυτάνεις τῶν Λακεδαιμονίων[1] has already been suggested as a possible source for Ephorus by Jacoby[2], and it seems to me quite possible that Diodorus' account of the war and its length derives originally from him. It is not easy to see why he should have thought the war lasted for ten years. Possibly we should assume something very much like Lenschau's explanation[3] of Diodorus' dates for the war; either the Helot revolt had been in progress, though not a serious danger to Sparta, for four or five years before the earthquake or it went on as guerilla warfare for four or five years after the fall of Ithome[4]. But Ephorus and possibly his source made the fall of Ithome contemporary with the expedition of Tolmides[5]. Charon may have had the correct date for the beginning of the war but have calculated the length, confusing in the process either two Athenian naval expeditions or two by Tolmides. This process can be split between Charon and Ephorus, but it is hardly likely that Charon would have given the war no precise length.

Our knowledge of Ephorus' sources is so slight that no solution is possible. What seems to me certain is that he used other material than Thucydides, that this material will have contained chronological indications, and that ἐπὶ δέκα ἔτη does not necessarily derive from Thucydides and cannot be used as evidence for his text.

What stood in Thucydides' manuscript must remain uncertain. The three possibilities are τετάρτῳ, πέμπτῳ and ἕκτῳ. 1. I cannot believe in the most popular view, that there has been a mechanical corruption in which δ' (τετάρτῳ) has been taken as Δ (δεκάτῳ), because there is simply no evidence that acrophonics could represent ordinals, and, since this appears to be so, I do not see how any Athenian scribe could have made the mistake. The authors of ATL[6] play with the notion that he could, unwisely, I think, but at least they recognise the difficulty and draw attention to it for the first time. 2. Even if one believes that Thucydides used aspirates, Gomme's[7] preferred ἕκτῳ (HEKTOI read as ΔEKATOI) is not particularly attractive palaeographically, if one thinks of the

[1] F. Gr. Hist. 262 T 1. [2] F. Gr. Hist. III a p. 4. [3] Bursian clxxx (1918), p. 144.

[4] Another way might be based on Busolt's theory (III i p. 83 n. 1) that it was possible to count Archidamus' reign in two different ways. Charon might have made a wrong calculation from two dates based on different systems, but it is hard to think of a plausible one. Gomme (pp. 405–7 and 411 n. 1) plays with a similar solution, though he speaks as if the fourth year of Archidamus might be 469–8 or 468–7, which is impossible, even if we date Archidamus' reign from Leotychidas' exile. But Prof. Andrewes points out to me that there is no evidence for confusion about Archidamus' reign outside Diodorus, and this theory is building with sand on sand. [5] XI 84. 7–8. [6] III p. 162 n. 19. [7] I, p. 404.

epigraphic character of fourth-century handwriting. 3. πέμπτῳ, his second string, seems to me not only preferable historically, for ἕκτῳ gives us a tight fit and τετάρτῳ somewhat too loose a one, but to be far the most likely to be corrupted. As an example to support his suggestion that ε′ may have dropped out before ἔτει we should note Athenaeus 506 A, where we should read οἱ ε′ ἔτει πρότερον τελευτήσαντες for οἱ ἔτι πρότερον τελευτήσαντες, as Casaubon saw.

Perhaps we are wrong to consider the matter purely from the point of view of mechanical corruption. The position we have reached corresponds closely with that at II 13.3, as developed by the authors of ATL[1]. In both places there is a purely textual difficulty, caused at II 13.3 by the existence of two texts, here by the internal inconsistency. In both it has been supposed that the evidence of Ephorus supports the manuscripts of Thucydides, whereas we have argued that Ephorus had other sources of information from which he may have derived his figures. I offer the tentative and paradoxical conclusion that it was not Thucydides who influenced Ephorus, but Ephorus who influenced the text of Thucydides.

The idea of an ancient scholar having altered a text for historical reasons may at first seem strange. Historical comment on a historian was indeed, on the whole, foreign to ancient scholarship. The one piece of prose historical information in P. Oxy. 853, the second-century A. D. papyrus commentary on Thucydides II, is not cited from any named authority. But the manuscript scholia present rather a different picture. Bad and late as they are on the whole, there are, particularly in Book I, where Thucydides stands in most need of supplement, a few passages where there are historical comments deriving from respectably ancient sources. There are seventeen references to Herodotus by name and one to Hecataeus. Unidentifiable outside information was certainly used in the notes to I 61.4 (The Macedonian royal family), to I 136 (Themistocles' previous relations with Corcyra and Admetus), and to I 140.5 (τὸ Μεγαρέων πινάκιον), which certainly goes back to the same source as Plut. Per. 30.1, Σ Ar. Peace 605, Hermogenes, περὶ εὑρέσεων I 40, whatever that may be. Finally, there are three passages where extra information is provided and I think we can put a name to the source. a) On I 67.4 the scholiast suddenly gives the story of how Alcibiades pointed out to Pericles that he should consider how not to give an account of his financial stewardship rather than how to give it. The most prominent occurrence of this story is in Diodorus XII 38. I have nothing useful to add to the discussion of whether this is Ephorean or not[2]. I think it is, and that it came to the Scholia from Ephorus, but I must admit

[1] III, pp. 118–132.

[2] For Ephorus, Meyer, Forschungen II, pp. 329ff., Schwartz, RE, V 680ff., ATL, III, p. 122 n. 12; against, Vogel, Rh. Mus. XLIV (1889), pp. 532ff., Jacoby, F. Gr. Hist. II C, p. 92.

that it was so widely diffused[1] that this cannot possibly be demonstrated. b) On I 101.2 the scholiast gives a derivation of Εἴλως from Ἕλος in a way which suggests a use of Ephorus fr. 117 (ap. Strabo 365). c) On I 134.2 the Scholiast adds the information that Pausanias' mother helped to brick him up. I think it can be safely deduced from Diodorus XI 45.6, Nepos, Paus. 5.3, Σ Ar. Knights 84, that this belongs to the Ephorean account. This is all that can be extracted from the tradition of Thucydidean scholarship to suggest that Ephorus' account was compared with Thucydides in antiquity, but the assumption is inherently probable, and such a passage as Plut. Them. 27.1–2, where he compares the accounts they give of Themistocles' flight, clearly has a long history behind it.

I do not think that the influence of Ephorus' work in antiquity can be overstressed[2]. Of the authors whom we possess, Diodorus, Plutarch, Strabo, Polyaenus and Nepos seem to have quarried in him deeply, and Pompeius Trogus appears to have done the same. Cicero, Josephus and even Polybius mention him with respect. His style was criticised, it is true, but attacks on his accuracy were comparatively rare[3]. To quote Barber, "This new type of history was acclaimed as a compendium of learning, if not of critical ability."[4] For the Alexandrians, I suggest, the really reliable and up-to-date book on world history down to 341 was Ephorus. He could not compete with Thucydides in power or Herodotus in charm, but he was taken as factually reliable, probably on the assumption, not uncommon in our own day, that anyone so dull must be at least accurate.

I suggest that an ancient scholar who had learnt his history from Ephorus was faced with the task of preparing a new edition of Thucydides. In the manuscript or manuscripts he was using he was faced with two statements which seemed to him at serious variance with historical fact. The first was that the siege of Ithome lasted three or four or five years, (He may even have been faced with a blank, if ε' fell out before ἔτει) whereas he knew perfectly well from Ephorus that the war lasted for ten years. The second was that the Athenians had always had about 6,000 talents on the Acropolis, whereas he knew from Ephorus (and Isocrates and Demosthenes) that they had once had 10,000 talents. These statements would seem to him so obviously wrong that he would just not believe that Thucydides had written them. Fortunately the changes which had to be made to restore sense were both small and obvious. The change of a numeral was sufficient to restore fact to I 103.1. He was in-

[1] Compare also Aristodemus (F. Gr. Hist. 104 fr. 1 c. 16), Plut. Alc. 7, Val. Max. III 1 ext. 1, Maximus Planudes V p. 375 Walz.

[2] Schwartz's treatment of the Nachleben is the main deficiency of his article in RE, VI 1 ff.

[3] See the Testimonia in F. Gr. Hist. II A, pp. 37–43.

[4] G. L. Barber, The Historian Ephorus, Cambridge, 1935, p. 158. Cf. the whole passage from the bottom of p. 156 to the end.

sensitive to the Thucydidean distinction between πλεῖστα and τὰ πλεῖστα, and μύρια had obviously been omitted in II 13.3. If the Athenians had once had 10,000 talents, they could not always have had 6,000 talents. αἰεί ποτε should be ἔτι τότε[1].

I am fully aware of the extremely hypothetical nature of this suggestion. But will anyone with any knowledge of the textual criticism of the eighteenth and nineteenth centuries suggest that it is impossible or even unlikely that the scholarly mind should work in this way?

New College, Oxford DAVID M. LEWIS

DIE MEUTEREI VON OPIS (ARRIAN VII, 8; 11, 1—7)

Alexander versammelte — so berichtet Arrian (8, 1) — nach der Ankunft in Opis die Makedonen und gab bekannt, daß er die wegen ihres Alters oder körperlicher Schäden kriegsuntauglichen Soldaten entlasse und nach Hause schicke. Dann heißt es weiter: ἐπιδώσει δὲ μένουσιν ὅσα αὐτούς τε ζηλωτοτέρους ποιήσει τοῖς οἴκοι καὶ τοὺς ἄλλους Μακεδόνας ἐξορμήσει ἐς τὸ ἐθέλειν τῶν αὐτῶν κινδύνων τε καὶ πόνων μετέχειν. Da Arrian später (12, 1) berichtet, daß die abziehenden Veteranen zusätzlich ein Talent bekamen, wird man wohl das Wort μένουσιν aus dem Text streichen müssen[2].

Im nächsten Satz wird Alexanders Verhalten erläutert: er sagte dies, um den Soldaten einen Gefallen zu tun. Dann wird auf die Reaktion der Soldaten

[1] The good manuscript S has Θάσον for Νάξον in Plut. Them. 25. 2, a passage which follows Thucydides I 137 very closely. It is tempting (see Gomme I p. 398) to suggest that Plutarch had a manuscript reading Θάσον in this passage, and there is some reason to believe that Plutarch's library contained manuscripts differing from the vulgate of his day. (See G. Pasquali, Storia della tradizione e critica del testo, Florence, 1934, p. 214 n. 3. The evidence for P.'s text of T. is scanty, but there are one or two passages which deserve more consideration than they have received.) A journey from Macedonia to Ephesus is more likely to touch at Thasos than at Naxos, and we are spared the hypothesis that Themistocles waited some time in Asia for Artaxerxes to establish himself on the throne, though we still have to fill an earlier gap in the chronology of his exile. The hypothesis of 'Ephorean corruption' might then be invoked to explain the change from Θάσον to Νάξον in Thucydides. But it would have only gone half way, since Artaxerxes is far too firmly rooted in the text of Thucydides to be displaced by Xerxes, and we would also have to assume that group Y of the Plutarch mss. has been deliberately altered to Νάξον.

[2] Vgl. Kornemann, Die Alexandergeschichte des Ptolemaios 158 und Anm. 136. Wenn man annimmt, daß A. den zurückbleibenden Soldaten ein Geschenk oder eine Lohnerhöhung in Aussicht stellte, ist ebenfalls ein Eingriff in den überlieferten Text nötig, denn dann muß man vor μένουσιν den Artikel τοῖς einschieben. Läßt man μένουσιν ohne Artikel stehen, dann bezieht es sich auf die zur Entlassung kommenden Soldaten und müßte übersetzt werden „wenn sie blieben".

eingegangen: sie fühlten sich hintangesetzt und glaubten, Alexander halte sie überhaupt alle für kriegsuntauglich, und nahmen nicht ohne Grund (οὐκ ἀλόγως) seine Rede übel. Darnach hätten die Soldaten also an den Worten ἀχρείους ἐς τὰ πολέμια Anstoß genommen, eine schwer verständliche Empfindlichkeit, wenn man bedenkt, daß ihnen Heimat und Familie winkte und zudem ein reiches Geschenk. Um so auffallender ist die Kritik des hier vorliegenden Autors an Alexanders: οὐκ ἀλόγως ... ἠχθέσθησαν, zumal er gerade vorher erläuterte, Alexander habe den Soldaten einen Gefallen erweisen wollen. Offenbar hat dieser Autor selber empfunden, daß das ziemlich unklar war und glaubte, das näher erklären zu müssen, denn er bemerkt anschließend, die Soldaten hätten im Verlauf des Feldzuges auch vielfach andere Dinge übelgenommen, weil es sie oft betrübte, daß Alexander persische Kleidung trug, daß das Epigonenkorps nach makedonischer Sitte eingerichtet wurde und daß Barbaren in die Hetairenkavallerie aufgenommen wurden. Das sind nun aber alles Gründe, die schon zurückliegen, die zwar eine allgemeine Mißstimmung bei den Makedonen erklären, nicht aber, warum es gerade jetzt zum Ausbruch einer Meuterei kam. Das bleibt unklar und legt den Schluß nahe, daß es der hier vorliegende Autor eben nicht gewußt hat. Glücklicherweise füllt Curtius (X, 2, 12) diese „Lücke" in der Darstellung Arrians aus[1]. Er berichtet nämlich, daß die Soldaten meuterten perpetuam eum regni sedem in Asia habiturum rati. Diese Angabe läßt sich m. E. nicht anders verstehen, als daß die Soldaten erwartet hatten, der König werde nun mit dem Heer in die Heimat zurückkehren. So war die Ankündigung der Veteranenentlassung in doppelter Hinsicht eine schwere Enttäuschung: Wenn Alexander in Asien blieb, schien er Asien Makedonien vorzuziehen und die Aussicht, daß nun das ganze Heer würde in die Heimat zurückkehren können, war dahin.

Erst diese Angabe bei Curtius macht es verständlich, daß die Makedonen die Bekanntgabe der Veteranenentlassung mit der Forderung beantworten, der König solle sie alle aus dem Heer entlassen und mit seinem Vater (d. h. Ammon) zu Felde ziehen (8, 3). Der Ruf, der König solle mit Ammon zu Felde ziehen, sollte einerseits den König verletzen (ἐπικερτομοῦντες), deutet aber andrerseits auch an, daß die Soldaten glaubten, ihre Forderung, alle entlassen zu werden, werde auch den König zur Heimkehr zwingen, weil er dann kein Heer mehr habe. Das müssen doch wohl die Worte „mit seinem Vater zu Felde ziehen" bedeuten. So bestätigen sich diese Angabe über die Äußerung der Soldaten und die Angabe des Curtius über den Anlaß der Meuterei gegenseitig[2]. Im Gegensatz zu dem recht verschwommenen § 8, 2 liegt hier gutes Material vor.

Bei den weiteren Angaben in 8, 3 wird dies schon wieder fraglicher: Alexander springt auf diese Zurufe der Soldaten hin mit seinen Offizieren (τοῖς ἡγεμόσιν) von der Tribüne herab, deutet auf die ἐπιφανεστάτους τῶν ταραξάντων, läßt sie durch die Hypaspisten festnehmen und zum Tod führen, gegen dreizehn

[1] Vgl. Tarn, Alexander the Great, II, 108. [2] Vgl. Tarn II, 291 Anm. 3.

waren es (ἐγένοντο εἰς τρισκαίδεκα). Die Soldaten sind entsetzt und schweigen, Alexander besteigt wieder die Tribüne und hält eine Rede.

Eingeschoben in diesen Bericht ist wieder eine erläuternde Bemerkung, sozusagen in Parenthese: ἦν γὰρ δὴ ὀξύτερός τε ἐν τῷ τότε καὶ ἀπὸ τῆς βαρβαρικῆς θεραπείας οὐκέτι ὡς πάλαι ἐπιεικὴς ἐς τοὺς Μακεδόνας. Das ist nicht die Kritik des Ptolemaios, sondern hier liegt die Auffassung zu Grunde, die sich bei den Peripatetikern über Alexander bildete: Die Nachfolge des Perserkönigs hat Alexander innerlich gewandelt[1]. Von den übrigen Angaben ist die Bezeichnung ἡγεμόνες verdächtig. Damit werden die Kompanie- und Schwadronsführer bezeichnet[2], nicht aber die höchsten Offiziere. Diese aber waren natürlich damals bei Alexander, wie denn auch 11, 3 berichtet wird, daß die ἑταῖροι und σωματοφύλακες nach der Rede mit Alexander weggingen.

Die Festnahme der Rädelsführer klingt wegen der Zahlenangabe natürlich sehr glaubwürdig, wenn es auch heißt ἐς τρισκαίδεκα, bietet aber insofern eine gewisse Schwierigkeit als später die Meuterer die Auslieferung der Schuldigen (τούς τε αἰτίους τῆς ἐν τῷ τότε ταραχῆς καὶ τοὺς ἄρξαντας τῆς βοῆς) anbieten. Man muß dann annehmen, daß Alexander zunächst nur die herausgriff, die nahe der Tribüne standen und ihm besonders auffielen (τοὺς ἐπιφανεστάτους), nicht aber alle Schuldigen (αἰτίους) und die Anfänger (ἄρξαντας τῆς βοῆς). Von der Hinrichtung der 13 wird allerdings nichts berichtet. Curtius hat das offenbar als eine Lücke empfunden und berichtet dann die Hinrichtung (X, 4, 1). Ja bei ihm spricht sogar einer der Festgenommenen auf dem Weg zur Hinrichtung den König an und beklagt sich: Quousque animo tuo etiam per supplicia et quidem externi moris obsequeris? Milites tui, cives tui incognita causa et captivis suis ducentibus trahuntur ad poenam. Si mortem meruisse iudicas, saltem ministros supplicii muta! Das ist sicher Curtius' Erfindung, er dramatisiert, indem er Perser die makedonischen Rädelsführer abführen und hinrichten läßt, aber immerhin berührt er ein Problem, auf das auch wir eingehen müssen: hat Alexander tatsächlich vom Platz weg 13 Soldaten zur Hinrichtung abführen lassen und dies angesichts der versammelten makedonischen Soldaten d. h. de facto der makedonischen Heeresversammlung, die sich offenbar geschlossen und einmütig gegen den König stellte und zunächst auch weiterhin in dieser Haltung verharrte? Möglich ist es wohl bei der Persönlichkeit Alexanders und der Wirkung, die von ihm ausging.

War nun diese Versammlung der makedonischen Soldaten eine Heeresverversammlung im eigentlichen Sinn, d. h. de iure und nicht nur de facto? Nach Plut. Alex. 34 hat die Heeresversammlung Alexander als König von Asien akklamiert. Arrian dagegen bietet, abgesehen von dem hier zur Diskussion stehenden Fall, meines Wissens nichts, was auf einen Zusammentritt der Heeresversammlung schließen läßt. Sogar bei der Rückkehr am Hyphasis, woran man

[1] Zum Alexanderbild der Peripatetiker vgl. Tarn II, 98.

[2] Siehe Berve, Das Alexanderreich, I, 202.

besonders denken könnte, wurde nur der Offiziersrat versammelt und dann dem Heer der Entschluß mitgeteilt[1]. So erscheint die Versammlung des Heeres in Opis auf jeden Fall als etwas Auffälliges, umsomehr als der König nach Arrians Bericht offenbar nur vorhatte, mit wenigen Worten die Tatsache der Entlassung bekanntzugeben. Eher verständlich wäre, wenn sie vor dem Abmarsch der Veteranen zu deren Verabschiedung stattfinden würde. Hat vielleicht diese Versammlung schon eine Vorgeschichte? Hat der Wunsch des Heeres, in die Heimat zurückzukehren, vielleicht den Zusammentritt der Heeresversammlung erzwungen und wollte das Heer die Rückkehr durchsetzen? Granier[2] (38) meint, die Ratlosigkeit, die unter den Soldaten herrschte, als Alexander mit seiner Umgebung die Versammlung verließ (11, 12), spreche dafür „daß eigentlich im Beisein des Königs und der hohen Offiziere eine Verhandlung erwartet wurde, zu der es aber nach dem Weggang Alexanders nicht kam". Da er keinen solchen Verhandlungsgegenstand finden kann, kann er in der Versammlung nicht eine eigentliche Heeresversammlung sehen. Die Lösung gibt, wie mir scheint, Curtius. Bei ihm entschließt sich Alexander, die Leute auszuwählen, die er zurückbehalten will. Bevor er diese aber aussucht, gibt er bekannt, alle Soldaten sollten ihre Schulden anmelden und zahlt diese (X, 2, 8ff. Nach Arrian fand diese Schuldentilgung schon in Susa statt VII, 5). Dann fährt er — mit einer recht äußerlichen Überleitung — weiter: ceterum ut cognitum est alios remitti domos, alios retineri, perpetuam eum regni sedem in Asia habituri rati vaecordes et disciplinae militaris immemores seditiosis vocibus castra complent regemque ferocius quam alias adorti omnes simul missionem postulare coeperunt usw. Bei Curtius rotten sich also die Soldaten zusammen, als bekannt wird, daß nur die Veteranen entlassen werden, d. h. Alexander beruft nicht eine Heeresversammlung ein, sondern das Heer tritt von sich aus zusammen, um seine Forderung nach Rückkehr in die Heimat durchzusetzen. Diese Darstellung (ab ceterum) verdient Glauben, einmal, weil so die Sache erst verständlich wird und zweitens, weil in dieser Partie jener Satz (perpetuam sedem in Asia habituri erat) steht, der gutes Material bietet (vgl. oben!). Das Heer hat sich also von sich aus meuternd versammelt, um die Rückkehr durchzusetzen, und dann erst ist der König erschienen. Ob er die Forderungen des Heeres einfach mit der kategorischen Bekanntgabe der Entlassung der Veteranen beantwortete, wie man nach Arrian 8, 1 annehmen müßte, erscheint fraglich. Man sollte doch meinen, daß er irgendwie zu ihrer Forderung Stellung nahm.

Nach der Rede[3] springt Alexander wütend von der Tribüne herab, begibt sich in den Königspalast (ἐς τὰ βασίλεια 11, 1), nimmt keine Nahrung zu sich und empfängt auch keinen der Hetairen. Am dritten Tag beruft er die vornehmsten Perser zu sich, verteilt an sie Kommandostellen und ernennt einige zu „Ver-

[1] Arrian V, 28, 4 vgl. Berve, 209.
[2] Die makedonische Heeresversammlung, 1931.
[3] Über diese mein Aufsatz in der Historia II (1953) 177 ff.

wandten". Dann folgt unmittelbar der Satz: οἱ δὲ Μακεδόνες ἔν τε τῷ παραυτίκα ἀκούσαντες τῶν λόγων ἐκπεπληγμένοι σιγῇ ἔμενον αὐτοῦ πρὸς τῷ βήματι οὐδέ τις ἠκολούθησε τῷ βασιλεῖ ἀπαλλαττομένῳ ὅτι μὴ οἱ ἀμφ' αὐτὸν ἑταῖροί τε καὶ σωματοφύλακες, οἱ δὲ πολλοὶ οὔτε μένοντες ὅτι πράττωσιν ἢ λέγωσιν εἶχον, οὔτε ἀπαλλάσσεσθαι ἤθελον (11, 2). Es ist klar, daß er nicht in diesen Zusammenhang gehören kann, denn er schildert die Situation unmittelbar nach der Rede und Alexanders Weggang. Dieser wird also doppelt berichtet: 11, 1 geht Alexander in den Palast, verweigert die Nahrung, empfängt nicht einmal die Hetairen, 11, 2 wird die Ratlosigkeit der Soldaten erwähnt, ist vom Palast, von der Nahrungsverweigerung und dem Einschließen nicht die Rede, sondern begleiten ihn die ἑταῖροι und συματοφύλακες beim Weggehen. Diese Doppelung ist m. E. nur aus der Benützung zweier Quellen erklärbar. Betrachtet man einmal rein die Tatsachen, so ist verdächtig, daß in 11, 1 als ganz selbstverständlich ein königlicher Palast erscheint, denn unsere Stelle scheint die einzige zu sein, die für Opis von einem solchen berichtet (vgl. RE s. v. Opis). Umgekehrt spricht für die Quelle 11, 2 die Tatsache, daß die ἑταῖροι u. σωματοφύλακες den König begleiten. Ihre Treue war für den König jetzt von besonderer Bedeutung und Alexander konnte nur daran gelegen sein, wenn dies die Meuterer wußten, denn ohne die Generalität war ihre Lage trotz allem prekär. Hätte er sich von ihnen abgeschlossen, so hätte er doch nur die Position der Meuterer gestärkt. Die Ernennung von Persern zu Truppenkommandeuren und zu „Verwandten" sowie die Benennung persischer Einheiten nach makedonischem Muster, zeigt, daß das Heer zunächst in seinem Verlangen nach Rückkehr fest blieb, während der König damit unterstrich, daß auch er nicht nachgab. Die Ernennung der Perser und die Namensgebung an die persischen Einheiten war die Antwort auf den Ruf, er solle mit seinem Vater zu Felde ziehen. Alexander wollte damit zeigen, daß es auch ohne die Makedonen gehe.

Als die Soldaten davon hören — so berichtet Arrian 11, 3 weiter — werden sie mürbe, laufen zum Palast, werfen vor der Türe (θύραι hier vielleicht als terminus technicus für den Palast des Großkönigs vgl. Xen. Anab. II, 1, 8) die Waffen nieder, bitten um Einlaß, bieten die Auslieferung der Rädelsführer an und erklären, sie würden Tag und Nacht nicht weggehen, bis sich Alexander erbarme. Als Alexander dies gemeldet wird — er ist ja in dem großen Palast — kommt er eilends und weint, wie er seine Soldaten so demütig sieht. Dann tritt einer hervor, Kallinas mit Namen, τις αὐτῶν καθ' ἡλικίαν τε καὶ ἱππαρχίαν τῆς ἵππου τῆς ἑταιρικῆς οὐκ ἀφανής, und erklärt, die Makedonen betrübe besonders die Ernennung der Perser zu Verwandten. Darauf umarmt ihn Alexander und erklärt: ich mache euch alle zu meinen Verwandten und werde euch in Zukunft so nennen. Kallinas darf ihn dann als erster küssen, dann die anderen.

Der hier genannte Kallinas tritt sonst nicht in Erscheinung. Die Worte τις αὐτῶν etc. sind „rätselhaft" (Berve II, 190, Anm. 2). Es scheint sich um einen ein-

fachen Angehörigen der Hetairenkavallerie zu handeln, der in seinem Regiment einen guten Ruf hatte. Dabei ist überflüssig, daß zu ἱππαρχίαν noch τῆς ἵππου τῆς ἑταιρικῆς hinzugesetzt wird, denn die Bezeichnung Hipparchie stellte schon außer Zweifel, daß es sich um einen Angehörigen der Hetairenkavallerie handelte. Ptolemaios, ein General, hätte sich wohl kaum so ausgedrückt. Der Ausruf Alexanders: ich mache euch alle zu meinen Verwandten, mag im Überschwang des Gefühls verständlich sein. Aber daß Alexander die Bezeichnung tatsächlich in Zukunft anwenden wollte (ἀπὸ τούτου οὕτως καλέσω), ist doch kaum anzunehmen, zumal dadurch die Ernennung der vornehmen Perser zu „Verwandten" völlig entwertet worden wäre. Übrigens ist auch auffallend, daß diese rührende Geschichte auf die Meuterei unmittelbar gar keinen Bezug nimmt. Immerhin ausgeschlossen ist eine solche Scene nicht.

Was ist nun das Resultat unserer Analyse? Der doppelte Bericht über das Weggehen Alexanders nach der Rede, zeigt, daß Arrian mindestens zwei Quellen für die Meuterei vor sich liegen hatte. Die in 11, 1 vorliegende ist dramatisch-effektvoll: der gekränkte König schließt sich im Palast ein, nimmt keine Nahrung zu sich, läßt niemand zu sich. Dramatisch effektvoll ist es auch, wie Alexander von der Tribüne springt, auf die Rädelsführer zeigt und sie zur Hinrichtung abführen läßt, ebenso wie die Soldaten zum Palast stürmen, die Waffen vor der Tür niederwerfen, um Einlaß bitten und Tag und Nacht stehen bleiben wollen, dann wie Kallinas, der biedere Soldat, vortritt, wie Alexander ihn umarmt. Das geht alles auf einen Autor zurück, und er hat wirklich ein sehr bewegtes und farbiges Bild gemalt. Den Anlaß, der die Meuterei ausgelöst hat, hat er nicht gewußt, hingegen wußte er von den Zurufen der Soldaten, Alexander solle sie entlassen und mit seinem Vater zu Felde ziehen, wußte, daß das Heer zunächst in seiner Haltung fest blieb und wußte von der Ernennung vornehmer Perser zu Truppenkommandeuren usw. Ob und inwieweit sonst hinter den farbigen Pinselstrichen konkrete Tatsachen stehen, wie z. B. bei der Kallinasscene, wird man kaum entscheiden können, aber bestimmte Anhaltspunkte hat er wohl für seine Komposition gehabt.

Diesem Autor ist, glaube ich, Kapitel 8 und 11, 1—7 im ganzen Umfang zuzuschreiben, mit Ausnahme von 11, 2 und vielleicht mit Ausnahme des Satzes ἦν γὰρ δὴ ὀξύτερος 8, 3. Auch letzterer kann eingeschoben sein. Sonst ist m. E. keine Nahtstelle zu finden. Daß dieser Autor mit seinem Streben nach Effekt und Dramatisierung mit dem Verfasser der Rede identisch ist, scheint mir ziemlich sicher: das Ganze ist rhetorisch, und die Rede ist der Höhepunkt seiner Darstellung[1]. Übrigens nimmt der Autor der Rede auch an einer Stelle (10, 5) mit den Worten: τοὺς ἀπολέμους ὑμῶν ζηλωτοὺς τοῖς οἴκοι ἀποπέμψειν auf die vorausgehende Darstellung Bezug, nämlich auf die Worte: ἀποπέμπει ...

[1] Ich glaube sicher, daß das Motiv des Einschließens, der Nahrungsverweigerung, das Niederwerfen der Waffen durch die Soldaten Topoi sind, wenn ich auch für die Zeit vor Alexander kein Beispiel gefunden habe.

ζηλωτοτέρως .. τοῖς οἴκοι (8, 1). Nicht nur in der Rede, sondern in der ganzen Partie liegt also vielleicht Kleitarch vor.

Bei der anderen Quelle (11, 2) mag man an Ptolemaios denken. Offenbar hat über seine nüchterne Darstellung die Rhetorik triumphiert[1].

Bevor wir zum Versöhnungsfest übergehen, muß noch zu dem Bericht des Curtius über die Meuterei im ganzen eingegangen werden. Daß er den Anlaß und den Anfang der Meuterei richtig bietet, wurde schon erwähnt. Woher er dieses Material hatte, ist eine offene Frage. Auch er bietet dann eine Rede Alexanders (X, 2, 15—30). Einzelheiten zeigen, daß er die bei Arrian vorliegende Alexanderrede gekannt hat[2], aber im ganzen hat er seine Rede anders gemacht. Die Verhaftung der Rädelsführer bringt er nicht vor, sondern nach der Rede (X, 2,30ff.). Dann läßt er Alexander an die versammelten Perser eine Rede halten (X, 3, 7—14). Ihr Inhalt ist im Wesentlichen folgender: Alexander habe bei seinem Übergang nach Asien geglaubt, die Perser seien verweichlicht, habe sie dann aber als tapfere Männer kennen gelernt. Deshalb habe er junge Perser rekrutiert und sie ins Heer eingegliedert. Sie trügen die gleiche Kleidung und die gleichen Waffen wie die Makedonen. Dann habe er Roxane und Stateira geheiratet, um durch dieses heilige Band jeden Unterschied zwischen Siegern und Besiegten auszuschließen. Die Rede gipfelt dann in den Worten: Asiae et Europae unum atque idem regnum est, Macedonum vobis arma do, invetaravi peregrinam novitatem: Et cives mei estis et milites. Omnia eundem ducunt colorem: nec Persis Macedonum morem adumbrare nec Macedonibus Persas imitari indecorum. Eiusdem iuris esse debent, qui sub eodem rege victuri sunt. Dann heißt es weiter: Hac oratione habita Persis corporis sui custodiam credidit, Persas satellites, Persas apparitores fecit.

Curtius stellt also der Versammlung des makedonischen Heeres und der Rede Alexanders an die Makedonen eine Versammlung der persischen Truppen und eine Ansprache Alexanders an sie gegenüber, während bei Arrian nur die vornehmen Perser zu Alexander gerufen werden. Ob eine solche Versammlung der persischen Truppen stattgefunden hat, mag recht fraglich erscheinen. Curtius will hier scharf kontrastieren, wie er z. B. die festgenommenen Rädelsführer durch Perser zur Hinrichtung führen läßt, nicht durch die Hypaspistenleibwache. Aber immerhin, einige Worte wird Alexander wohl an die vornehmen Perser gerichtet haben, als er sie zu Truppenkommandeuren und „Verwandten" ernannte, und die Gedanken, die Curtius Alexander in seiner Ansprache äußern läßt, würden hierfür durchaus passen. Wir besitzen sonst keine Quelle, die die Verschmelzungspolitik Alexanders und ihr Ziel so knapp und treffend zusammenfaßt. Die einzelnen Wendungen wie liberos tollere, cives mei estis et milites, eiusdem iuris esse debent sind zweifellos von Curtius geprägt. Aber hat er auch selbst das sachliche Material für die Rede zusammen-

[1] Es wäre vielleicht zu prüfen, ob diese wohl erste rhetorische Darstellung einer Meuterei nicht literarische Nachwirkungen gehabt hat.

[2] Vgl. Tarn II, 296.

gestellt, vor allem den Kernsatz: Asiae et Europae unum et idem regnum? Gerade dieser Satz scheint doch mit dem Anlaß der Meuterei in unmittelbarem Zusammenhang zu stehen. Die Soldaten wollen mit ihrem König in die Heimat, für sie ist Alexander nur ihr König, Asien nur ein erobertes Gebiet, nicht aber Asien und Europa unum et idem regnum. Wenn Curtius diese Rede nicht nur formuliert, sondern auch die in ihr geäußerten Gedanken zusammengestellt hat, dann hat er das auf jeden Fall nicht schlecht gemacht.

Im Anschluß an den Satz: hac oratione habita usw. (siehe oben) bringt Curtius das Gespräch zwischen dem Rädelsführer und Alexander. Der Anklang der Worte: unum ex iis auctoritate et aetate gravem an die Charakterisierung des Kallinas bei Arrian: καθ᾽ ἡλικίαν . . . οὐκ ἀφανής macht die Annahme wahrscheinlich, daß Curtius die Kallinasgeschichte kannte und das Gespräch des Königs mit einem einfachen Soldaten auf diese Weise variierte. Nach dem Gespräch mit dem Meuterer kommen bei Curtius die Soldaten zum Palast und stehen dort zwei Tage lang, während bei Arrian Alexander sich zwei Tage einschließt. Offenbar hat hier Curtius das Motiv der zwei Tage variiert. Dann folgt bei ihm die Versöhnung (ohne Kallinasscene).

Curtius hat also bei dem Anlaß und dem Anfang der Meuterei und vielleicht auch bei der Rede Alexanders an die Perser gutes Material verwendet. Woher er es hat, wird wohl hypothetisch bleiben.

Das Versöhnungsfest, Arrian VII, 11, 8—9

Der Bericht über das sog. Versöhnungsfest schließt sich bei Arrian unmittelbar, und zwar mit der Verbindung ἐπὶ τούτοις, an den Bericht über die Meuterei, die mit der Versöhnungsscene beendet war, an. Diese Tatsache verlangt es, daß man prüft, ob und inwieweit das berühmte Gebet Alexanders wie überhaupt das Versöhnungsfest aus der speziellen Situation, d. h. der der Meuterei verstanden werden kann. Hierfür ist es zweckmäßig den Bericht Arrians vorauszuschicken und ebenso den des Curtius.

Arrian: Ἀλέξανδρος δὲ ἐπὶ τούτοις θυσίαν τε θύει τοῖς θεοῖς οἷς αὐτῷ νόμος καὶ θοίνην δημοτελῆ ἐποίησε, καθήμενός τε αὐτὸς καὶ πάντων καθημένων, ἀμφ᾽ αὐτὸν μὲν Μακεδόνων, ἐν δὲ τῷ ἐφεξῆς τούτων Περσῶν, ἐπὶ δὲ τούτοις τῶν ἄλλων ἐθνῶν ὅσοι κατ᾽ ἀξίωσιν ἤ τινα ἄλλην ἀρετὴν πρεσβευόμενοι, καὶ ἀπὸ τοῦ αὐτοῦ κρατῆρος αὐτός τε καὶ οἱ ἀμφ᾽ αὐτὸν ἀρυόμενοι ἔσπενδον τὰς αὐτὰς σπονδὰς καταρχομένων τῶν τε Ἑλλήνων μάντεων καὶ τῶν Μάγων. Εὔχετο δὲ τά τε ἄλλα [καὶ τὰ] ἀγαθὰ καὶ ὁμόνοιάν τε καὶ κοινωνίαν τῆς ἀρχῆς Μακεδόσι καὶ Πέρσαις. Εἶναι δὲ κατέχει λόγος τοὺς μετασχόντας τῆς θοίνης ἐνναχισχιλίους, καὶ τούτους πάντας μίαν τε σπονδὴν σπεῖσαι καὶ ἐπ᾽ αὐτῇ παιωνίσαι.

Curtius: *Digna tamen res visa est, quae maioribus hostiis expiaretur. Itaque sacrificio magnifice perpetrato Macedonum simul Persarumque primores invitavit*

ad epulas. Novem milia eo convivio excepisse proditum est memoriae eosque omnes invitante rege ex eadem cretera libavisse, Graecis barbarisque vatibus cum alia vota fausta praeeuntibus, tum inprimis, ut utriusque imperii societas in idem corpus coalita perpetae esset.

Das Fest war eine θοίνη δημοτελής oder, wie der Ausdruck auch lautet, eine Demothoinia (s. RE. s. v. Demothoinia). Solche fanden in Griechenland bei großen Festen statt und bestanden darin, daß nach dem Opfer jeder Bürger eine Portion bekam (vgl. RE. s. v. Opfer 623). Dementsprechend berichtet Arrian θύει .. καὶ θοίνην ἐποίησε. Da Makedonen und Perser verschiedene Götter und verschiedenen Ritus hatten, darf man wohl vermuten, daß den beiderseitigen Göttern bzw. einzelnen Vertretern beider Gruppen geopfert wurde. Vielleicht war das Fest eine Theoxenia für diese Götter. Da Arrian berichtet, daß Alexander den Göttern opferte, denen er auch sonst zu opfern pflegte ((οἷς αὐτῷ νόμος), müßte man dann annehmen, daß er das Opfer an diese Götter darbrachte, während vielleicht die Magier das Opfer für die persischen Götter durchführten.

Bei dem Essen saß Alexander und auch die übrigen (καθημενός τε αὐτὸς καὶ πάντων καθημένων). Das wird ausdrücklich gesagt und ist in der Tat auffallend, denn Alexander pflegte liegend zu essen (Plut. Alex. 23 Berve I, 13), und auch sonst wurde bei den Demothoiniai das Mahl auf der Kline eingenommen (vgl. Nilsson, Gr. R. I, 383 u. 780/1). Ob sich bei den Makedonen das Sitzen beim Essen, wie es bei Homer erscheint (vgl. Odyssee III, 33), beim feierlichen Opfermahl noch erhalten hat, oder wie das zu erklären ist, vermag ich nicht zu sagen[1].

Natürlich hatte an dem Tisch Alexanders nur eine begrenzte Zahl von Personen Platz. Wenn an ihm nur Makedonen saßen, die Perser hingegen an anderen, entfernteren Tischen, dann war das für die Perser und gerade für die Vornehmen eine Zurücksetzung, wie man sie nach der Ernennung zu „Verwandten" nicht erwarten kann. Schon deshalb muß man annehmen, daß sich der Satz ὅσοι κατ' ἀξίωσιν ἤ τινα ἄλλην ἀρετὴν πρεσβευόμενοι nicht nur auf die anderen Völker[2], sondern auch auf Makedonen und Perser bezieht. Die Reihenfolge: Masse der Makedonen, Masse der Perser, einzelne Vertreter anderer Völker ist an einem Tisch undenkbar, zudem müßte dann vor Μακεδόνων und Περσῶν der Artikel stehen. An Alexanders Tisch haben also die vornehmsten Vertreter der Makedonen, der Perser und der anderen Völker gesessen, und zwar in dieser Reihenfolge, die eine gewisse Rangfolge darstellt. Wie die Masse der übrigen Festteilnehmer gruppiert war, wissen wir nicht, für sie hat sich die hier vorliegende Quelle auch nicht interessiert, hingegen aber die Logos-Quelle. Sie gibt die Zahl der Teilnehmer mit 9000 an und berichtet, daß sie an der Spondé teilnahmen und den Paean anstimmten. Wenn die Zahlenangabe richtig

[1] Hierzu Duris F. Gr. Hist. Nr. 76 F 49; pers. Einfluß? vgl. Xen. Kyrop. VIII 4, 1 ff.
[2] So Tarn II, 441.

ist, dann hätten nicht alle makedonischen und persischen Truppen teilgenommen, sondern nur Teile oder Abordnungen. Das wäre nicht unverständlich, wenn man bedenkt, welche Zurüstung ein solches Fest erforderte.

Da Ägypter, Babylonier, Lyder usw. keine höchsten Ämter und Stellungen im Reich Alexanders hatten und sich unseres Wissens auch keine hervorragenden Vertreter von ihnen bei Alexander befanden, ergibt sich von selbst, daß mit den anderen Völkern eben die nicht persischen, übrigen iranischen Bevölkerungselemente gemeint sein müssen. Für die Annahme, daß unter den anderen Völkern auch solche zu verstehen seien, die nicht dem Reich angehörten, fehlt jede Voraussetzung. Die von Alexander zur Tafel herangezogenen Vertreter haben also in keiner Weise eine Repräsentation aller Völker des Reiches dargestellt, sondern gehörten zu jenen Bevölkerungselementen, mit denen sich die „Verschmelzungspolitik" befaßte. Natürlich werden an der Tafel auch Griechen gesessen haben wie z. B. Eumenes, aber nicht als Repräsentanten „der Griechen", sondern als Würdenträger Alexanders.

Die Griechen sind nicht besonders genannt. Wenn von den griechischen Sehern die Rede ist, so erscheinen sie lediglich als Aequivalent zu den persischen Magiern. Daß sie mit an der Tafel unter den vornehmsten Vertretern saßen, kann man nicht erwarten und wird auch nicht gesagt. Sie sind vielmehr nur bei der Kulthandlung der Spondé in Funktion getreten, und zwar führten sie die Katarché, das Voropfer aus. Daß das Wort καταρχομένων hier nicht als terminus technicus zu verstehen ist, sie also die ersten Spenden vor dem König darbrachten, scheint mir ausgeschlossen[1]. Dieses Voropfer wird im Netzen und Übergießen der Hände derer, die die Spondé darbrachten, bestanden haben[2]. Dabei sind die griechischen Seher vielleicht nur deshalb herangezogen worden, weil vielleicht nach persischem Ritus Magier dazu notwendig waren.

Die Spenden wurden aus demselben Mischkrug geschöpft, wie ausdrücklich betont wird ((ἀπὸ τοῦ αὐτοῦ κρατῆρος). Wenn dies besonders unterstrichen wird, so kann der Grund hierfür nicht gewesen sein, daß rein äußerlich gesehen ein Gefäß verwendet wurde, denn das ist bei der Spondé doch wohl das Übliche gewesen (bei Homer verwenden die zahlreichen Freier auch nur einen Mischkrug). Das Auffallende ist vielmehr gewesen, daß die makedonischen, persischen und sonstigen Vertreter aus ein und demselben Gefäß die gleiche Spende entnahmen. Das setzt voraus, daß für die äußere Form der Spondé und die Wahl der Flüssigkeit eine Regelung gefunden wurde, die sowohl mit dem griechisch-makedonischen wie mit dem persisch-iranischen Ritus vereinbar war. Ob die Voraussetzungen hierfür so ohne weiteres gegeben waren, weiß ich nicht, aber es erscheint mir fraglich, und zwar deshalb, weil noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen wird, daß die nämliche Spondé gespendet wurde (τὰς αὐτὰς σπονδάς). Das war nämlich selbstverständlich, wenn man aus einem Mischkrug schöpfte, brauchte also nicht nochmals unterstrichen zu werden. So hat m. E.

[1] Anders Tarn II, 442. [2] Vgl. RE. Opfer XVIII, 1, 601, Stengel KA[3] 111.

nicht die Verwendung eines Mischkruges die Zusammengehörigkeit der Opfernden zum Ausdruck bringen sollen, sondern vielmehr die Tatsache, daß alle das gleiche Opfer in derselben Form und mit der gleichen Flüssigkeit spendeten. Vielleicht sollte damit eine besondere Verpflichtung der Opfernden untereinander auf den Inhalt des Gebets erzielt werden.

Bevor wir zum Gebet selbst übergehen, seien zwei Feststellungen vorausgeschickt:

1. Die Darstellung Arrians bietet keinen Anhaltspunkt dafür, daß das Fest die Versöhnung Alexanders mit seinen Makedonen besiegelte. Sie ist bei Arrian mit der Kallinasscene beendet. Alexander küßt einige Makedonen, die Masse zieht, einen Paean singend, ab (11, 7). Wenn Tarn (II, 440) erklärt, das zuerst genannte Opfer Alexanders (θύει τοῖς θεοῖς οἷς αὐτῷ νόμος) sei "doubtless a thanksgiving for the reconciliation" und dann weiter fährt: "and then he passed on to a greater reconciliation", dann wird das Fest in zwei Hälften zerrissen (Versöhnung Alexander-Makedonen und Versöhnung Makedonen-Perser bzw. nach Tarn Weltverbrüderung), während es bei Arrian eindeutig als ein Fest erscheint, dessen Höhepunkt Spondé und Gebet waren. Abgesehen davon besteht zwischen einem Fest, das eine Meuterei abschließt, und einem Fest mit dem Gedanken einer Weltverbrüderung keinerlei innere Verbindung, denn daß es sich in beiden Fällen um eine reconciliation handelt, ist eine lediglich äußerliche Parallele.
2. Die Darstellung Arrians bietet keinen Anhaltspunkt dafür, daß die Teilnehmer an Alexanders Tafel eine Repräsentation aller Völker des Reiches oder gar darüber hinaus darstellten, hingegen zeigt die Funktion der hellenischen Seher und der persischen Magier[1], daß es sich bei diesem Fest um das Verhältnis zwischen Makedonen und Persern-Iraniern handelt.

Damit sind wir bereits auf eine Frage gekommen, die das Gebet selbst betrifft, und bei deren Beantwortung sich zwei Anschauungen gegenüberstehen. Die einen glauben, daß Alexander mit diesem Gebet den Grundgedanken seiner Verschmelzungspolitik ausdrückte, die anderen sehen in ihm den Ausdruck einer Weltverbrüderungsidee[2].

Arrian bietet das Gebet nicht in vollem Wortlaut wie die Worte τά τε ἄλλα ἀγαθά zeigen. Wir wissen nicht, ob es wesentlich umfangreicher war, ja wir haben auch nicht unbedingte Gewißheit, daß Alexander die Worte ὁμονοίαν τε καὶ κοινωνίαν ἀρχῆς selbst gebrauchte. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß der hier vorliegende Autor mit diesen Worten den Inhalt zusammenfaßte.

Die Schwierigkeit in der Deutung der Worte ὁμόνοια καὶ κοινωνία ἀρχῆς besteht m. E. nicht zuletzt darin, daß wir keinen Praecedenzfall für das hier vor-

[1] Vgl. Wilcken SBBA 1937, 198 f. Die letzten Pläne Alexanders des Großen, 10 A. 6.

[2] Vgl. Bengtson, Alexander und der Hellenismus, ein Forschungsbericht, Welt als Geschichte, 1939, 171 ff., und Gr. G. 338 Anm. 2.

liegende Problem, sei es Verschmelzungspolitik, sei es Weltverbrüderung kennen. Die Worte ὁμόνοια καὶ κοινωνία ἀρχῆς befassen sich also mit einem neuen, bisher nicht dagewesenen Problem und lassen sich deshalb auch begriffsgeschichtlich nicht zurückverfolgen. Wenn z. B. der Begriff Homonoia im 4. Jahrhundert „Eintracht" sowohl im innerstaatlichen wie im zwischenstaatlichen Leben bedeutet, so ist er auf den griechischen Raum und auf die griechische Polis beschränkt. Der andere Begriff κοινωνία ist rein sprachlich nicht eindeutig. κοινωνία kann „Teilhaben" und kann „Gemeinsamkeit, Gemeinschaft" bedeuten, ἀρχή das „Herrschen = rule", und „die Herrschaft = realm = Reich"[1].

Übersetzt man κοινωνία ἀρχῆς mit „Teilhaben am Herrschen", dann steht im Hintergrund der Gedanke, daß die Makedonen und Perser die „Herrenschicht" oder „die herrschenden Schichten" im Reich Alexanders sein sollten. Gerade diese Vorstellung aber führt vom Weg ab[2]. Für Alexander, den Schöpfer der absoluten Monarchie, sind Makedonen und Perser die seine Herrschaft tragenden Schichten, aber es kann nicht von ihrem Teilhaben am Herrschen die Rede sein. Infolgedessen kann Arché hier nicht „Herrschen" bedeuten, sondern nur „Herrschaft = Reich", wie etwa Darius von der πατρῴα ἀρχή spricht (II, 14, 3). Weiter kann dann κοινωνία nicht „Teilhaben" heißen, sondern bedeutet „Gemeinsamkeit oder Gemeinschaft".

Auf die Frage, was nun unter „Gemeinschaft des Reiches" zu verstehen ist, gibt nun, wie ich glaube, die Untersuchung die Antwort, was denn das Gebet wie überhaupt das Fest mit der Meuterei zu tun hatte, eine Frage, die meines Wissens bisher nicht gestellt worden ist. Wir haben gesehen, daß die Makedonen anläßlich der Veteranenentlassung deshalb meuterten, weil sie überzeugt waren perpetuam eum regni sedem in Asia habiturum (Curtius X, 2, 12). Für sie war also die sedes regni in Makedonien, dorthin wollten sie mit ihrem König zurückkehren. Das heißt mit anderen Worten, daß sie die Gemeinschaft des Makedonen und Perser umfassenden Reiches nicht anerkannten.

Die Quelle, die Arrian hier benützt hat, ist wohl Ptolemaios gewesen, eine allgemein vertretene Ansicht[3]. Seine Darstellung hebt sich von der vorausgehenden Partie in ihrer knappen und auf das Wesentliche beschränkten Form klar ab, und die Partie stammt sicher von einem Teilnehmer an der Tafel Alexanders. Sie wird eingeleitet mit den Worten ἐπὶ τούτοις. Übersetzt man sie mit „darauf = auf das hin", dann beziehen sie sich auf die Versöhnung zwischen

[1] Tarn II, 443/4.

[2] Ich halte es deshalb auch nicht für richtig, wenn man der „Herrenschicht" der iranischen Elemente die „Untertanenschicht" der übrigen Völker des Reiches gegenüberstellt. Die bevorzugte Stellung des iranischen Elements war in der Geschichte und der Struktur des persischen Reiches bedingt, wie sie Alexander antraf. Bengtson hat für diese Frage mit Recht auf die föderalistische Struktur des alten Perserreiches hingewiesen (Welt als Geschichte a. a. O. 172).

[3] Vgl. Tarn II, 441.

Alexander und den Makedonen und erscheint das Fest als Versöhnungsfest zwischen beiden. Daß es das nicht gewesen ist, habe ich oben hervorgehoben. Dann gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder hat Arrian, der hier die Quelle wechselt, das ἐπὶ τούτοις als Verbindung zu dem Vorausgehenden eingeschoben, wobei er das Fest irrtümlich als Versöhnungsfest zwischen Alexander und den Makedonen auffaßte, oder Ptolemaios hat sich unmittelbar vor der von Arrian übernommenen Partie über das Problem: Makedonen-Perser, Gemeinschaft des Reiches geäußert, vielleicht im Zusammenhang mit der Ernennung der Perser zu „Verwandten".

Zum Schluß müssen wir nun noch auf den Bericht des Curtius eingehen. Wenn er den Anlaß der Meuterei richtig bietet, wie auch Tarn betont, ist das gerechtfertigt, obwohl das sonst nicht geschieht, auch bei Tarn nicht. Vergleicht man seinen Bericht mit dem Arrians, so besteht der Unterschied im Wesentlichen darin, daß er nichts von der Tischordnung berichtet und daß nicht Alexander das Gebet spricht, sondern die Seher. Außerdem beginnt er die Ausführungen über die Einzelheiten des Festes mit der Angabe der Teilnehmerzahl, die er ebenfalls mit 9000 beziffert. Ich halte es deshalb für möglich, daß sein Bericht auf die Logosquelle Arrians zurückgeht, die sich mehr für die Masse der Festteilnehmer interessiert. Sie kann durchaus ausführlicher gewesen sein, weil Arrian ihr vor allem nur die Zahlenangabe entnehmen wollte[1].

Bei ihm wird gebetet, ut utriusque imperii societas in idem corpus coalita perpetua esset. Damit wird dasselbe gesagt wie mit den Worten: Asiae et Europae unum atque idem regnum est (X, 2, 13). Beides ausgezeichnete Formulierungen. Woher er sie hat, ob er sie geprägt hat, vermag ich nicht zu sagen, aber man darf sie doch wohl als Bestätigung der oben gegebenen Übersetzung des Gebets betrachten.

Alexander hat also in Opis für die Eintracht zwischen Makedonen und Persern — nichts weiteres heißt hier ὁμόνοια — gebetet und darum, daß die Gemeinschaft des Reiches Bestand haben möge. Um diese Gemeinschaft zu unterstreichen, hatte er wohl die vornehmen Perser zu „Verwandten" ernannt. Es war dies nicht nur eine taktische Maßnahme im Zusammenhang mit der

[1] Da die Logosquelle ebenfalls darauf hinweist, daß die Teilnehmer eine Spondé (μίαν σπονδήν) darbrachten, muß man annehmen, daß auch an den anderen Tischen Makedonen und Perser zusammensaßen. Vielleicht haben an diesen Tischen dann die griechischen Seher und die Magier das Gebet gesprochen, das Alexander an seinem Tisch selbst betete (vota praeeuntibus). Wenn Alexander, nachdem das Opfermahl sitzend eingenommen worden war, stehend die Spondé darbrachte und betete, war er für die Masse der Teilnehmer nicht sichtbar und wohl auch für den größten Teil nicht vernehmbar. Vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß bei Curtius' nur erwähnt wird: omnes invitante rege ... libavisse. Gerade das spricht dafür, daß Curtius' Angabe auf die Logos-Quelle zurückgeht, die das Fest mehr vom Standpunkt der Masse der Festteilnehmer betrachtete, im Gegensatz zu Ptolemaios. Im Übrigen scheinen die Worte: proditum est memoriae zu den Worten κατέχει λόγος in gewisser Parallele zu stehen.

Meuterei, sondern eine programmatische Maßnahme, die die Gleichstellung zeigen sollte. Die Feier in Opis war also kein Versöhnungsfest zwischen Alexander und den Makedonen, eigentlich auch nicht ein Versöhnungsfest zwischen Makedonen und Persern, zumal wir von offenen Auseinandersetzungen zwischen beiden gar nichts hören, sondern ein feierlicher, für die Teilnehmer verpflichtender Bittgottesdienst. Ob Alexander dabei an seine Westpläne gedacht hat, mag dahin gestellt sein[1].

München — Fritz Wüst

LA CHRONOLOGIE DE LA CARRIERE DE L. CAESENNIUS SOSPES

Contribution à l'étude des responsables sénatoriaux de la distribution de blé à la plèbe romaine.[2]

La date de la carrière sénatoriale de ... Sospes est une *crux* ancienne de l'épigraphie latine. L'inscription qui nous a conservé son cursus fut copiée pour la première fois en 1842 par le voyageur anglais, W. J. Hamilton[3] lors de son passage à Antioche de Pisidie. J. R. Sittlington Sterrett[4] put ensuite, en 1884, améliorer la lecture de la première ligne et c'est son texte que nous lisons aussi bien sous la plume de Mommsen au CIL., III, 6818, que chez H. Dessau, dans ses Inscr. lat. sel. 1017. Nous ne voudrions pas nous arrêter ici à l'énumération de toutes les hypothèses avancées par trois générations de savants, il vaut mieux nous reporter au document même et renvoyer pour les discussions

[1] Auf Eratosthenes bei Strabo I, 66, Plut. de fort. Al. M. I, 6 p 329 gehe ich nicht ein, weil der Bericht von Arrian und Curtius nicht den geringsten Anhaltspunkt bietet, Alexander eine Weltverbrüderungsidee zuzuschreiben ebensowenig wie es irgend eine Handlung gibt, die Alexander zu seinen Lebzeiten vorgenommen hat, und die sich in diesem Sinn deuten ließe. (Letzteres betont auch Tarn II, 434.) Diese Schwierigkeit bestimmt letzten Endes auch den Weg, den Tarn in seinem Abschnitt "Brotherhood and Unity" (II, 399 bis 449) einzuschlagen gezwungen ist: Er verfolgt die Entwicklung der Weltverbrüderungsidee und versucht nachzuweisen, daß niemand als ihr Schöpfer in Frage kommen könne als eben Alexander. Erst nach dieser indirekten Beweisführung einer negativen Abgrenzung interpretiert er das Gebet. Vgl. auch Berve, Die Verschmelzungspolitik Alexanders des Großen, Klio 1938, 161 Anm. 1.

[2] L'exposé suivant a fait, à Paris, le 11 septembre 1953, l'objet d'une communication à l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres.

[3] W. J. Hamilton, Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia, 1842, nº 178 (= Lebas-Waddington, III, 1816 = Henzen-Orelli, Inscr. lat. select. amplissima collectio, III, 6912 avec add. p. 521)

[4] J. R. Sittlington Sterrett, An Epigraphical Journey in Asia Minor, (Papers of the American School of Classical Studies at Athens II), 1883/4, p. 124, nº 98.

modernes aux pages d'une récente thèse sur les légats de Galatie que nous devons aux recherches méritoires d'un jeune Américain, R. K. Sherk[1]. Voici d'abord le texte en question:

CIL., III, 6818 = (D. 1017) cf. JRS, XV, 1925, pl. XXXVII, 2 et 4:

... *P(ublii) f(ilio) Stel(latina tribu) Sos[pi]|ti fetiali, leg(ato) Aug(usti) | pro pr(aetore) provinc(iae) Gal(atiae) | Pisid(iae) Phryg(iae) Luc(aoniae) Isaur(iae) || Paphlag(oniae) Ponti Galat(ici) | Ponti Polemoniani | Arm(eniae), leg(ato) leg(ionis) XIII Gem(inae) | donat(o) don(is) militarib(us) | expedit(ione) Suebic(a) et Sarm(atica) || cor(ona) mur(ali) cor(ona) vall(ari) cor(ona) | aur(ea) hast(is) pur(is) trib(us) ve|xill(is) trib(us), curat(ori) colo|ni(a)r(um) et municipior(um), prae(fecto) | frum(enti) dand(i) ex s(enatus) c(onsulto), praetor(i) || aed(ili) curul(i), q(uaestori) Cret(ae) et C[yr(enarum)], | trib(uno) leg(ionis) XXII ⟨I⟩ Primigen(iae), | III vir(o) a(uro) a(rgento) a(ere) f(lando) f(eriundo) | Thiasus lib(ertus).*

M. Sherk a justement signalé l'impasse dans laquelle l'interprétation de ce texte était engagée: la mention d'un légat prétorien de la province de Galatie et des régions adjacentes ne se comprend qu'avant 72 ou après 114, étant donné que durant cette époque cette province faisait partie intégrante du complexe de Cappadoce et Galatie gouverné par un ancien consulaire. Or, c'est entre 89 et 92 que la plupart des savants modernes[2] ont cru devoir placer l'*expeditio Suebica et Sarmatica*, au cours de laquelle Sospes s'est distingué à la tête de la *legio XIII Gemina*. Comment résoudre ce dilemme? Alors qu'en général on a estimé devoir maintenir la date de la guerre contre les Suèves et les Sarmates et que l'on a essayé, en vain, d'expliquer l'omission du nom de la Cappadoce à la ligne 3[3], Monsieur Sh. a soutenu qu'il fallait exclure l'époque comprise entre 72 et 114 et il a par conséquent déplacé, suivant en cela l'avis de deux de ses prédécesseurs, Brandis et Stout[4], la date de la guerre suebico-sarmate, en quoi il avait raison, avant l'année 72, en quoi il nous semble s'être trompé. Sa solution ne lui a cependant pas paru assez certaine, et il a finalement relégué Sospes parmi les légats de date inconnue ou controversée. En vérité, il faut avouer que la discussion était arrivée à un point mort et que l'on ne pouvait guère proposer une solution satisfaisante du problème à moins de pouvoir verser un nouvel élément de datation à ce dossier, en apparence désespéré.

[1] R. K. Sherk, The Legates of Galatia from Augustus to Diocletian (The John Hopkins University Studies in Hist. and Polit. sciences, s. LXIX, nº 2) 1953, pp. 87–90.

[2] J. Marquardt, Staatsverwaltung², p. 362 = Organisation, II, p. 282, avec notes 4 et 5; Liebenam, Forschungen, p. 173 et s.; Dessau, ILS. 1017; B. M. E. Stech, *Senatores Romani qui fuerint inde a Vespasiano usque ad Traiani exitum*, Berlin, 1912, p. 32, nº 205; E. Ritterling, JÖAI., X, 1907, p. 303; W. M. Ramsay, JRS., XIV, (1924), p. 192 et Social Basis p. 37 et s.; Robinson, JRS., XV, 1925, p. 257 (dates 90—92); F. Cumont, Bull. royal de Belgique, Classe des Lettres et des Sciences morales et politiques, 1905, p. 203 et suiv.; F. Miltner, RE., III A, col. 1195, Sospes'; Chilver, AJP. 1949, p. 10 et s.

[3] Ritterling, l. l.; Ramsay l. l.

[4] Brandis, RE., VII, col. 551 et s.; Stout, Class. Phil. XXI, 1926, p. 49 et 50.

Cet élément est représenté par la mention de la fonction de *praefectus frumenti dandi ex senatus consulto* que Sospes a assumée immédiatement après sa préture. Nous ne voudrions pas reprendre ici dans le détail l'histoire de cette magistrature que M. Denis van Berchem a retracée de main de maître dans sa thèse, soutenue en 1939 à Genève et intitulée: "Les distributions de blé et d'argent à la plèbe romaine de l'Empire"[1]. Il suffira pour notre démonstration de rappeler que notre savant confrère a établi à la lumière des inscriptions "que la série des *praefecti frumenti dandi ex s. c.* paraît s'interrompre sous le règne de Claude[2]. On n'en connaît point sous Néron, ni sous aucun des empereurs flaviens. On ne les retrouve qu'à partir de Trajan". Et M. van Berchem d'en conclure très justement que "Claude a enlevé au Sénat et assumé personnellement la responsabilité de l'entretien de la plèbe". Voici pour le début de la disparition de ces magistrats; pour leur rentrée en fonctions, le savant suisse arrive à un résultat plus précis encore grâce à une monnaie de Nerva avec la légende *plebei urbanae frumento constituto*[3], qui apporte la preuve de la reprise des distributions de blé en faveur de la plèbe frumentaire, par l'intermédiaire du Sénat. Ce retour à l'ancien état de choses a naturellement entraîné celui des *praefecti frumenti dandi ex s. c.*[4] Ces résultats qui avaient déjà été esquissés longtemps auparavant par O. Hirschfeld[5], Kornemann[6] et Rostowzew[7], doivent être rapprochés du texte de l'inscription de Sospes, pour lequel nous disposons ainsi d'un *terminus a quo*, qui est la décision de Nerva de 97 de rendre les *frumentationes* aux magistrats sénatoriaux des *praef. frumenti dandi*.

Il nous incombe maintenant de reprendre l'analyse du cursus de Sospes en tenant compte de ce nouvel indice chronologique, qui modifiera radicalement toutes les données de la question et nous permettra peut-être de mettre un point final à cette discussion presque centenaire. Il ne servirait cependant à rien de vouloir suivre le déroulement de sa carrière avant d'avoir élucidé la nouvelle date de *l'expeditio Suebica et Sarmatica*. Toute identification avec la guerre de Domitien contre les Marcomans, Quades et Sarmates de 92 étant exclue, nous devons postuler que cet événement est postérieur, non seulement à 97, mais encore à 114, où se place la séparation de la Galatie d'avec la Cappadoce, à preuve le gouvernement de L. Catilius Severus Julianus Claudius Reginus, *legatus Aug. pro pr. prov. Cappadociae et Armeniae maioris et minoris* (CIL., X, 8291 = (D. 1041 add.); Cagnat-Merlin-Châtelain, ILA, 43).

C'est ici que la titulature aberrante de Sospes doit être prise en considération. En effet, son titre de *leg. Aug. pro pr. provinc. Gal. Pisid. Phryg. Luc. Isaur.*

[1] D. van Berchem, Les distributions de blé, pp. 68—84; 96—98.

[2] Idem, l. l., p. 72; pour M. Julius Romulus, *praefecto frumenti dandi*, NS., 1924, p. 346 = (AE., 1925, 85). Voir l'appendice I.

[3] Mattingly et Sydenham, RIC., II, p. 229, 230.

[4] D. van Berchem, l. l., p. 77.

[5] O. Hirschfeld, Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diokletian, 1877, p. 134.

[6] E. Kornemann, RE., IV, 1780, '*curator*'.

[7] M. Rostowzew, RE., VII, col. 177, *frumentum*.

Paphlag. Ponti Galat. Ponti Polemoniani Arm. est insolite en ce sens que tous les autres titulaires contemporains de ce gouvernement se bornent à mentionner les provinces de Galatie, Phrygie, Pisidie, Lycaonie, Paphlagonie (CIL., III, 6819 = D. 1039) ou bien seulement Galatie, Pisidie, Paphlagonie (CIL., III, 6813 = [D. 1038]; OGIS II, 535). Réglons d'abord le sort de la Lycaonie et de l'Isaurie, qui à partir d'Antonin le Pieux ont fait partie d'un nouveau complexe provincial comprenant les trois provinces de Cilicie, Isaurie, Lycaonie (OGIS II, 576). Quant aux deux territoires du *Pontus Galaticus* et du *Pontus Polemonianus* les recherches de M. Sherk ne lui ont pas permis de faire remonter leur rattachement à la Cappadoce au-delà de 137, où Flavius Arrianus apparaît, en sa qualité de légat de Cappadoce, dans une inscription de Sebastopolis, ville située dans le *Pontus Galaticus* (IGR III, 111). Reste la seule région d'Arménie mineure dont Sherk a cru pouvoir affirmer son agrégation à la Cappadoce dès 114, en se fondant sur la titulature de L. Catilius Severus citée plus haut. Nous estimons, au contraire, que la situation administrative, telle qu'elle fut établie durant la guerre parthique par Trajan, n'a certainement pas survécu à l'abandon de ses conquêtes par Hadrien et que l'on est en droit de supposer que la nouvelle distribution des territoires de l'ancien complexe aura suivi de près le revirement politique du nouveau prince.

Mais, nous objectera-t-on, cette datation est en contradiction avec les résultats proposés par M. Sherk. En effet, le savant américain a placé en 116—117[1] la légation de l'anonyme de CIL., III, 6819 = (D. 1039), auquel succèderait en 117—119 ... nius L. f. Stel. Gallus Vecilius Crispinus Mansuanius Marcellinus Numisius Sabinus (CIL., III, 6813 = D. 1038). Pour le premier de ces deux personnages, nous disposons effectivement d'un *terminus post quem* qui est l'année 116, puisque nous lisons dans le texte en question que l'inconnu d'Antioche de Pisidie a été *praetor candidatus Imp. Traiani Aug. Germ. Dacici Parth.* Mais on ne saurait accepter l'hypothèse de M. Sherk qui a voulu tirer argument du fait que Trajan n'est pas dit *divus*, pour postuler que la pierre a dû être érigée du vivant de Trajan et que, par conséquent, tous les postes doivent avoir été assumés avant le 7 août 117, date de la mort de l'empereur. On n'a qu'à se reporter au cursus de P. Metilius Secundus Pon[tianus], *cos.* en 123 ou 124, pour constater que ce sénateur a eu le titre de *quaestor Imp. Caesaris Nervae Traiani Aug. Germanici Dacici*, bien que l'inscription date d'après la mort de Trajan (CIL., XI, 3718 = D. 1053). Il se peut donc fort bien qu'il faille abaisser la date jusqu'après 122, ce qui permettrait à l'anonyme de commander, entre-temps la légion *I Minervia pia fidelis in Germ. inferiore.*

M. Sherk a discuté[2] longuement les données du cursus de ... nius Gallus, qu'il suppose être identique avec le consul Gallus de 119 (CIL., VI, 32374), hypothèse d'autant plus aléatoire que le texte même de l'inscription ne mentionne pas le consulat de l'intéressé. On ne saurait donc exclure que ... nius

[1] R. K. Sherk, l. l., p. 63.

[2] R. K. Sherk, l. l., p. 63—65.

Gallus ait été investi de son gouvernement par Trajan, tout de suite après la division du complexe; nous avons en effet tout intérêt à remonter le plus possible ce poste étant donné ses débuts comme tribun de la *XXI Rapax*, corps de troupes qui a disparu vers 91[1]. Il s'ensuit que nous aurions ainsi une lacune dans les *fasti* de Galatie couvrant les années 117—119, puisqu'il est certain que A. Larcius Macedo doit y être inscrit à partir de la IVe puissance tribunicienne d'Hadrien (10 décembre 119—9 déc. 120). Or, cette époque conviendrait parfaitement bien au nouveau règlement sur les compétences des gouverneurs de Cappadoce et de Galatie qu'Hadrien aura édicté avant de partir pour l'Occident.

Mais comment concilier cette hypothèse avec la mention de l'*expeditio Suebica et Sarmatica* qui la précède? Disposons-nous dans les sources sur les débuts du règne d'Hadrien d'indications en faveur d'une guerre sur le moyen Danube? Nous croyons pouvoir répondre par l'affirmative à cette question. Il s'agit d'abord de plusieurs passages de l'Histoire Auguste, où, lors du tableau de la situation militaire sur les frontières, il est dit: *Mauri lacessebant, Sarmatae bellum inferebant, Britanni teneri sub Romana ditione non poterant, Aegyptus seditionibus urgebatur, Cilicia denique ac Palaestina rebelles animos efferebant* (SHA., V. Hadr. 5,2). Ces renseignements vagues sur l'attaque des Sarmates sont un peu plus loin précisés: *Audito dein tumultu Sarmatarum et Roxolanorum, praemissis exercitibus Moesiam petiit. Marcium Turbonem post Mauretaniam praefecturae infulis ornatum Pannoniae Daciaeque ad tempus praefecit. Cum rege Roxolanorum, qui de imminutis stipendiis querebatur cognito negotio pacem composuit* (SHA., *v. Hadr.* 6,7—8). Nous apprenons ainsi que les Sarmates et Roxolanes avaient pris les armes et attaqué les Romains et qu'Hadrien lui-même suivit ses armées en Mésie. Il est ensuite question du commandement extraordinaire en Dacie et Pannonie confié temporairement à Marcius Turbo, élevé pour ordre au rang de préfet d'Égypte; enfin le dernier membre de cette phrase nous parle de la paix qu'Hadrien avait conclue avec le roi des Roxolanes après avoir reconnu le bien-fondé de sa plainte au sujet de la diminution des subsides versés par les Romains. Bien que ces indications soient bien fragmentaires, il en ressort que les peuples du moyen et bas Danube étaient, une fois de plus, en guerre contre Rome. Hadrien traita avec la nation la moins dangereuse, en l'espèce les Roxolanes, alors qu'il résista aux attaques sur la Dacie et la Pannonie, où son fidèle Marcius Turbo a dû réussir à redresser la situation. Cette vue d'ensemble est confirmée par le texte de l'inscription de Pergame (A. v. Premerstein. SB. BAW., phil.-hist. Kl. 1934, Heft 3, p. 15 = [AE., 1933, 268]), en l'honneur de C. Julius Quadratus Bassus, où il est dit ... οὗτος ἔτι στρατευόμενος ἐν Δακίᾳ καὶ τὴν ἐπαρχίαν διέπων τελευτᾷ "celui-ci meurt alors qu'il guerroyait encore en Dacie et qu'il gouvernait la province". Marcius Turbo, comme A. Stein[2] l'avait déjà vu, a donc été le successeur de C. Julius Quadratus

[1] E. Ritterling, RE., XII, col. 1789, *legio*.

[2] A. Stein, Die Reichsbeamten von Dazien, 1944, p. 14 et s.

Bassus. On ne saurait non plus douter que des combats ont été livrés en présence de l'empereur et qu'Hadrien a décoré officiers et soldats qui s'étaient distingués au cours de cette expédition[1]. Si notre hypothèse s'avère juste, il en résulte que Sospes a participé à cette guerre en qualité de légat de la *legio XIII Gemina*, corps de troupes qui faisait partie de la garnison de la Dacie[2] récemment conquise et qu'il aura donc été sous les ordres de C. Julius Quadratus Bassus. Une seconde inscription d'un tribun militaire laticlave de la légion *II Adiutrix de Viminacium* également décoré *bello Suebico item Sarmatico* (CIL., X, 135 = D. 2719) atteste que les troupes de Mésie supérieure ont également pris part à cette lutte, ce qui n'a rien qui puisse nous surprendre.

Très bien, mais que devient en tout cela la guerre de 92 que Domitien mena contre les Marcomans, les Quades et les Sarmates et dont on a jusqu'ici voulu rapprocher les deux documents cités en dernier lieu ? A notre avis, en détachant les deux inscriptions de ce contexte, non seulement on ne change rien à ce que nous savons des luttes de cet empereur sur le moyen Danube, mais on permet enfin de faire justice de certaines contradictions gênantes et d'ordonner les divers témoignages sur cette guerre en un récit logique et cohérent. En vérité, tout le malentendu des savants modernes a pris son origine dans un passage de Tacite dans les Histoires, I, 2,1, dont le texte contient justement les noms des nations des Sarmates et des Suèves:

Trina bella civilia, plura externa ac plerumque permixta; prosperae in Oriente, adversae in Occidente res; turbatum Illyricum, Galliae nutantes, perdomita Britannia et statim missa; coortae in nos Sarmatarum et Sueborum gentes, nobilitatus cladibus mutuis Dacus, mota prope etiam Parthorum arma falsi Neronis ludibrio.

"Par trois fois des guerres civiles, des guerres étrangères en plus grand nombre, et la plupart du temps simultanées; des succès en Orient, des échecs en Occident; l'Illyricum en plein trouble; les Gaules hésitantes, la Bretagne entièrement soumise et aussitôt abandonnée; levées en armes contre nous les nations des Sarmates et des Suèves, le Dace illustré par des défaites infligées et subies, même les Parthes presque poussés à la guerre par le mirage d'un faux Néron."

Ce résumé des guerres flaviennes que Tacite nous présente au début de ses Histoires est composé avec un art consommé. Deux idées principales lui servent de fil conducteur: la première est celle de l'interférence des guerres étrangères et des luttes intestines, la seconde les succés de Rome en Orient, ses revers en

[1] Nous savons par l'Histoire Auguste (SHA., *V. Hadr.* 6,7) qu'Hadrien a distribué lors de son avènement un double congiaire, libéralité également attestée par les monnaies. (Mattingly-Sydenham, Roman Imp. Coinage, II, p. 409.) Il se pourrait que le montant insolite de ce congiaire, qui ne se retrouve pas chez les successeurs d'Hadrien, s'expliquât par le fait que les premiers 75 deniers ont été donnés pour célébrer l'avènement d'Hadrien, les 75 autres en l'honneur de la victoire sur les Suèves et les Sarmates.

[2] E. Ritterling, RE., XII, col. 1717, *legio*.

Occident. Ceci posé, les événements eux-mêmes sont rassemblés en deux triades, dont la première évoquera, du moins en partie — *plerumque* — l'année 69 avec ses deux guerres civiles, alors que la seconde gravitera autour du soulèvement de L. Antonius Saturninus en 89. Encore faut-il noter que le grand styliste qu'était Tacite a eu la suprême élégance de ne pas trop insister sur son plan. En effet, la mention de l'*Illyricum turbatum* et celle des *Galliae nutantes*, dont l'une rappelle le ralliement à Vespasien des légions de ces contrées, l'invasion des Roxolanes et leur défaite en Mésie (*hist.* I, 79), enfin les combats de Mucien contre les Daces et les Sarmates (*hist.* III, 46; IV, 4), et dont l'autre fait allusion aux tergiversations des nobles Gaulois dans leurs relations avec Vitellius (*hist.* I, 64) et Civilis (IV, 69), paraissent venues par hasard sous la plume de l'auteur, alors qu'elles correspondent aux deux pays qui ont véritablement servi de point de départ aux deux principales armées de l'Empire et à leurs élus Vitellius et Vespasien, dont les noms sont intentionnellement passés sous silence. La conquête de la Bretagne aussitôt abandonnée rentre bien dans le cadre des revers en Occident. C'est le seul événement de tout ce morceau qui ne soit contemporain d'aucune guerre civile, mais sa place à la fin de l'énumération démontre que Tacite a considéré comme un échec particulièrement cuisant ce recul de la politique romaine.

Si cette première triade progresse d'Est en Ouest, le mouvement de la seconde se fait en sens inverse. Laissons d'abord les Sarmates et les Suèves de côté et occupons-nous des affaires daces et parthes.

Il s'agit certainement des deux défaites romaines, en 86 et 87, qui ont coûté la vie à C. Oppius Sabinus, *cos. ord.* de 84[1], et à Cornelius Fuscus, préfet du prétoire[2]. La victoire remportée sur les Daces est sûrement la bataille de Tapae gagnée, en 88, par Tettius Julianus[3], *cos. suff.* de 83. A la même date un faux Néron avait fait son apparition en Orient, et Suétone[4] nous dit qu'il avait trouvé créance chez les Parthes qui l'avaient fortement soutenu. Il fallut mener des négociations difficiles pour qu'ils consentent à extrader leur protégé.

Revenons maintenant au passage qui nous intéresse tout particulièrement: *coortae in nos Sarmatarum et Sueborum gentes*. Nous venons de constater que les événements qui interfèrent avec ce début d'attaque de la part des peuples sarmates et suèves ont eu lieu en 88 et 89; c'est donc certainement à ce moment qu'il nous faut placer cette guerre, supposition qui est d'ailleurs confirmée par le texte des deux fragments de l'Épitomé de Dion Cassius, LXVII, 7,1—2, où l'on insiste sur le rôle de l'empereur dans cette affaire. Il aurait voulu se venger des Marcomans et des Quades, alliés du peuple romain, qui auraient omis d'envoyer leurs contingents d'auxiliaires contre les Daces. Après être venu en Pannonie pour leur faire la guerre, il aurait repoussé leurs offres de paix et

[1] Suet., *Dom.* 6; Jordanes, *Get.* XIII, 77; Hieronym. *Chron. ad a.* 2102.
[2] Orose, VII, 10,4; Jordanes, *l. l.* XIII, 78.
[3] Dion Cassius, LXVII, 10, 1—3.
[4] Suétone, *Néro*, 57.

aurait fait exécuter les membres d'une seconde ambassade envoyée à cet effet. Vaincu et mis en fuite par les Marcomans, Domitien aurait finalement entamé des pourparlers de paix avec Décébale, roi des Daces, et l'aurait amené à la conclusion d'un traité de paix, alors qu'auparavant toutes les ouvertures du côté dace seraient restées vaines. Nous avons donc affaire à une première tentative romaine de régler la situation dangereuse sur le moyen Danube. Domitien a dû estimer que les Daces étaient suffisamment affaiblis pour qu'il pût se lancer contre ses anciens alliés, qui avaient adopté une neutralité malveillante, de peur de se voir seuls en face de la trop grande puissance des Romains. Son attaque s'étant soldée par un échec, Domitien s'est décidé à accorder une paix modérée aux Daces, certainement dans l'idée de renverser ses alliances et de jouer d'eux contre les Marcomans, les Quades et les Sarmates. Il a dû ajourner la reprise des opérations contre ses ennemis, qui, eux, se sont sentis menacés. Aussi apprenons-nous par Suétone qu'ils n'ont pas attendu d'être à nouveau attaqués par les Romains, mais qu'ils ont, eux, déclenché la guerre et réussi à anéantir une légion romaine, certainement la *XXI Rapax* avec son légat. Le texte de Tacite est suffisamment vague pour s'appliquer également à cette reprise des hostilités et l'on peut donc affirmer qu'il couvre ces deux phases des opérations qui ont ramené Domitien en Pannonie, où il a réussi à rétablir la situation compromise des Romains sans pouvoir toutefois remporter une victoire vraiment décisive: les peuples barbares n'ont pas été *devicti*. La preuve en est que l'empereur a renoncé à célébrer un triomphe *de Marcomannis et Sarmatis*. Comment expliquer alors que Tacite ait employé une expression différente et qui devait se rapprocher du nom officiel d'une guerre future? Ici, nous ne pouvons guère qu'invoquer son souci d'être bref et élégant, un peu aussi sa volonté arrêtée de ne pas tracer le mot que l'on attend, ainsi par exemple, le titre de *praefectus* qui est absent de son tableau de l'Égypte romaine (*hist.* I, 11).

Il y avait cependant un garde-fou qui aurait pu mettre en garde les savants modernes, c'est que Tacite, probablement pour se conformer à son fil conducteur de nature géographique, a inversé l'ordre des noms propres, tel qu'il apparaît dans toutes les autres sources. En règle générale, il faut toujours se méfier en lisant Tacite et ne pas se presser de prendre ses expressions au pied de la lettre, de peur d'aller au-devant d'erreurs considérables.

Il sera donc peut-être utile de donner ici la liste des noms employés par nos sources littéraires et épigraphiques pour désigner cette guerre sur le moyen Danube, en rectifiant chemin faisant l'interprétation ou la datation de l'un ou de l'autre document. C'est ainsi que pour commencer, nous ne sommes pas d'accord avec nos prédécesseurs, à l'exception de E. Ritterling, sur la date à attribuer à ce *bellum Marcomannorum Quadorum Sarmatarum* qui apparaît dans la célèbre inscription de C. Velius Rufus, homme de guerre et procurateur équestre chevronné dont nous nous sommes occupés dans nos "Carrières des

Procurateurs équestres sous le Haut-Empire romain"[1]. Faut-il vraiment admettre que cette expédition dirigée à travers le royaume de Décébale dans le flanc découvert de ces peuples, ait eu lieu durant la première phase de la guerre qui s'avéra si malheureuse pour les Romains ? Nous nous refusons à l'admettre et estimons, au contraire, que l'action d'éclat de cet excellent officier doit être intégrée dans le plan d'opérations, couronné de succès, de 92. Comment, en effet, imaginer qu'un tel raid ait pu être entrepris sans l'accord exprès de Décébale ? Et la preuve manifeste en est le titre de roi des Daces que le texte latin accorde gracieusement à cet ennemi acharné de Rome.

Si l'inscription d'Héliopolis nous a conservé les noms des trois peuples en guerre avec Rome, les autres pierres et les auteurs ont été moins explicites.

Un premier groupe s'est borné à énumérer deux noms, soit en unissant Marcomans et Quades par l'appellation commune de Germains, telle l'inscription de Tifernum Mataurense, où il est question d'un *bellum Germanicum et Sarmaticum* (CIL., XI, 5992), soit en passant sous silence les Quades, tel Stace, Silves III, 3, 171. Dion Cassius (67,7, 1—2) lui, nous rapporte l'attaque de Domitien contre les Quades et les Marcomans sans faire mention des Sarmates. Mais il ajoute que ces événements se sont passés en Pannonie.

Un second groupe est encore plus discret, puisqu'un nom de peuple suffit. Tel est le cas de Martial qui ne connaît guère que les Sarmates (VII, 2,1; 6,10; VIII, 11,3; IX, 101,17), mais précise comme Dion que le théâtre de la guerre est la Pannonie (*bellum Pannonicum*, VIII, 15,1). Suétone fait chorus (*Dom.* 6) et certains textes épigraphiques se limitent également à un nom de peuple, qui est cependant toujours soit celui générique des Germains (*bellum Germanicum*; CIL., III, 7397; CIL., VIII, 1026 = D. 2127), soit celui spécial des Marcomans (*bellum Marcomannicum*, IRT 545). Remarquons, en effet, que les arguments invoqués plus haut dans le cas de C. Velius Rufus s'appliquent également à celui de C. Bruttius Praesens. En conclusion, on doit supposer que cette guerre, pour avoir pu être désignée de façons si diverses, n'a probablement pas eu de nom officiel, ce qui s'expliquerait par le refus de Domitien de célébrer le triomphe. Cette absence d'appellation publiquement reçue a alors incité les modernes à confondre ces événements avec les luttes du début du règne d'Hadrien, erreur d'autant plus excusable que le théâtre des hostilités a été le même dans les deux cas, les bords du Danube face à la Pannonie.

Ce n'est pas tout. Leur datation était également soutenue par un argument très fort, qui était l'absence du nom de l'empereur auquel les deux officiers décorés dans cette guerre suébo-sarmatique devaient leurs distinctions militaires. Ce silence paraissait imposer le nom de Domitien, seul prince dont, à cette époque, la mémoire avait été honnie par le sénat. Comment alors expliquer l'omission du nom d'Hadrien ? Est-elle simplement la suite d'un oubli fortuit,

[1] C. Velius Rufus, Mommsen, SBPAW., phil.-hist. Kl., 1903, p. 817 = (D. 9200), cf. nos Carrières, n° 50.

comme on peut en déceler d'autres sous Trajan (CIL., VI, 3584 = [D. 2656]; D. 2720; CIL., XI, 5696), Marc-Aurèle (D. 8977) ou Septime-Sévère (CIL., VI, 1522)? Nous ne le croyons pas étant donné qu'à l'exception de cette *expeditio Suebica et Sarmatica*, on n'a jamais manqué, au cours des autres guerres du règne, d'attribuer expressément à Hadrien l'octroi des *dona militaria*. Mais, s'il est possible de constater cette pratique insolite, nous sommes absolument incapables de l'expliquer valablement. Toutes les considérations de politique générale peuvent être retournées contre nous et seul l'aveu de notre ignorance laisse la voie ouverte à la recherche et montre qu'il existe un problème non encore résolu. Nous voudrions cependant faire remarquer que cette difficulté de détail indéniable ne saurait entraîner la ruine de notre hypothèse. Car si nous sommes hors d'état de faire la lumière sur l'absence du nom d'Hadrien, le retour à l'ancien rapprochement avec Domitien ferait surgir non pas un, mais quatre problèmes, qui sont l'omission du nom de la Cappadoce dans le titre de Sospes, l'existence de la préfecture de la distribution du blé avant 97, la mention d'une curatèle de colonies et de municipes avant Trajan et enfin la disgrâce de Sospes, qui ressortira avec évidence de sa carrière, que nous nous proposons d'interpréter maintenant.

Le cursus de ... Sospes débute par le poste de *III vir a(uro) a(rgento) a(ere) f(lando) f(eriundo)*. Or, la signification d'une nomination à cette fonction du vigintivirat vient, après E. Groag[1] et H. Dessau[2], d'être remise en lumière par M. E. Birley dans son article intitulé Britain under Nero: the significance of Q. Veranius, paru dans le Durham University Journal, 1952, p. 88—92 et repris dans son volume Roman Britain and the Roman Army, 1953, p. 3. C'est l'analyse minutieuse du cursus de Q. Veranius qui a offert l'occasion au savant anglais de traiter ce sujet. Ordinairement réservée aux jeunes gens de famille patricienne, cette charge de *triumvir monetalis*, si elle devient l'apanage d'un plébéien, implique la protection agissante de l'empereur à toutes les étapes de l'ascension du jeune sénateur et manifeste ainsi l'intention bien arrêtée du prince d'employer son favori le plus rapidement possible dans des postes de première importance. Un tel personnage deviendra questeur au cours de sa 25e année et parviendra douze ans plus tard au consulat, comme ce fut le cas pour Q. Veranius. Ainsi les débuts de Sospes sont révélateurs, puisqu'ils nous apprennent que nous avons affaire à un favori impérial.

De quel empereur? Voilà la question. Si nous remontons la carrière de notre personnage depuis sa légation de légion en 118, il aurait dû être sélectionné par Trajan. Est-ce possible? Nous ne le croyons pas, car le cursus tel qu'il s'est déroulé ne correspond qu'en partie aux prévisions de notre ami Birley et les postes, surtout ceux qu'il a assumés après la préture sont loin d'être brillants. Nous supposons donc que nous sommes en présence d'un protégé de Domitien, dont le choix n'a pas été ratifié par Nerva et Trajan et qui ne sera

[1] E. Groag, AEM., XIX, 1896, p. 145. [2] H. Dessau, JRS., III, 1913, p. 303.

apprécié à sa juste valeur que par Hadrien, sous le règne duquel il occupera les deux seuls postes relativement importants de sa carrière. Notons que de telles épurations n'ont pas été rares: le cas de C. Bruttius Praesens, dont l'ascension subit une éclipse analogue[1] sous Nerva et la plus grande partie du règne de Trajan, ressemble beaucoup à celui de Sospes.

Le tribunat militaire laticlave a amené le jeune sénateur à Mogontiacum, l'actuelle Mayence, en Germanie supérieure, garnison de la légion *XXII Primigenia* à partir de l'année 92 (E. Ritterling, RE., XII, col. 1803, *legio*). Sospes a certainement servi sous le règne de Domitien.

Sa promotion suivante correspond également à un type de cursus que l'on rencontre chez les anciens *III viri monetales*. Il devient questeur du proconsul de Crète et de Cyrénaïque tout comme C. Julius Quadratus Bassus (AE., 1933, 268), ainsi que M. Birley vient de me le faire remarquer. Le savant anglais m'a également indiqué que la magistrature de l'édilité curule que Sospes revêtit ensuite tient le premier rang de son échelon, de sorte que l'on peut affirmer que cette partie du cursus doit être attribué au règne du dernier Flavien. Le tournant se place après la préture encore normalement assurée, car la promotion au poste de *praefectus frumenti dandi ex senatus consulto* non seulement doit être postérieure à l'année 97, date à laquelle l'empereur Nerva a rendu au Sénat la direction des distributions de blé au peuple romain (D. van Berchem, Distributions de blé, p. 72), elle jure aussi avec la carrière précédente. Afin de démontrer nos dires, il sera utile de dresser une liste nominative et chronologique des *praef. frum. dandi ex. s. c.* où l'on indiquera à quel moment de sa carrière chaque préfet a été promu à cette charge. Il sera également fait mention du poste que les intéressés ont assumé en tant que *XX viri*.

Notre liste est instructive à plus d'un égard. Notons d'abord parmi les préfets de la première époque le grand nombre de sénateurs italiques, issus de maisons qui viennent de faire leur entrée dans la noblesse romaine. On a nettement l'impression que le poste a dû manquer de prestige, c'est l'idée de mon ami Birley, peut-être parce que l'empereur, de son côté, ne tenait pas à confier cette charge à des membres de grandes familles de peur de les voir abuser de leurs fonctions en vue de se créer une clientèle personnelle.

Le rang de la préfecture n'est pas fixe. Dans la moitié des cas elle constitue le premier poste des anciens préteurs, mais elle peut aussi bien être revêtue plus tard dans la carrière. Exceptionnellement des *tribunicii* en ont été investis.

Les *triumviri monetales* ne sont représentés, durant tout le Haut-Empire, que par le seul Sospes dont la carrière manquée s'explique probablement par le fait d'avoir été distingué par Domitien. Un moment, nous avions pensé que Ti. Julius Frugi devait lui être agrégé; notre ami Birley nous en a détourné en nous signalant que la restitution de la dernière ligne de son cursus de Rome

[1] G.-Ch. Picard, Un homme de confiance d'Hadrien: Le consulaire Bruttius Praesens, Rev. Afr., XCIV, 1950, p. 30.

(CIL., VI, 31717) ne lui paraissait pas exacte. Il nous proposait de faire passer Frugi par un tribunat laticlave avant sa questure, conjecture fort plausible en raison de sa légation de légion. Nous lui avions donc déjà assigné le tribunat de la *legio X Fretensis*, quand une révision de la pierre par M. Robert Marichal, auquel nous exprimons ici toute notre gratitude pour le service qu'il a bien voulu nous rendre, nous démontra qu' à la dernière ligne le haut des deux lettres finales ET est précédé par un vestige minuscule du haut d'une haste qui ne convient qu'à H, I, L ou N. [*III viro mo*] *net* (*ali*) continue ainsi à être possible, sans être plus probable pour autant. Nous supposons par conséquent, que cette ligne contient uniquement la titulature de la questure de Frugi et nous proposerions donc *quae* [*stori prov. Pont*] *i et* [*Bithyniae*], ce qui conviendrait tout à fait à la carrière de ce sénateur originaire d'Asie Mineure[1] et que nous verrons par la suite remplir deux légations en Asie et dans le Pont et la Bithynie. La suite du texte a probablement contenu le tribunat militaire laticlave postulé par E. Birley.

Ces remarques rejoignent d'ailleurs l'observation que même aux IIe et IIIe siècles un *praefectus frumenti dandi* n'est ordinairement pas promis à une brillante carrière, probablement parce que l'on continue à en exclure les membres de la grande noblesse. M. A. Merlin, dans ses Quelques remarques sur la carrière de L. Catilius Severus, parues dans les Mélanges Dussaud, 1939, p. 217—226, s'est étonné (p. 223), "des étapes d'une carrière normale et assez terne" que le futur *bis consul* a parcourues avant de parvenir à son premier consulat en 110, constatation que nous enregistrons nous expliquerons plus bas la protection évidente dont Trajan a gratifié Severus à partir de cette date. Quelques rares exceptions à cette règle générale, tels P. Cluvius Maximus Paullinus et C. Curtius Justus, gouverneurs de Mésie supérieure, respectivement vers 140 et 159 (A. Stein, Die Legaten von Mösien, 1940, p. 43 et 44 et s.) ne font que confirmer notre opinion et nous permettent de ranger définitivement cette fonction parmi les charges réservées aux hommes de seconde zone.

Les mêmes interdits ne jouent, en revanche, pas à l'encontre des *curatores aquarum et Miniciae* ou *Miniciae* tout court, puisqu'ils ne sont pas des magistrats *ex. s. c.*, mais des délégués de l'empereur. Ainsi L. Valerius Bradua Mauricus, L. Fabius Cilo et L. Caesonius Macer Rufinianus sont de très grands personnages de l'époque sévérienne. Il en est de même du fils du dernier nommé L. Caesonius Lucillus Macer Rufinianus sous Maximin et de L. Valerius Publicola Balbinus Maximus, *cos. ord.* en 253. Notons également que seuls les deux règnes de Sévère Alexandre et Gordien III, empereurs favorables au sénat, ont vu réapparaître les *praef. frum. dandi ex. s. c.*

Après cette première fonction prétorienne qui lui a permis de rester à Rome, Sospes est nommé *curator coloniarum et municipiorum*. Mommsen[2], à la suite

[1] E. Groag, RE, X, col. 608.

[2] Th. Mommsen, Röm. St. R. II^3, p. 1082 et s. = Droit publ. rom., V, p. 389.

de W. Henzen (Annali del instituto di correspondenza archeologica, XXIII, 1851, p. 5 et s.), avait déja noté que ces commissaires du gouvernement placés près des cités doivent leur installation à Trajan sous le règne duquel les premiers d'entre eux font leur apparition dans les textes épigraphiques[1]. Cette indication avait d'ailleurs suggéré à A. v. Domaszewski[2] la proposition d'abaisser la date du cursus de Sospes jusqu'au règne d'Antonin le Pieux. Notre datation, en insérant Sospes parmi les *curatores* du règne de Trajan, permet de tenir compte des résultats des recherches antérieures sur ce sujet et d'éliminer un des points faibles de l'argumentation de ceux parmi nos devanciers qui assignèrent une date préulpienne à Sospes.

Nous ne répéterons pas ici ce que nous venons de dire de la guerre sarmatique de 118 et du grand rôle que Sospes y a joué en qualité de légat de la *XIII Gemina* à *Apulum* (E. Ritterling, RE. XII, col. 1716, *legio*). Nous estimons cependant que Sospes n'a pas dû garder son commandement après la mort de C. Julius Quadratus Bassus et le départ d'Hadrien pour Rome, étant donné que l'on n'a certainement pas voulu subordonner un légat de légion de rang prétorien à un simple chevalier, tel Q. Marcius Turbo, même s'il avait reçu par extraordinaire le rang et les prérogatives d'un préfet d'Égypte (SHA., *v. Hadr.* 6,7). On peut donc supposer que la légation de Galatie se place encore en 118 et durera jusqu'en 120, date à laquelle A. Larcius Macedo est déjà attesté en tant que gouverneur de cette province. (CIL., III, 14184^{58}; Jahrb. des Dtsch. Arch. Inst. LVII, 1942, Arch. Anz., col. 84 = (AE., 1946, 178)).

Une cooptation le fit enfin entrer dans le collège des *fetiales*, où il devait rencontrer des sénateurs appartenant aux grandes familles de la noblesse romaine (Kübler, dans E. de Ruggiero, Dizionario epigr. IV, 1922, col. 68—69).

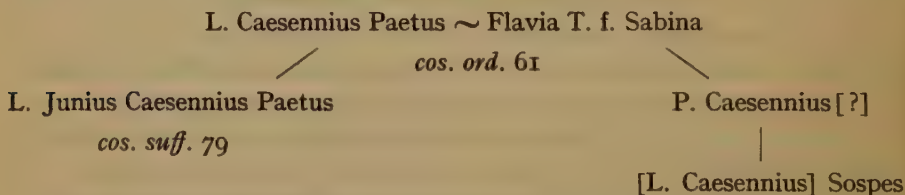
Ceci nous rappelle les débuts si brillants de Sospes et nous porte à croire que Dessau (PIR., III, p. 256, n° 567) et Groag (RE., X, col. 1075, Junius 118) n'ont pas eu tort de rapprocher le légat de Galatie d'un homonyme de l'époque de Marc-Aurèle, A. Junius Pastor L. Caesennius Sospes, *cos. ord.* 163, dont nous connaissons le cursus par deux inscriptions honorifiques, respectivement d'Éphèse et de Rome, CIL., III, 6076 = 12253; VI, 1435 = (D. 1095). La partie du nom qui nous intéresse L. Caesennius Sospes ferait de notre personnage un membre de la famille des Caesennii Paeti, très en faveur sous les Flaviens, en raison de leur parenté avec la dynastie régnante: L. Caesennius Paetus, *cos. ord.* 61, a été marié avec une Flavia T. f. Sabina (CIL., XIV, 2830 = [D. 995]), probablement la fille de T. Flavius Sabinus (Cf. Groag, PIR., III²,

[1] Curiatius Cosanus, *curator* (*municipii Caeritium*), CIL., XI, 3614, cf. p. 1341 = (D. 5918 a) 13 sept. 113; P. Clodius Sura, *curator rei pub. Bergom. dat. ab imp. Traiano*, CIL., V, 4368 cf. p. 1079 = (D. 5631); M. Cominius Aemilianus, *eq. p. habens curator Aquensi c[oloniae] datus ab imp. T[raiano]*. CIL., XII, 3212 cf. p. 836; Sex. Quinctilius Valerius Maximus (*legatus imp. Traiani Aug.*) *missus in Achaiam ad ordinandum statum liberarum civitatium*, Plin., *ep.* VIII, 24,2.

[2] A. v. Domaszewski, Rh. Mus. XLVIII, 1893, p. 247.

p. 192, n° 440). Nous comprendrions ainsi très bien les raisons de la faveur de Domitien à l'égard de Sospes et de son épuration par Nerva et Trajan. Notre hypothèse est en outre soutenue par les carrières militaires de Sospes et de son homonyme. En effet, alors que notre personnage a servi comme tribun laticlave à la *XXII Primigenia* à Mayence et a commandé en qualité de légat la *XIII Gemina* à *Apulum*, les deux mêmes corps de troupes reparaissent dans le cursus d'A. Junius Pastor L. Caesennius Sospes avec cette seule différence que ce dernier a été tribun militaire à la *XIII Gemina* et commandant de la *XXII Primigenia*. A notre avis, ces curieuses similitudes ne sauraient être considérées comme un simple fait du hasard, surtout quand on peut apporter une preuve que certaines familles avaient des liens avec une légion donnée, ainsi les Baebii Juncini de *Messana*, dont deux représentants ont été tribuns militaires de la *XXII Deiotariana* d'Égypte[1]. Notons en outre que A. Junius Pastor L. Caesennius Pastor a lui aussi débuté par le triumvirat monétaire. Son appartenance à la tribu *Fabia* ne doit pas nous troubler, puisque l'on peut supposer qu'il a été le descendant du Junius Pastor qui fut jadis defendu dans un procès par Pline le Jeune (Pline, *ep.* I, 18, 3) et qu'il a été adopté par un L. Caesennius Sospes, peut-être notre personnage.

Si nous ne nous trompons donc pas, nous proposerions de faire de L. Caesennius P. f. Stel(latina) Sospes un descendant du second fils de L. Caesennius Paetus, *cos.* 61, comme le montre ce stemma:



Nous pouvons même affirmer que Sospes, comme le prouve son appartenance à la tribu *Stellatina*, était d'origine italique, mais nous ne saurions, vu le grand nombre de villes d'Italie inscrites dans cette tribu[2], nous prononcer pour l'une d'entre elles. Nous voudrions cependant rappeler un passage de Cicéron[3] selon lequel les Caesennii de Tarquinii étaient l'une des familles les plus en vue de cette ville d'Étrurie, renseignement corroboré par l'existence des nombreux Caesennii[4] que nous ont livrés les inscriptions provenant de cette cité.

Le moment est enfin venu de nous poser la question cruciale en cette affaire: pour quelles raisons Sospes a-t-il été nommé, en 118, par Hadrien, gouverneur de Galatie et des régions avoisinantes? Nous croyons pouvoir assurer que

[1] J. Scherer, Pap. Fouad Ier, 21; CIL., X, 6976 = (D. 1434). Cf. E. Balogh et H. G. Pflaum, Le conseil du préfet d'Égypte, Nouv. Rev. hist. de dr. fr. et étr. 1951, p. 121.

[2] W. Kubitschek, Imperium Romanum tributim discriptum, p. 272.

[3] Cic., Caec. 10.

[4] CIL., XI, 3392; 3415—17, 7569.

LES RESPONSABLES SENATORIAUX DES DISTRIBUTIONS DE BLÉ À LA PLÈBE ROMAINE

Nom	Origine	Titulature	Date	XXviratus	Rang	Référence
			1. D'AUGUSTE À CLAUDE			
1. L. Memmius C. f. Gal.	*Romanus*	*frumenti curator ex s. c.*	av. Auguste		av. la préture	CIL VI 1460 = D. 887
2. —		*cur(ator) fru(menti)*	Auguste		av. la préture	CIL VI 1480 = D. 907
3. Q. Varius Geminus	*Paelignus*	*praef. frum. dandi ex. s. c.*	,,	*Xvir stlit. iud.*	-	CIL IX 3306 = D. 932
4. [.] Cascellius	*MarsusMarruvinus*	,,	,,	*IIIIvir viar. cur.*	1er poste pr.	CIL IX 3666
5. L. Licinius C[-]vel O[-]	*Tuscus*	.	,,	-	2e ou 3e poste pr.	CIL VI 1442
6. T. Mussidius Pollianus	*Italicus*	,,	,,	*Xvir stlit. iud.*	1er poste pr.	CIL VI 1466 = D. 913
7. C. Ummidius Durmius Quadratus	*Casinas*	.	20 p. Chr. n.	*Xvir stlit. iud.*	2e poste pr.	CIL X 5182 = D. 972
8. Post. Mimisius Sardus	*Asisinas*	,,	Tibère		3e poste pr.	CIL XIV 3598 = D. 947
9. Q. Caerellius	*Italicus*	,,	,,	*IIIvir capitalis*	1er poste pr.	CIL VI 1364 = D. 943
10. C. Fulvius [.....]	*Tusculanus*	,,	,,	—	av. la préture	CIL VI 30856 = D. 3783
11. [. Sex]tius Tarquitianus		,,	,,	-	av. la préture	CIL XIV 4005
12. —		,,	dern. ann. de Tib.	*Xvir stlit. iud.*	1er poste pr.	CIL VI 1544
13. [. -]oni[us .]uscus		,,	Claude	*Xvir stlit. iud.*	1er poste pr.	CIL VI 1557
14. M. Calpurnius Rufus	*Attaleiensis*	,,	,,	—	1er poste pr.	CIL III 6072
15. M. Opsius Navius Fannianus	*Neapolitanus*	,,	,,	*Xvir stlit. iud.*	av. la préture	IG XIV 719 = IGR I 431
16. M. Julius Romulus[1]	*Veliternus* (?)	,,	,,	*[IIIIvir viar. curandar]um*	2e poste pr.	NS, 1924, p. 346 = AE, 1925, 85
			2. DE NERVA À COMMODE			
17. L. Acilius Rufus	*Thermitanus Himeraeus*	,,	av. son cons. en 107	—	1er poste pr.	CIL X 7344
18. L. Catilius Severus etc.	—	.	,, 110	—	2e poste pr.	CIL X 8291 = D. 1041
19. A. Larcius Priscus	*Antiatinus*	,,	,, 110	*Xvir stlit. iud.*	1er poste pr.	CIL VIII 1791 = D. 1055
20. [L. Caesennius] Sospes	*Italicus*	,,	vers 110	*IIIvir a.a.a.f.f.*	1er poste pr.	CIL III 6818 = D. 1017 add.
21. [. -]nius Gallus etc.	-	,,	Trajan/Hadrien	*IIIvir capitalis*	2er poste pr.	CIL III 6813 = D. 1038
22. Q. Planius Sardus etc.	—	,,	av. son cons. en 128	*Xvir stlit. iud.*	1er poste pr.	BACTH, 1911, p. 142 = AE, 1911, 111 = D. 9486
23. P. Cluvius Maximus Paullinus	*Labicanus*	,,	vers 130	*IIIIvir viar. cur.*	1er poste pr.	Epigraphica I, 1939, p. 307 = AE, 1940, 99
24. L. Aurelius Gallus	-	,,	av. son cons. en 129 —133 ou en 146		5e poste pr.	CIL VI 1356 cf. 31637 = D. 1109
25. L. Coelius Festus	—	,,	av. son cons. en 148	—	1er poste pr.	CIL XI 1183 = D. 1079
26. C. Curtius Justus	*Italicus*	.	avant 151	*IIIIvir viar. cur.*	1er poste pr.	CIL III 1458
27. C. Coelius Honoratus	-		Antonin le P.		1er poste pr.	Lebas — Wadd. 2814 — IGR III 970
28. Ti. Claudius Flavianus etc.	*Patarensis*	.	,,	*Xvir stlit. iud.*	2e poste pr.	Eranos Vindob. 1890, p. 190 = IGR III 667 = D. 8835
29. . — —	—	,,	fin du règne d'A.P.	—	2e poste pr.	CIL III 254
30. Ti. Julius Frugi	*Cyzicenus* (?)	,,	,,	*IIIvir a.a.a.f.f.*	5e poste pr.	CIL VI 31717
31. Sex. Tadius Lusius Nepos etc.	*Trebulanus Mutuscus*		avant 165	*Xvir stlit. iud.*	3e poste pr.	CIL IX 4119
32. L. Aemilius Honoratus	*Nemausensis*	,,	,,	*IIIvir capitalis*	1er poste pr.	CIL XII 3164 = D. 1042
33. Q. Servilius Pudens		,,	av. son cons. en 166		1er poste pr.	IL Alg. I 431 = D. 1084
34. L. Ragonius Urinatius etc.	*Opiterginus*	,,	Marc Aurèle	—	1er poste pr.	CIL VI 1502 = D. 1124
35. . — —	-	,,	,,	—	?	Inscr. Cret. IV 299 = D. 8834b
36. L. Marius Vegetinus etc.	—	,,	fin du IIes.-Commode	*IIIvir Kapitalis*	1er poste pr.	CIL VI 1455—56
37. M. Juventius Secundus etc.	*Brixianus*	,,	,,		2e poste pr.	CIL V 4335
38. A. Egnatius Proculus		,,	Commode		3e poste pr.	CIL VI 1406 = D. 1167
39. [. Rubrenus —][2]	*Atinus*	,,	,,	*Xvir stlit. iud.*	1er poste pr.	Gl. Downey dans R. Stillwell, Antioch on the Orontes, the Excavations 1933—36, p. 158, no. 61 = AE 1938, 177
40. C. Memmius Fidus etc.	*Bullensis Regius*	*praef. Min.*	vers 188	—	4e poste pr.	CIL VIII 12442 = D. 1110
41. [. —]us L. f.[—]	—	*praef. frum. dandi ex s. c.*	IIes.		3e poste pr.	CIL VI 1561
42. . — —	*Clusinus*	,,	,,	—	1er poste pr.	CIL XI 7114
43. [. -] Gallus	*Ferentiensis*	,,	,,	-	2e poste pr.	CIL XI 7423
44. . — —	—	,,	,,		3e poste pr.	CIL XI 2491
			3. DE SEPTIME SÉVÈRE À ELAGABALE			
45. L. Valerius Bradua etc.	*Italicus*	*cur. aquarum sacrae urbis et Miniciae*	vers 196	—	2e poste cons.	CIL V 7783 = D. 1128
46. L. Fabius Cilo	*Hispanus*	*cur. Min(iciae)*	vers 200	*Xvir stlit. iud.*	7e poste cons.	CIL VI 1408 = D. 1141
47. Q. Virius Egnatius Sulpicius Priscus	*Italicus*	*curator aquarum sacrae urbis et Miniciae*	Caracalla	—	1er poste cons.	CIL V 7783 = D. 1128
48. C. Caesonius Macer Rufinianus	*Tiburtinus*	*cur. aquarum et Minic.*	vers 220	*IIIvir capitalis*	3e poste cons.	CIL XIV 3900 = D. 1182 = Inscr. Ital, I 1, 102
			4. DE SÉVÈRE ALEXANDRE À GORDIEN III			
49. P. Flavius Pudens etc.	*Thamigadensis*	*praef. frum. dandi ex. s. c.*	Sévère Aléxandre	—	1er poste pr.	CIL VIII 2391 = 17910 = D. 2937
50. [P. Alfius Max]imus Numisius Av[itus]	*Tarraconensis*	,,	,,	—	2e poste pr.	CIL VI 1474
51. [. —]ius Annianus		,,	,,	*Xvir stlit. iud.*	1er poste pr.	CIL XIII 6763 = D. 1188
52. L. Julius Julianus	*Italicus*	*praef. Minicia(e)*	,,	—	2e poste pr.	CIL XI 4182
53. Ti. Claudius Me[....] Priscus Rufinus iunior	*Volturnensis*	*praef. Min(iciae)*	,,		3e poste pr.	CIL X 3723
54. [.] Ant[— —]	*Mactaritanus*	*praefectus Mini[ciae]*	,,		2e poste pr.	CIL VIII 11810
55. L. Caesonius Lucillus Macer Rufinianus	*Tiburtinus*	*curator aquarum et Miniciae*	Maximin	*Xvir stlit. iud.*	1er poste pr.	CIL XIV 3902 = D. 1186 = Inscr. Ital, I 1, 104
56. Q. Petronius Melior	*Faesulanus*	*praef. frum. dandi ex s. c.*	Gordien III (vers 240)	*Xvir stlit. iud.*	3e poste pr.	CIL XI 3367 = D. 1180
57. . — —	—	,,	Sev. Alex. ou Gordien III	—	2e poste pr.	CIL VI 1562
58. . — —	—	,,	,,	—	1er poste pr.	IG II/III[2] 4220
59. . — —	—	,,	entre Nerva et Gord. III	—	1er poste pr.	CIL III 12689
60. . — —	*Campanus*	,,	,,	—	2e ou 3e poste pr.	CIL X 3872
			5. DE PHILIPPE L'ARABE À DIOCLÉTIEN			
61. L. Valerius Publicola Balbinus Maximus		*cur. aquar(um) et Miniciae*	Gallien après son cons. ord. en 253	*IIIvir Ka[p(italis)]*	1er poste cons.	CIL VI 1531 (= 31673) et 1532 = D. 1190—1191
62. [. — -]anus		*[cur. a]quarum et Mini[ciae]*	vers le milieu du IIIes.	*IIIvir a.a.a.f.f.*	2e poste cons.	CIL VIII 11338 = D. 1198
63. L. Aelius Helvius Dionysius		*curator aquarum et Miniciae*	peu avant 293	—	2e poste cons.	CIL VI 1673 cf. 31901a = D. 1211

[1] On lira la justification de cette datation l'appendice I

[2] Cf. G. Barbieri, L'Albo Senatoriale, p. 367, no. 2090.

Sospes, issu d'une famille apparentée aux Flaviens, avait été retardé dans sa carrière par Nerva et Trajan. Hadrien, en revanche, lui a décerné des décorations militaires et nous pouvons en conclure que les qualités de bravoure du légat prétorien se sont imposées à lui. Aussi a-t-il pensé à lui quand il fallait pourvoir ce poste de Galatie, et le fait même que Sospes avait été précédemment en disgrâce et qu'il lui devait tout, a certainement favorisé cette nomination. Mais pourquoi justement la Galatie? Nous croyons que ce choix s'explique par les rapports avec cette province de deux autres Caesennii, dont l'un a été, sauf erreur, le propre grand-père de Sospes, L. Caesennius Paetus; Tacite (*ann.* XV, 6) atteste, en effet, qu'il avait eu des auxiliaires galates sous ses ordres, lorsqu'il fit en 62 la guerre aux Parthes. Notons ici, entre parenthèses, que je partage entièrement les doutes de M. Sherk (p. 34), qui refuse de considérer Paetus comme ayant été légat de Galatie. J'irai même plus loin que le jeune savant américain et je supprimerai purement et simplement la notice qu'il lui consacre. Dix-huit ans plus tard, entre 80—82, un autre Caesennius (et Groag[1] ne doute pas qu'A. Caesennius Gallus ait appartenu à la même famille que Paetus) a été lui, *leg. Aug. pro pr. Galatiae Cappadociae Ponti Pisidiae Paphlagoniae Lycaoniae Armeniae minoris* (CIL., III, 312 = [D. 268]; 318 = [D. 263]; 12218; 14184^{48}, cf. JÖAI XXX, 1937, Beibl., col. 19). Hadrien pouvait donc se dire que Sospes allait retrouver dans ces régions de vieux clients de ses parents, ce qui ne manquerait pas de lui faciliter sa mission. Nous voyons ainsi que les gouverneurs que le nouveau prince a chargé de le représenter en Orient, que ce soit L. Catilius Severus en Syrie, C. Bruttius Praesens en Cilicie ou Sospes en Galatie, sont des hommes de son parti; car si l'on a pu remarquer la longue retraite de Praesens dans ses terres de Lucanie, la carrière "si terne" de Severus jusqu'à son consulat en 110 vient également attester que la brusque ascension de ce sénateur, promis comme Praesens à la dignité de *bis consul*, est due à l'influence d'un parti qui, dès 111, a su pousser les fidèles d'Hadrien aux grands commandements de l'Empire.

Nous sommes à la fin de notre interprétation, dont nous voudrions brièvement résumer les principaux résultats: 1° L'*expeditio Suebica et Sarmatica* n'est pas la guerre que Domitien a menée sur le moyen Danube entre 89 et 92 et qui s'est terminée par une *ovatio* et un congiaire au peuple, c'est le nom des hostilités qui se sont déroulées en 117 et 118 sur le même théâtre d'opérations, et qui ont pris fin sans qu'Hadrien ait jugé bon de triompher.

2° Le cursus de Sospes débuta sous Domitien, continua sous les règnes suivants, mais n'amèna son titulaire que sous Hadrien à des fonctions vraiment importantes. Cela s'explique par le fait que Sospes appartient à la *gens Caesennia*, apparentée aux Flaviens, et a donc été suspect à Nerva et à Trajan. Il a dû être un partisan d'Hadrien au même titre que L. Catilius Severus et C. Bruttius Praesens. Nous avons ainsi la possibilité de nous faire une idée plus précise

[1] Groag, PIR. II², p. 32, n° 170.

des hommes qui ont soutenu Hadrien. Ce furent des sénateurs de la génération du nouveau prince, qui, pour une raison ou une autre, avaient été arrêtés dans leur avancement. Ils ont certainement été opposés aux idées impérialistes des maréchaux de Trajan et approuvèrent le revirement politique inauguré par Hadrien, soucieux de procurer à l'Empire paix et prospérité. Ainsi cette étude de détail démontre, une fois de plus, le changement profond qui survient dans la politique romaine à l'avénement d'Hadrien et qui se manifeste par la relève du personnel dirigeant de l'Empire.

Appendice I: M. Julius Romulus

1. G. Mancini, Notizie degli Scavi di Antichità, 1924, p. 346, n° 1 = (AE., 1925, 85). Velitrae

M · IVLio	F · VOL · RO mu	LO · PROC
EXTRA · sort	EM · PROV inc	MACEDONI
LEGATO pro	pR · PROVINc cy	PRO · PRAEf
FRVMENti ·	daNDI · EX · S · C · le	GATO · PRO · PR
ITERVM · provi	NCIAE · AS i a	E · PRAETORI
LEGATO · Divi · c	LAVDI I · LEG · x	V · APOLLINAR
ADLECTO tr ·	pLEBIS · A · DIVO ·	CLAVDI o
SEVIRO · EQuitu	MROMANOR ·	EQVI · P ubl
	VM · TRIB · Mil	ITV m

2. CIL., X, 7852 = (D. 5947). *Prope flumen Saeprum*

Imp(eratore) Othone Caesare Aug(usto) cos(ule) XV k(alendas) Apriles descriptum et recognitum ex codice ansato L(ucii) Helvii Agrippae procons(ulis) quem protulit Cn(aeus) Egnatius Fuscus scriba quaestorius, in quo scriptum fuit it quod infra scriptum est tabula V c(apitibus) VIII et VIIII et X: III idus Martias L(ucius) Helvius Agrippa procos(ul) caussa cognita pronuntiavit: — in consilio fuerunt M(arcus) Iulius Romulus leg(atus) pro pr(aetore); T(itus) Atilius Sabinus (quaestor) pro pr(aetore); M(arcus) Stertinius Rufus f(ilius); Sex(tus) Aelius Modestus; P(ublius) Lucretius Clemens; M(arcus) Domitius Vitalis; M(arcus) Lusius Fidus; M(arcus) Stertinius Rufus.

La carrière de M. Julius Romulus et sa datation ont déjà souvent occupé les savants modernes[1], sans que la discussion ait abouti jusqu'à ce jour à un accord satisfaisant. Toutefois, afin de clarifier la situation, il importe de sérier

[1] G. Mancini, N. S. 1924, p. 346 et s.; A. Stein, Röm. Ritterstand, 1928, p. 63 avec note 2; 95; 228; 296; E. Groag, JÖAI., XXIX, 1935, Beibl. col. 185, note 34; S. J. De Laet, Samenstelling van den romeinschen Senat in de erste Eeuw van het Principaat, 1941, p. 157, n° 1027; p. 192, n° s. 1425 et 1426; p. 236; 272 V. Chapot, Mélanges Martroye, 1941, p. 91; G. Vitucci Riv. de filologia N. S. XXV, 1947, pp. 262 et ss. P. Meloni, L'amministrazione della Sardegna nel I sec. d. Cr. (Annali della Facolta di Lettere dell'Universita di Cagliari, vol. XXI, 2), 1953, p. 17—18 avec note 1.

les problèmes qui se posent à propos des documents en question et qui sont au nombre de trois:

1° Les débuts équestres ou sénatoriaux de Romulus;
2° La date de ses charges prétoriennes;
3° L'identification du dédicataire de l'inscription de Velitrae avec le légat propréteur homonyme du proconsul de Sardaigne L. Helvius Agrippa.

Nous ne parlerons pas de la restitution de la ligne 3, étant donné que nous nous rallions à l'avis d'E. Groag[1] et de M. G. Vitucci[2] qui, indépendamment l'un de l'autre, ont proposé de lire: *legato* [*pro p*]*r*(*aetore*) *provin*[*c*(*iae*) *Cy*]-*pro, praef*(*ecto*) *frumen*[*ti da*]*ndi ex s*(*enatus*) *c*(*onsulto*).

Ceci dit, nous estimons que le meilleur moyen de résoudre les multiples questions à discuter consistera dans l'analyse du cursus de Velitrae qui se présente dans l'ordre indirect. Dès le début, nous nous heurtons à la première difficulté qui est l'origine équestre ou sénatoriale de M. Julius Romulus. C'est le premier éditeur, G. Mancini, qui opta pour le transfert du jeune chevalier dans l'ordre sénatorial. Il fut suivi, bien qu'avec certaines réserves, par le regretté A. Stein, qui essaya, quant à lui, de combler les lacunes des lignes 8 et 9, où il proposa de lire: *seviro eq*[*uitu*]*m Romanor*(*um*) *equi*(*ti*) [*Romano*] | [*praef*(*ecto*) *fabr*]*um, trib*(*uno*) *m*[*il*]*itu*[*m*...] compléments que MM. S. J. De Laet et G. Vitucci acceptèrent, alors que M. P. Meloni n'a pas voulu se prononcer.

Nous estimons qu'il faut opter pour l'origine sénatoriale de M. Julius Romulus. En effet, les trois données certaines de son cursus, son tribunat militaire, son sévirat des chevaliers romains et enfin son admission parmi les tribuns de la plèbe, s'accordent parfaitement bien avec un cursus sénatorial, alors que l'une d'entre elles, le sévirat, n'apparaît que très exceptionnellement[3] dans une carrière équestre. Ce qui a séduit le premier éditeur, le fait d'être *adlecto* [*trib*(*uno*) *p*]*lebis*, ne signifie pas nécessairement que l'intéressé ait été anobli; il est possible et même probable que la faveur de l'empereur Claude lui a permis de se dispenser de revêtir la questure, cas qui nous est souvent attesté[4]. Bien entendu, la fin de la ligne 8 fait difficulté, puisque A. Stein[5] a eu raison de relever l'altération assez violente que Mancini a dû faire subir au texte pour en tirer le complément *equ*(*o*) *p*[*ubl*(*ico*)], qui indiquerait la qualité de possesseurs du cheval public des jeunes chevaliers des *turmae eqq. Romanorum*, mais sa

[1] E. Groag; l. l.

[2] G. Vitucci, l. l., p. 265.

[3] 1. C. Pompeius Proculus, CIL., VI, 3530 = (D. 1314) (*ante* 9 p. Ch.). 2. L. Titinius Glaucus Lucretianus, CIL., XI, 1331; 6955 = (D. 233; 8903) (13. Oct. 62/63 (6955); 13 oct. 66/67 (1331).

[4] 1. A. Julius Pompilius Piso T. Vibius Varus Laevillus Berenicianus CIL., VIII, 2745; 2582 = (D. 1111). 2. P. Porcius Optatus Flamma, CIL., VIII, 7062 = (D. 1143). 3. M. Flavius Postumus, CIL., VIII, 7044 = (D. 1163). 4. C. Aemilius Berenicianus Maximus, CIL., XII, 3163= (D. 1168).

[5] A. Stein, l. l., p. 63, note 2.

propre restitution *equi(ti)* [*Romano*] n'est guère plus acceptable, puisqu'elle implique également une erreur du lapicide et assigne, en outre, une place insolite à cette qualification à notre avis superfétatoire après la mention du tribunat militaire. Le complément [*praef. fabr*]*um* est également très peu sûr. Tout d'abord, la lacune à remplir exige une restitution plus longue; on devrait donc écrire *praefecto* en toutes lettres, ce qui s'accorde mal avec l'abréviation *trib(uno)* à la même ligne. Plus gênante encore est la place de cette préfecture des ouvriers dans le cursus, puisque dans la plupart des cas[1], cette charge précède le tribunat militaire au lieu de le suivre[2] comme ici. Or, il est de mauvaise méthode de restituer une fonction exceptionnelle.

Nous préférerions donc restituer à cet endroit une fonction du vigintivirat qui suit souvent[3], sous les Julio-Claudiens, le tribunat militaire laticlave et les deux lettres finales *VM* appartiendraient donc, à notre avis, à la désinence de la fonction de *IIII vir viar. curandarum*[4]. Nous aurions ainsi un début de cursus sénatorial normal jusqu'au moment de la promotion extraordinaire au tribunat de la plèbe. Cette faveur de Claude se renouvelle d'ailleurs quand Romulus, sans avoir revêtu la préture, est nommé légat de la légion *XV Apollinaris*, en garnison à Carnuntum[5] en Pannonie, sans que nous puissions préciser les raisons de cet avancement exceptionnel. Après sa préture passée à Rome, Romulus séjournera deux années consécutives[6] comme légat du proconsul d'Asie dans cette province et retournera ensuite de nouveau à Rome pour s'occuper des distributions de blé à la plèbe romaine en qualité de *praefectus frumenti dandi ex senatus consulto*.

Le moment est venu de réexaminer la date de cette magistrature. Les recherches de E. Kornemann[7], M. Rostowzew[8] et de M. D. van Berchem[9] avaient abouti, nous l'avons vu plus haut, à la conclusion que depuis la mort de Claude jusqu'à Nerva (97), ce poste avait disparu. Ce résultat était universellement accepté, tant que l'on[9] suivait l'avis de G. Mancini, selon lequel Romulus n'avait été que *pro praefecto frumenti dandi ex s. c.* C'est l'heureuse restitution de Groag et de M. Vitucci qui remet tout en question et ce dernier n'a, en effet, pas hésité à affirmer avec force que les partisans de la disparition des

[1] A. Bloch, Le *praefectus fabrum*, Musée belge, IX, 1905, p. 375, note 4a, (108 cas).
[2] A. Bloch, ibid., note 4b et c (10 cas, sans les *praef. fabrum* des empereurs).
[3] 1. Sex Palpellius Hister, CIL., V, 35 = (D. 946). 2. L. Coiedius Candidus, CIL., XI = (D. 967). 3. Martius Macer, CIL., XI, 1835 = (D. 969). 4. [Ma]mius Murrius Umber, Eph. ep. VIII, p. 415, n° 144 = (D. 8968). 5. C. Iulius Montanus CIL., XI, 3884 = (D. 978). 6. C. Dillius Vocula CIL., VI, 1402 = (D. 983). 7. A. Larcius Lepidus, CIL., X, 6659 = (D. 987). 8. Sex. Sentius Caecilianus CIL., IX, 4194 = (D. 8969).
[4] Pour cette abréviation cf. L. Annius Italicus Honoratus, CIL., III, 6154 = (D. 1174).
[5] E. Ritterling, RE., XII, col. 1749, *legio*.
[6] Cf. G. Vitucci, l. l., p. 253 et s.
[7] E. Kornemann, RE., IV, col. 1780, *curator*.
[8] M. Rostowzew, RE., VII, col. 177, *frumentum*.
[9] Cf. D. v. Berchem, ibid. 1939, p. 72, note 3.

praef. frum. dandi s'étaient trompés et devaient insérer M. Julius Romulus et ... Sospes dans leur liste, sous les règnes de Néron et de Domitien respectivement. Pourquoi sous Néron ? Tout simplement parce que Mancini avait jadis identifié le légat homonyme de Sardaigne avec le dédicataire de Velitrae en retrouvant d'ailleurs la trace de cette légation dans le texte de la ligne 3 telle qu'il la comprenait en postulant l'omission de la part du lapicide du nom de la Sardaigne. M. Vitucci[1] se rendit bien compte du fait que sa nouvelle restitution éliminait définitivement la mention de la Sardaigne, mais tout en se défendant[2] de prendre position pour ou contre l'identification des deux homonymes, il continuait à dater du règne de Néron le poste de *praef. frumenti dandi.* Son principal argument consista dans le nombre élevé d'années que "M. Julius Romulus a dû être en fonctions durant sa légation de légion, sa préture et sa double légation en Asie, même si l'on peut admettre que de telles charges ont pu se suivre sans grands intervalles". Tout cela est bel et bon, mais même M. Vitucci n'a pas pu nier que les données mêmes du texte de Velletri n'excluent nullement que tous les postes prétoriens de Romulus se placent encore du vivant de Claude et que la mention de la consécration de ce dernier est peut-être uniquement due à la date de l'érection de la base. A notre avis, il est vraisemblable que Romulus a géré une grande partie de ses postes prétoriens sinon tous, sous Claude, à condition de placer les deux interventions de cet empereur tout de suite après son avènement. Nous devons par conséquent revenir aux conclusions de M. van Berchem et maintenir la disparition des *praefecti frumenti dandi* depuis la mort de Claude jusqu'à l'année 97.

Nous n'avons rien à dire des deux derniers postes prétoriens de M. Julius Romulus qui a successivement géré une légation aux côtés du proconsul de Chypre et le proconsulat de la province de Macédoine qui lui était revenu *extra sortem,* c'est-à-dire sans qu'il y ait eu le tirage au sort habituel auquel tous les anciens préteurs participaient. Il va sans dire qu'une telle désignation est encore une preuve de la faveur impériale[3].

Venons-en enfin au dernier problème, à savoir celui de l'identification des deux homonymes. Nous ne savons pas grand'chose de M. Julius Romulus, conseiller du proconsul de Sardaigne, L. Helvius Agrippa, en dehors de son titre de *legatus pro praetore* et de son rang. En effet, la première place qu'il occupe dans l'énumération des membres du conseil permet d'affirmer qu'il est supérieur en dignité au questeur du proconsul, donc au moins questorien, sinon tribunicien ou prétorien, comme le proposa Mommsen[4]. On constate donc qu'au point de vue hiérarchique, le conseiller remplit les conditions requises pour pouvoir être identifié avec l'ancien proconsul de Macédoine. Si nous nous re-

[1] G. Vitucci, l. l., p. 265. [2] Ibid., p. 265, note 3.

[3] Cf. P. Paquius Scaeva, CIL., IX, 2845 = (D. 915); Tac., ann. III, 32; 35; 58; Suet. Galba, 7 cf. Th. Mommsen, Röm. St. R. II³, p. 250 = Droit publ. rom. III, p. 287 avec note 3. [4] Th. Mommsen, Hermes II, 1867, p. 173.

fusons cependant à accepter cette hypothèse et si nous nous rallions à l'avis de M. S. J. De Laet[1], selon lequel nous sommes en présence de deux homonymes appartenant à deux générations qui se suivent, c'est pour des raisons de bon sens. Car à quoi aboutissons-nous en soutenant la thèse de l'unité du personnage? Tout simplement à ce qu' un homme d'au moins 50 ans fasse partie d'un conseil présidé par un personnage sensiblement plus jeune que lui, et qui, en fait, a très bien pu être son fils ou son neveu. Or, les documents nous apprennent qu'à l'époque impériale, l'on sert de légat à ses père[2], oncle maternel[3], beau-père[4], frère[5] ou cousin[6], mais jamais à ses fils ou neveux.

En conclusion de cette discussion des trois problèmes, nous avancerons donc les trois réponses que voici aux questions posées:

1° M. Julius Romulus a poursuivi, dès ses débuts, une carrière sénatoriale;
2° Il a revêtu ses charges prétoriennes en grande partie, sinon toutes, sous le règne de Claude;
3° Le dédicataire de l'inscription de Velitrae et le légat propréteur de Sardaigne sont deux personnes, probablement le père et le fils.

Paris H. G. PFLAUM

GIBBON'S CONTRIBUTION TO HISTORICAL METHOD[7]

> 'It is seldom that the antiquarian and the philosopher are so happily blended.'
>
> Gibbon, Ch. ix.

I.

We shall not ask of Gibbon new methods in the criticism of sources. In the Decline and Fall we find no trace of the new type of patient analysis of sources which his German contemporaries were just beginning to develop. The reviewer in the Göttingische gelehrte Anzeigen of 1788, though full of admiration for Gibbon, immediately emphasised the superiority of German source-criticism. Gibbon, taken as a whole, never went beyond a superficial impression of the comparative value of his sources. He had no safe criterion for deciding that

[1] S. J. De Laet, l. l., p. 192, n° 1426.

[2] 1. L. Julius Marinus Caecilius Simplex, CIL., IX, 4965 = (D. 1026). 2. L. Minicius Natalis Quadronius Verus, CIL., XIV, 3599 = (D. 1061). 3. Ammius ... Anicius Paulinus, CIL., VI, 1682 = (D. 1220).

[3] [—]ius Celer, CIL., IX, 2355 = (D. 961).

[4] P. Pactumeius Clemens, CIL., VIII, 7059 = (D. 1067).

[5] Cn. Domitius Afer cet. Lucanus, CIL., XI, 5210 = (D. 990).

[6] [—]ius Celer, CIL., IX, 2355 = (D. 961).

[7] This paper was read at University College London in October, 1952.

Herodian is more reliable than the Historia Augusta or that Dio Cassius is more or less reliable according to the opportunity he or his sources had to witness the events he relates. This is not to suggest that in certain cases Gibbon cannot characterise a source with great shrewdness. For instance he saw that the life of Severus Alexander in the Historia Augusta is, as he says, the 'mere idea of a perfect prince, an awkward imitation of the Cyropaedia.' Yet he did not make the observation a starting point for any of those researches which were to occupy later students. The question 'why is the life of Severus Alexander a panegyric?' never seems to have occurred to him. Nor did he try to ascertain the role of this biography within the series of biographies which compose the Historia Augusta.

Gibbon was not a pioneer in the study of sources, but of course he knew them extraordinarily well. He still had that familiarity with the classical and Byzantine writers which characterises the great 'érudits' of the 17th and early 18th centuries, and he added a knowledge of medieval chroniclers. He also knew the best commentaries on every source available at his time and had digested the results of innumerable dissertations on major and minor points of scholarship. The famous twenty volumes of the Mémoires de l'Académie des Inscriptions which started his new education at the price of twenty pounds were only a beginning. He became gradually acquainted with an enormous mass of learned dissertations and treatises. Few or none of the great names of the erudition of the 17th and 18th centuries are missing from his notes.

We must, however, remind ourselves that if the facts about Gibbon's erudition are well known, the story of his intellectual formation is not yet clear. We know the writers who were consulted by him in his maturity much better than the writers who contributed to form his mind. Pioneer work on this field has been done by Mr. Christopher Dawson in his admirable paper on Gibbon read to the British Academy in 1934. I owe much to this paper, but propose to make my own way in a slightly different direction. My former studies on the historiography of the 18th century have persuaded me that, in order to understand Gibbon, we must start from the great conflict of his time between antiquarians or 'érudits' and philosophic historians[1].

II.

Gibbon is the heir of a great tradition of learned studies, but in a new fashion. For, to begin with, there is courage and purpose in his display of learning. Here we must go back to that page of his autobiography in which he regrets that the intellectual air of Paris was hostile to the 'érudits' and that

[1] On the antiquarian studies of the 18th century see my paper 'Ancient History and the Antiquarian', Journ. Warburg and Courtauld Inst., 13, 1950, p. 285. The best general study on Gibbon is perhaps G. Falco, La Polemica sul Medioevo, Torino, 1933, pp. 191–340.

his beloved Academy of Inscriptions had sunk below the dignity of the sister academies: 'the learning and language of Greece and Rome were neglected by a philosophic age'. This will bring home to us that there is no direct continuity, strictly speaking, between Gibbon and the 'érudits'. On the contrary, there is a caesura which is represented by the intellectual movement of the French Encyclopedists.

The erudition of Bayle, Leclerc, Leibniz is not surprising in its context. They naturally belonged to the age of great erudition; they breathed the atmosphere of Montfaucon, Mabillon, Spanheim. The same still applies to Muratori. But Gibbon was no simple survivor of a former age, nor indeed was he a provincial exponent of a somewhat old-fashioned tradition of studies. He was entirely at home in the new Paris of the encyclopedists and he shared many of their convictions. French was a language he felt his own and in which he started his career as a writer. D'Alembert and Voltaire were not less familiar to him than were Bayle, Spanheim and Muratori. We shall soon see that the scheme of his history was inspired by Montesquieu and Voltaire. Yet these were the very people who discouraged and even despised the erudition of which he was so fond.

The 18th century conflict between the old-fashioned historical method of the 'érudits' or antiquarians and the new-fangled approach of the philosophic historians can perhaps be best illustrated by a reference to the Monumenta Peloponnesia by P. M. Paciaudi which appeared in 1761. Paciaudi explains that the philosophers could see no purpose in all those quotations which were the delight of the 'érudits' and especially in all those conjectures which more or less inevitably accompany scholarship. He, Paciaudi, and the other antiquarians looked with horror at the invasion of the holy precincts of history by a fanatic gang of philosophers who travelled very light. He himself, however, had to admit that too many antiquarians were wasting their time in idle conjectures.

Thus, on the one side was what we may call the traditional school of learned historians. They had prevailed in Europe until the middle of the 18th century and had given many proofs of patience, critical insight and honesty. They had provided France, Italy, Germany and England with very important collections of their national historical sources, though, as we may incidentally remember, Gibbon would always regret that England had not yet found her Muratori. These 'érudits' were not simple providers of bare facts. They were often attacking or defending political and religious institutions. Many of them were devoted members of religious orders; others were free-thinkers. One of the latter influenced Gibbon so much as to affect even his style. Gibbon learnt from Bayle to blend malice and erudition. Bayle was ever present to Gibbon's mind. But he learnt no less from the pious Jansenist Tillemont, so scrupulous and candid in collecting the evidence and in separating ascertained facts from personal opinions.

On the other side a new school of philosophic history had developed which was characterised by an interest in what came to be called civilisation. The historians of this school examined the progress of mankind as it was reflected in political institutions, religion, trade, custom. Naturally enough, given their interests, they did not aim at establishing the authenticity of individual facts, but at outlining the development of the human species. Their books were more in the nature of essays than of learned treatises. While the 'érudits' took pride in lengthy notes, the philosophic historians seldom set out their evidence and aimed at being readable. They selected what they thought the most relevant facts according to a preconceived theory. They discussed rather than narrated. 'Malheur aux détails!' — exclaimed Voltaire as early as 1738 — 'c'est une vermine qui tue les grands ouvrages[1].' D'Alembert's Discours préliminaire à l'Encyclopédie, which provoked Gibbon, expanded on this theme.

The revolutionary importance of the philosophic historians must not of course be minimised even for a moment. They realised that an accumulation of facts does not make a history, and that the components of civilisation, such as law, religion and trade, are more important than diplomatic treaties or battles. They finally overcame the one-sided view of history which confined it to political and military events. In a way we modern students of history are all disciples of the philosophic historians. Every time we study the history of population, religion, education, commerce, we are treading in the steps of Montesquieu, Voltaire, Hume, Condorcet.

But there was a great danger that philosophic history of this kind would continue to be written in a capricious way, with a haphazard choice of facts. The learned historians had collected and systematised a number of rules for the proper use of evidence. The Ars Critica by Leclerc, the so-called Propylaea of the Acta Sanctorum, together with the De re diplomatica of Mabillon, are some of the best instances of this type of introduction to historical method. All these rules meant very little to the philosophic historian, and one can envisage the possibility that they might have become obsolete. Students of the last three centuries of history were not directly affected by these conflicts. The philosophic historians did not object to detailed research about modern history, and the standards of research about recent periods were far less exacting than those upheld by the antiquarians. But where ancient and medieval history was concerned, a learned experience accumulated over centuries of scholarship with an extraordinary faculty for discrimination was in danger of being lost. Those who still remained faithful to the old gods of erudition were increasingly divorced from the living forces of the culture of their time, besides being open to the attacks and irony of the philosophers. It was no joke to become a target for Voltaire.

[1] Oeuvres complètes, Correspondance III, 1880, p. 30 (A M. l'Abbé Dubos).

III.

At this point Gibbon stepped in. He aimed at blending in himself the philosopher and the antiquarian. His first work, the Essai sur l'étude de la littérature, written in 1759 and published in 1761, already shows how seriously he had thought about problems of method and how advanced he was on the way to becoming a philosophic historian with an antiquarian bias. He celebrated Bayle's Dictionnaire as 'un monument éternel de la force et de la fécondité de l'érudition combinée avec le génie'; he discussed historical pyrrhonism, 'utile et dangereux'; he wanted an 'histoire philosophique de l'homme', but protested strongly against D'Alembert's contempt for erudition. It is evident that when he finished his Essai in 1759 he had already selected the points in which he could not agree with his French masters. In literature his sympathies were for the ancients against the moderns; in philosophy he thought that an invaluable help to the knowledge of human nature would come from the minute study of the ancient world. Though by now an admirer of Voltaire, he was convinced that the good cause would be helped by erudition. Indeed, his concrete historical interests were already turning in the direction of his future masterpiece. He discussed the origins of polytheism, he inserted into his Essay an irrelevant digression on the first treaty between Rome and Carthage and even proposed to himself the problem of the causes of the Roman decline. For some years he still felt that 'the ages of the world and the climates of the globe' were open to his choice. He wandered round in his search of a subject for historical study. There was indeed a serious probability that he might occupy his best years in writing a history of the Liberty of the Swiss, though the materials were 'fast locked up in the obscurity of a barbarous old German language' which he did not understand. Ultimately, his earlier and more genuine interests in Antiquity and Christianity emerged victorious[1].

Gibbon's diaries provide other important evidence on his intellectual formation. Gibbon, even when he had other literary projects in mind, mainly read books on Greece and Rome. It is clear that all his education had prepared him to prefer the decline of Rome to any non-classical subject. In 1762 he noted that Voltaire was not 'a man to turn over musty monkish writers to instruct himself'. On the other hand he pointed to Erasmus whose 'learning was all real and founded on the accurate perusal of the ancient authors and whose genius 'could see thro' the vain subtilities of the school, revive the laws of criticism, treat every subject with eloquence and delicacy, sometimes emulate the ancients, often imitate them, and never copy them'. He also criticised l'Abbé de Mably for 'attributing more consequences to the particular characters of

[1] The references to the Essai in the ed. 1761 are to pp. 15, 49, 105.

men, often ill drawn, than to the general manners, character, and situation of nations'[1].

The later French section of the diaries which has been published under the title of Journal de Lausanne shows even greater maturity of judgment. In 1762 Gibbon still apparently admired the popular historian Vertot who specialised in revolutions of any country — Rome, Sweden, Portugal. A year later, in 1763, he remarked tartly that Vertot's books were historical novels: 'ses ouvrages qui se font lire comme des romans ne leur ressemblent que trop'. He was by now well aware of the recent revolutionary developments in Italian archaeology following the discoveries of Etruscan cemeteries and of Herculaneum. He planned therefore a new description of ancient Italy, but wanted it to be written 'en philosophe' in order to discover the influence of geographical conditions on Roman history. The reading of Rutilius Namatianus which he started for its geographical interest re-opened for him the problem of the decline of Rome.

The pages of the Journal written on this subject in December 1763 can hardly be overrated. The little poem by Rutilius touched upon all the aspects of Roman life in the early 5th century A.D. when it was written. Gibbon felt that Rutilius was both a witness and a victim of the decline of Rome. He sympathised with the Pagan who had seen his own religion collapsing under the weight of old age and involving the Empire in its fall[2]. Gibbon never found time to write his projected account of 'l'état de la littérature en France, les gens de lettre, les Académies et le Théâtre'. But his remarks about the coins of the Cabinet du Roi show how his mind was working in Paris: "J'eus le plaisir, ou si l'on veut le chagrin, de suivre la décadence des beaux arts depuis le siècle (sic) d'Alexandre et d'Auguste où la plus petite monnoye de cuivre est d'une gravure exquise jusqu'aux temps ténébreux du bas-empire dont les médailles laissent entrevoir à peine les traces de la figure humaine' (February 24th, 1763).

The still unpublished diary of the Italian journey stops (except for a few unimportant notes) at the gates of Rome; and the pages on Turin, Milan, Genoa, Lucca, Florence and other northern cities are inevitably filled with details about things seen and persons met. Reflections on wider topics are seldom reported. Two of them deserve special mention. The Egyptian antiquities of the Turin collection prompted the remark: 'J'avoue cependant que

[1] D. M. Low, Gibbon's Journal to January 28th, 1763. London, 1929, pp. 104, 129, 147–48, 183. Cf. p. cx for the composition of the Essai.

[2] G. Bonnard, Le Journal de Gibbon à Lausanne, 17 Août, 1763–19 Avril 1764. Lausanne, 1945, pp. 122, 167, 177. Cf. G. Bonnard, 'L'importance du deuxième séjour de Gibbon à Lausanne dans la formation de l'Historien', Mélanges Ch. Gilliard, Lausanne, 1944 and the penetrating remarks by L. S. Sutherland, Engl. Hist. Rev. lxi, 1946, 408. Important for Gibbon's formative years, H. S. Offler, 'E. G. and the making of his Swiss History', Durham Univ. Journal, xli, 1949, 64.

l'Égypte toute curieuse qu'elle est, est trop éloignée, trop obscure et trop énigmatique pour m'intéresser beaucoup.' (May 6th, 1764). In Florence he found the time to read part of the Histoire de Dannemarc by P. H. Mallet, and to reflect on the causes and effects of the spreading of Christianity among the German barbarians[1]. The decline of Rome — the spreading of Christianity: the two subjects were slowly becoming associated in Gibbon's mind.

IV.

In 1769 the History of the Reign of the Emperor Charles V by William Robertson appeared. Robertson could only confirm Gibbon in his inclination to scholarship. Though Robertson accepted much of Voltaire's view of the Middle Ages, he was unable to approve his cavalier disregard of conventional historical rules. He wrote: 'I have not once mentioned M. de Voltaire, who, in his Essay sur l'Histoire générale, has reviewed the same period and has treated of all these subjects. This does not proceed from inattention to the works of that extraordinary man, whose genius, no less enterprising than universal, has attempted almost every different species of literary composition ... But as he seldom imitates the example of modern historians in citing the authors from whom they derived their information, I could not with propriety appeal to his authority in confirmation of any doubtful or unknown fact[2].' It is clear that Robertson, like Gibbon, was concerned with the problem of maintaining the standards of historical research.

I doubt, however, whether Robertson arrived in time to exercise a deep influence on the formation of Gibbon's historical method. Gibbon was by then steadily working at his Decline and Fall. Besides, there are some striking differences between Robertson and Gibbon. I am of course only concerned with the first section of the History of the Reign of the Emperor Charles V — that is, A View of the Progress of Society in Europe from the Subversion of the Roman Empire to the Beginning of the Sixteenth Century, which can properly be compared with the theme and method of the Decline and Fall. Robertson made his researches chiefly on medieval legal and constitutional history and did pioneer work on land tenure. He did not study the rise of Christianity and of Islam, the barbarian invasions, the religious controversies which are the

[1] The pages of the Journal on Paris are now available in G. R. de Beer, G. A. Bonnard, L. Junod, Miscellanea Gibboniana, Lausanne 1952, 93–107. The reflections on Christianity suggested by Mallet are translated into English and reported in Miscellaneous Works, III, 2 ed., 1814, 231–238. But the most typical remark is suppressed. The last paragraph reads in the original (July 16th, 1764): 'Un protestant diroit encore que le Christianisme du X[me] siècle étoit bien plus difficile à digérer que celui du V[me]: il l'est assurément pour un raisonneur, mais je crois que le raisonnement a eu assez peu de part dans ces changements, et quand on croit déjà aux absurdités de sa propre secte, se rebute-t-on pour quelques mystères de plus?'

[2] History of the Reign, etc., 7 ed., I, 1792, p. 477.

subject of Gibbon. He did not aim at a full recital of events. The text of his View is very brief and sketchy. The 'Proofs and Illustrations' which he appends to it are in the nature of short independent dissertations which (as he says) 'belong more properly to the province of the lawyer or antiquary than to that of the historian'. At least in this section Robertson is very far from achieving the closely knit texture of Gibbon's history. He cannot claim, as Gibbon can, to be the perfect blend of philosopher and antiquarian.

The man who, though in a field very different from Gibbon's, really achieved something comparable in his historical work is Winckelmann. He too assimilated all the work of the antiquarians who had studied the artistic remains of Greece and Rome and interpreted them according to philosophic notions. His History of Ancient Art, which appeared in 1764, was not too late for Gibbon's studies in his formative years. Though Gibbon never went beyond the purchase of a German dictionary in his quest for the German language, he could soon read the book in the French translation of 1766. But he never showed (as far as I am aware) a marked interest in the man who was striving like himself to blend the philosopher with the antiquarian. Winckelmann from the very nature of his studies was almost untouched by those ideas which affected Gibbon. He disliked French culture and belonged to the Platonic tradition. Not being a political historian, he remained outside the main preoccupations of his age which were Gibbon's preoccupations. I doubt whether Gibbon learnt much from him.

Gibbon cannot and certainly would not claim any originality in the realm of philosophic ideas. His faith in human reason, his vague deism, his hatred of superstition, intolerance, cruelty, are clearly reminiscent of Voltaire. He also shared Voltaire's indecision as to whether constitutional government or the enlightened despot were the better regime for a state. Being an Englishman, he is altogether favourable to parliamentary forms when supported by a strong aristocracy and self-conscious commons. His adopted country, Switzerland, obviously reinforced his approval of self-government of the aristocratic type. But his Antoninus Pius and Marcus Aurelius and Theodoric are modelled on the 18th century benevolent despot.

His own problem, the decadence of the Roman Empire, had been discussed by Montesquieu and by Voltaire, and there is hardly any idea of Gibbon on the subject which has not its parallel in the former or the latter. Montesquieu emphasised the fact that the very transformation of the Roman republic into a monarchy was ultimately bound to destroy Rome. He explained that the end of the republic implied the introduction of a mercenary army which proved to be less capable of defending the Roman State. Gibbon had perhaps been impressed more favourably than Montesquieu by the efficiency of the imperial legions. But he admitted that the 'victorious legions, who in distant wars acquired the vices of strangers and mercenaries, first oppressed the freedom of the republic and afterwards violated the majesty of the purple'.

At the same time Gibbon brought into special prominence, as Voltaire had done, that the Christians joined hands with the Barbarians to destroy the Empire. All his theory about the effects of the spreading of Christianity is an expanded version of what Voltaire wrote in two chapters (XI and XII) of the Essai sur les moeurs: 'le christianisme ouvrait le ciel, mais il perdait l'empire'.

Christopher Dawson was of course right in observing that Gibbon followed a historical tradition going back to the Italian humanists of the 15th century when he embraced the history of the period between A.D. 200 and the fall of Constantinople under the name of History of the Decline and Fall of the Roman Empire. Dawson was also right in pointing to Vertot as a populariser of the notion followed by Gibbon that history changes by revolutions rather than by slow evolution. Yet, though Gibbon knew his Italian humanists, such as Flavio Biondo, and his Vertot, it can be doubted whether in either case he was directly influenced by them. Montesquieu extended his reflections on the greatness and decadence of Rome to the fall of Constantinople: this must have been decisive for Gibbon. Again, the idea that revolutions rather than slow changes make history underlines much of Voltaire's writing. Whatever may be the ultimate roots of Gibbon's opinions on the past, the opinions themselves come to him from the great French thinkers of his own century.

What then is new in Gibbon? What is new is evidently the History of the Decline and Fall of the Roman Empire. Gibbon's leading political, moral and religious ideas are those of Voltaire. But he was aware that facts are needed in history. Here the facts are collected, sifted, made to live again by a man who had no doubt about what to love and hate, but knew also how to describe, to measure effects, to draw a line between good and bad evidence. The intellectual horizon of the 18th century was indeed vast. Europe was too small for it. Curiosity and sympathy went to extra-European nations and religions, Islam included. The study of religion and law received a new meaning. The discovery of the new celestial city of the philosophers, to use the terminology of Professor Carl Becker, gave the criterion by which to judge the terrestrial city of priests, monks, scholastic philosophers and feudal lords. Potentially this new history was ready before Gibbon. But only Gibbon had the knowledge and the imagination to put it together and call it to life. Thus his Decline and Fall is both a complex and vivid picture of the Middle Ages from a certain point of view and a unique self-portrait of the 18th century mind.

Gibbon was not entirely sincere when he wrote about the Roman Empire: 'the story of its ruin is simple and obvious; and instead of inquiring why the Roman Empire was destroyed, we should rather be surprised that it had subsisted so long'. Gibbon knew that there was something to be explained about the decline of Rome and thought that Christianity offered the main element of the explanation. But he must not be made responsible for the D. Phil. candidate's dream of sleeping beauty: somewhere in the wood the true

cause of the decline and fall of the Roman empire lies hidden and only waits to be awakened by him, the lucky D. Phil. candidate. To Gibbon the decline and fall of Rome suggested a picture of new societies, laws, customs, superstitions, something to be described in its various stages rather than to be deduced from certain premises. Even the two controversial chapters on Christianity are not merely a contribution to the explanation of the decline of Rome. Gibbon himself says plainly what the two chapters mean, and we must accept his declaration as both correct and of consequence. Chapter XV was written to describe the spread of Christianity as a natural event. Chapter XVI was meant to show more fully than Voltaire had done that the persecutions by the pagans of the Christians compared favourably with the persecutions by Christians of Christians[1].

It may seem surprising that, with so much explosive material received from the French encyclopedists, Gibbon soon gained universal authority. The many attacks against his chapters on Christianity made little impression on the general reader and were not even taken very seriously in the circles in which they were produced. Three observations may perhaps contribute to explain this state of affairs. First of all, Gibbon's erudite method proved to be effective also from the point of view of success among general readers. They realised that he produced his evidence and left it open to his critics to find fault with him. Secondly, he gave an optimistic answer to the question of the future of civilisation. If he accused Christianity of having destroyed ancient civilisation, he was also certain that modern civilisation was strong enough to resist the attacks of the barbarians. He dismissed all fears in that simple sentence which none of us can read without envying the man who wrote it: 'Europe is secure from any future irruption of barbarians; since, before they can conquer, they must cease to be barbarous.' Finally, his history, notwithstanding its reputation for naughtiness, is almost conventional in its solemnity and decorum. People educated by Plutarch to expect noble deeds and wise words were not disappointed. Unconventional in his religious opinions, and malicious, Gibbon was however paying full homage to the amiable prejudice that history is a theatre where you must play your part with appropriate words and gestures. This is enough to create a distance between us and Gibbon. All his psychological approach ignores the subtleties and the pitfalls of more modern studies of human behaviour. But what in the Decline and Fall has now merely the charm of old-fashioned manners made a direct appeal to the 18th century readers. Gibbon's ideas satisfied only the enlightened, but his presentation pleased the educated generally[2].

[1] On this section cf. the acute analysis by J. B. Black, The Art of History, 1926, pp. 165–169, and F. Meinecke, Historismus, I, p. 252.

[2] For contemporary opinion cf. J. E. Norton, A Bibliography of the Works of E. Gibbon, 1940, and also Sh. T. McCloy, Gibbon's Antagonism to Christianity, 1933.

V.

To sum up, I submit that Gibbon broke new ground not by his ideas on the decline of Rome, but by offering the treasures of erudition to the contemplation of the philosophic historian. By doing so, he unexpectedly reconciled two methods of writing history which so far had seemed to be inevitably opposed. First of all, he presented the theories of the philosophic historians in a much more persuasive way. Secondly he showed that erudition did not necessarily imply lack of elegance and reflection. But perhaps the most important consequence was that something new came out of his combination. Philosophic history ceased to be approximate and arbitrary and was submitted to the traditional rules of historical criticism. Nobody could refute Voltaire or Condorcet or even Montesquieu's Considérations by checking their references or by pointing to the flaws in their method of collecting evidence, but it was perfectly possible to apply this type of control to Gibbon. In truth Gibbon has been annotated and corrected perhaps more than any other modern historian. The controversies arising from his history were no longer a matter of subjective impression but could be discussed in terms of documentary evidence. All those critical devices which had been current among the 'érudits' were made available to the philosophers. A new type of philosophic history emerged. It combined the learning of one school of thought with the philosophic imagination of the other. The work of reconciliation meant in fact that the tradition of criticism which we associate with the names of the great Bollandist and Maurist scholars and with Muratori was not submerged under the weight of philosophic history. It passed into the historical method of the 19th century together with Gibbon's synthesis of the philosopher and the antiquarian.

By rescuing the details from that 'malheur' to which Voltaire had doomed them, Gibbon made it possible both to preserve and to render more trustworthy what was after all the most endearing quality of classical historiography: the art of detailed narrative. Indeed it is Gibbon's speciality that we never can be quite sure whether he displays erudition for the sake of a good story or tells a good story as a contribution to learning. Thanks to his great erudition and to a native capacity for choosing what is picturesque, he is far more amusing than any other historian except Herodotus. If we compare his pages with those of Voltaire, we can see the difference that erudition can make in writing history. Where Voltaire produces an epigram, Gibbon has the fullness of well documented details. One enjoys his reliability, but one feels that there is life behind the evidence. It would be mischievous to call Gibbon a predecessor of the 19th century romantic historians who delighted in purveying atmosphere, though he certainly could feel the fascination of evoking the past and claimed to have conceived the plan of his work in the most romantic circumstances. He was too much of a 'rational voluptuary' not to control his emotions,

but one can see that the age of Walter Scott, Chateaubriand and Augustin Thierry would find something to learn — indeed something to enjoy — in the pages of the unromantic Gibbon.

VI.

I have stressed the fact that Gibbon's novelty is to be found in the reconciliation of two historical methods rather than in a new interpretation of a historical period. But I have no doubt about the importance of the support Gibbon gave to Voltaire's thesis about the causes of the decline of Rome. This thesis is inevitably disappointing to us. The very attitude of the free-thinkers of the 18th century made it difficult for them to see how Christianity had worked on the world. They did not dislike Christianity because they liked Paganism, though they sometimes affected to do so. They saw in history the struggle between a few wise men, the predecessors of themselves, against the violence, the superstition and the stupidity of the majority. From their point of view, Christianity did not introduce into history anything which was really new and which therefore would explain something otherwise destined to remain unexplained. They did not only fail to appreciate the new constructive elements which Christianity introduced into moral life. They failed also to understand the common people of the pagan world. They identified Paganism with a few enlightened philosophers, and not surprisingly found them to their taste. Then they came to dislike the Byzantine Empire, because it was theocratic, and the Western Middle Ages because their culture was dominated by monks and priests.

However, we owe it to Gibbon that the problem of the relations between Christianity and the political and social developments of Europe has come to stay in European historiography. Gibbon followed Voltaire in boldly sweeping away every barrier between sacred and profane history. This was something new. Take the three historians whom Gibbon studied and admired, Sarpi, Tillemont, Giannone. Sarpi wrote the History of the Council of Trent purely as a political history without a close analysis of religious feelings and their influence on secular affairs. Tillemont separated the history of the Church from the history of the Roman emperors. Giannone, in what he called the Civil History of the Reign of Naples, dealt not with Christianity as a religion, but with the Church as an organisation rival to the State. Giannone's posthumous Triregno, first published in the 19th century, shows his truly sovereign mind conceiving a far ampler design of philosophy of history, but neither Voltaire nor Gibbon could have been acquainted with it.

What can be disputed is whether the historians of the 19th century learnt from Voltaire and Gibbon all that they could about the central problem of the relations between religious developments and the political developments in

Europe. History in the 19th century was ruled by German professors who lived and worked in Universities where church history was taught in the theological faculties and political history in the philosophic faculties. The momentous consequences of the separation between sacred history and profane history in the German universities of the 19th century can hardly be overrated. The German historians of the 19th century normally studied either political history or church history without probing deeply into their connections. When the Marxists reacted against this separation, they performed a useful service. But they themselves were confined in their movements by their own peculiar prejudice that religion can be understood only in terms of class conflicts: they themselves were unable to recognise both the springs and the complexities of religious life. Voltaire and Gibbon really found their heirs outside Germany — or rather outside the academic circles in which German methods prevailed. Their problems fructified in the minds of the French, Italian and English Liberal historians, such as Constant, Guizot, B. Malfatti, Lecky, Milman, and Lord Acton — that Lord Acton who was such an admirer of German professors and so utterly unlike any of them. These liberal historians tried to write the History of European Civilisation including both politics and religion.

This is not the place for analysing why, with the exception of Lecky and Milman, they did not succeed in producing the books they had in mind. Constant, Guizot, Lord Acton, Malfatti left sketches or torsos rather than completed works. Maybe their failure is partly due to the fact that each of them sacrificed his own studies to political duties: they had first to build the Europe that they wanted to describe.

The task of re-writing Gibbon has been left to the 20th century. We too may well find that we must first build a humane, liberal Europe before we can study its past. Meanwhile a single example will suffice to show in what terms we might now restate Gibbon's problem of the inter-relations between Christianity and the Roman Empire. Gibbon, as we know, has written one of his most amusing and naughty chapters about the monks: 'The freedom of the mind, the source of every generous and rational sentiment, was destroyed by the habits of credulity and submission; and the monk, contracting the vices of a slave, devoutly followed the faith and passions of his ecclesiastical tyrant.' This applies to all monks — the anachoret of Egypt and the Benedictine. Gibbon admitted, it is true, that 'the monuments of Greek and Roman literature have been preserved and multiplied by their indefatigable pens.' But this remains a detail on which he puts as little emphasis as possible. The whole work of Cassiodorus at Vivarium is confined to a sentence in a note of chapter XXXVII. To us it is evident that St. Benedict and Cassiodorus mark the beginnings of a new society in the West: a society forming itself in Italy among the ruins of the Ostrogothic state. St. Benedict conceived his monasteries as the nuclei of a new society economically autonomous and religiously sound. Cassiodorus per-

ceived the possibility of making the monasteries the centres of a new learning where the Christian writers, beginning with the Bible, should be emended and elucidated according to the methods of profane scholarship. It remains to be seen how far St. Benedict and Cassiodorus were successful in their enterprise. But no account of the Ostrogothic rule and of the following wars can overlook the creative efforts of St. Benedict and Cassiodorus. They had the vision of a busy, educated, holy society while Theodoric's reign was going to pieces. Gibbon, who admires Theodoric, has few words for the men who tried to save the relics of civilisation and to found new centres of spiritual and economic life while the Ostrogothic building was collapsing.

VII.

I should be happy if I could leave Gibbon at that, taking him simply as the historian who by combining philosophy and erudition and by a native touch of artistry, educated on classical models, carried triumphantly the results of 18th century thought into the 19th century. But there is something in Gibbon both enchanting and deceptive which suggests that no formula of that kind will really exhaust the richness and depth of his personality. Was he not speaking of himself when he said: 'a rational voluptuary adheres with invariable respect to the temperate dictates of nature and improves the gratifications of sense by social intercourse, endearing connexions and the soft colouring of taste and the imagination'? Though one may suspect that he was less confident in the destiny of mankind than he would like us to believe, he was at least persuaded with the help of statistics that his own personal destiny had been singularly fortunate.[1]

University College London — Arnaldo Momigliano

DIE VITA CONSTANTINI DES EUSEBIUS ÜBER DEN KONFLIKT ZWISCHEN CONSTANTIN UND LICINIUS

Die Gründe, mit denen Henri Grégoire die Authentizität der Vita Constantini des Eusebius angefochten hat[2], sind durch energische neue Untersuchungen im einzelnen geprüft und, wie ich glaube, erschüttert worden. Pio Franchi de' Cavalieri hat seine lange Forscherarbeit mit dem gelehrten Werk „Con-

[1] I regret that I was not able to use the important book by G. Giarrizzo, Edward Gibbon e la cultura europea del Settecento, Napoli 1954. Cf. also P. Fuglum, Edward Gibbon. His view of life and conception of history, Oslo and Oxford, 1953.

[2] Eusèbe n'est pas l'auteur de la „Vita Constantini" dans sa forme actuelle et Constantin ne s'est pas „converti" en 312, Byzantion 13 (1938) S. 561 ff.

stantiniana" gekrönt[1], das mit seiner souveränen Stoffkenntnis und seiner sorgfältigen Beweisführung entscheidend in den Streit der Meinungen eingreift. Besonders ergiebig sind im zweiten Teil dieses Buches (S. 51—65 und die Anmerkungen S. 158—170) die in Auseinandersetzung mit Grégoire gegebenen Interpretationen der angefochtenen Partien der Vita Constantini. Unmittelbar nach dem Erscheinen dieses Bandes hat Friedrich Vittinghoff die Einwände, die gegen die Verfasserschaft des Eusebius von Grégoire erhoben, danach von William Seston, Paul Petit und Glanville Downey in Einzelheiten gestützt waren, in kraftvoller Argumentation behoben[2]. Mit aller Klarheit ist hier die Beweislast, genauer gesagt die Erbringung neuer Beweise, denen zugeteilt, die im Gegensatz zur Überlieferung Eusebius nicht als Verfasser der unter seinem Namen erhaltenen Vita Constantini anerkennen wollen.

Auf das Werk von Franchi hat Grégoire, noch ohne die Untersuchung von Vittinghoff zu kennen, kurz erwidert[3], indem er seine Thesen unentwegt festhielt, im übrigen auf neue Arbeiten seiner Schüler Jacques Moreau und Paul Orgels — Rhesi niveae citaeque bigae — hinwies. Von diesen Arbeiten ist inzwischen der die Vita Constantini betreffende Aufsatz von Orgels erschienen[4]. Er behandelt die Berichterstattung der Vita Constantini (1, 49—2, 18) über den Konflikt zwischen Constantin und Licinius in einer eindringenden Analyse des Textes, bringt in einigen Punkten neue Erklärungsversuche, gelangt dann aber doch zu dem Ergebnis, daß in diesem Abschnitt der Vita sowohl der erste Krieg von 314 als auch der zweite von 324 dargestellt sei, jeder mit einer Schlacht. Dieser Aufsatz, ein neuer Beweis für den scharfsinnigen und beweglichen Geist des Verfassers, lag Franchi und Vittinghoff noch nicht vor, er verdient eine genaue Prüfung. Zwar hat Orgels noch eine weitere Untersuchung in Aussicht gestellt, doch soll diese nicht mehr unmittelbar der eusebischen Vita Constantini, sondern der späteren Überlieferung über den Konflikt zwischen Constantin und Licinius gelten. Seine Interpretation der Vita Constantini des Eusebius ist also spruchreif.

Wie bekannt, hat Grégoire im Anschluß an Valesius die These aufgestellt, daß in dem genannten Abschnitt der Vita Constantini beide Kriege zwischen Constantin und Licinius, der von 314 und der von 324, dargestellt seien. In den Kriegshandlungen, die in 2, 6—15 Mitte ohne genaue Orts- und Zeitangaben berichtet sind, wollte er die Schlachten von Cibalae und Campus Ardiensis mit dem darauf folgenden Friedensschluß von 314 erkennen, in dem kurzen Stück 2, 15 Mitte bis 17 den zweiten Krieg, der in klarer Weise mit dem Untergang des

[1] Studi e Testi 171 (1953).

[2] Eusebius als Verfasser der „Vita Constantini", Rhein. Museum 96 (1953) S. 330ff.

[3] À propos des erreurs historiques de la Vita Constantini, Ann. de l'Institut de phil. et d'hist. orient. et slaves 12 (1952) = Mélanges Grégoire IV, S. 575ff.

[4] L'authenticité et l'historicité de la Vita Constantini attribuée à Eusèbe, Bull. de l'Ac. R. de Belg., Classe des Lettres, 1953, S. 466ff.

Licinius und seines Angangs endet (2, 18). Da nun in der Vorgeschichte des Konflikts, die 1, 49 beginnt und breit ausgeführt ist, die Unterdrückung der orientalischen Christen durch Licinius als Motiv für das Eingreifen Constantins genannt wird, folgerte Grégoire, der Verfasser habe schon den Krieg von 314 als einen Kreuzzug gegen den Christenverfolger Licinius verstanden und er habe geglaubt, der Friede von 314 sei nur von kurzer Dauer gewesen. So grobe historische Irrtümer könne man dem Geschichtschreiber Eusebius nicht zutrauen, der ganze Abschnitt müsse also einem späteren Bearbeiter zugeschrieben werden.

Sicher hat Eusebius gewußt, daß Licinius um 314 das Christentum freundlich geduldet hat; er war auch nicht im Unklaren darüber, daß der Friede von 314 längere Zeit anhielt. In seiner Kirchengeschichte (10, 8f.) hat er den Krieg von 314 überhaupt nicht erwähnt, dagegen den Krieg von 324 als einen Kreuzzug Constantins gegen den Christenverfolger Licinius dargestellt. Doch gerade diese Beobachtung legt den Gedanken nahe, daß auch die Vita Constantini ausschließlich den zweiten Krieg im Auge habe, eine Auffassung, die bereits Tillemont gegen Valesius vertreten hat. Eine erste Untersuchung der Argumente Grégoires ergab mir, daß seine Interpretation von 2, 11 (Flucht des Licinius) und 2, 15 (Vertragsabschluß) unhaltbar sei.[1] Nunmehr hat Franchi die Auffassung, daß die Vita Constantini nur den zweiten Krieg behandle, durch zahlreiche neue Beobachtungen gestützt. Vor allem hat er darauf hingewiesen, daß in dem auf Philostorgius zurückgehenden Abschnitt der Vita Constantini des Codex Angelicus 22[2] eine Überlieferung vorliegt, die die fraglichen Handlungen des Licinius — Flucht und Vertragsabschluß — eindeutig dem zweiten Krieg zuweist. Die Eigenart der Berichterstattung in der eusebischen Vita hat er sehr treffend aus der vom Verfasser ausdrücklich (1, 11, 1) bekannten Absicht erklärt, nicht eine genaue Darstellung der Kriegshandlungen, sondern einen Bericht über das heiligmäßige Leben Constantins bringen zu wollen. Das ist die Lage der Forschung, in die Orgels eintritt.

Zu den Ausführungen, die Orgels über die Vorgeschichte des Konflikts macht (S. 579—592), können wir uns kurz fassen. Es ist sehr zu begrüßen, daß er die in 1, 48 genannten Decennalien des Jahres 315 als einen terminus post quem für die im folgenden erzählten Ereignisse anerkennt (S. 580f.). Seine Ausführungen über die Religionspolitik Constantins zur Zeit seines ersten Krieges mit Licinius scheinen mir allerdings verfehlt. Von einer äußersten Zurückhaltung in der Religionsfrage (S. 583) kann keine Rede sein; das zeigen die Briefe und Erlasse dieser Jahre so klar, daß wir die Vision und das Monogramm gar nicht zu bemühen brauchen. Doch diese Meinungsverschiedenheit ist hier belanglos, denn wir sind darin einig, daß beim ersten Krieg die Glaubensfrage keine Rolle spielte. Auch darüber besteht Einvernehmen, daß der

[1] Mitt. d. D. Archäol. Inst., Röm. Abt. 58 (1943), S. 199—201.

[2] Philostorgius ed J. Bidez S. 180, 12ff.; H. G. Opitz, Byzantion 9 (1934), S. 541f., 555.

zweite Krieg ein Religionskrieg war und daß er auf dem Feld der Religion ein bewegtes Vorspiel hatte. Es ist verdienstlich, daß Orgels die Belebung des Heidentums durch Licinius an der dem Sonnengott von Emesa geweihten Inschrift von Salsovia (Dessau 8940) illustriert hat, die schon Piganiol[1] in diesen Zusammenhang gerückt und jetzt auch Franchi genannt hat[2]. Die ganze Einleitung zum Kriegsbericht — so faßt Orgels seine Bemerkungen zu 1, 49—2, 5 zusammen — scheint anzuzeigen, daß der nun folgende Bericht nur auf den Krieg von 324 gehen kann (S. 592). Das ist ganz überzeugend.

Die Meinungsverschiedenheiten beginnen dann allerdings mit der Interpretation dieses Kriegsberichts (2, 6ff.). Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, daß wir bei der Erläuterung des ersten Teils von 2, 6 wieder einmal hören, die hier genannte christliche Legende sei einem inhaltlich ganz verschiedenen Wunder nachgebildet, das der heidnische Redner Nazarius in ganz anderem Zusammenhang berichtet (Paneg. 10, 14). Viel wichtiger ist, daß wir zusammen mit Orgels (S. 593f.) im letzten Satz dieses Kapitels, nachdem der Kriegsbeginn bezeichnet ist, ein ganz kurzes Resumé der Kampfhandlungen erkennen, die der folgenden Darstellung zugrunde liegen: πρώτης ἐκράτει παρατάξεως, εἶτ' οὐκ εἰς μακρὸν δευτέρας συμβολῆς κρείττων ἦν καὶ κρειττόνων ἤδη νικητηρίων ἐτύγχανεν, τοῦ σωτηρίου τροπαίου προπομπεύοντος τῆς ἀμφ' αὐτὸν φάλαγγος. Aus dieser Zusammenfassung, die ganz dem Stil der Vita entspricht[3], ergibt sich, daß dem Autor zwei Schlachten vorschwebten, daß die zweite bald auf die erste folgte und den entscheidenden Sieg eintrug. Orgels argumentiert ganz richtig, daß mit dem hier im voraus bezeichneten zweiten Treffen (δευτέρας συμβολῆς) nicht die zweite Schlacht des Krieges von 314 (Campus Ardiensis) gemeint sein könne, da wir durch die beste Überlieferung wissen, daß diese keine militärische Entscheidung brachte. Der Autor kann also nur auf die zweite Schlacht des Krieges von 324, auf den Entscheidungskampf von Chrysopolis, vorausweisen. Nachdem in 2, 7—9 die Wunderkraft des heilbringenden Zeichens ohne genauen Bezug auf Ort und Zeit geschildert ist, wird am Ende von 2, 9 der Gesamtverlauf des Krieges nochmals zusammengefaßt: ὃς ἐπειδὴ θεοῦ δυνάμει τὰς πρώτας ἤρατο νίκας, ἐπὶ τὰ πρόσω λοιπὸν ἤλαυνε, τὸ στρατιωτικὸν ἐν τάξει κινήσας. Auch hier klingt, wie mir scheint, die Unterscheidung von zwei Waffengängen durch; mit τὰς πρώτας νίκας ist nicht auf mehrere Siege, sondern nach dem Sprachgebrauch der Schrift auf den ersten Sieg angespielt, dem sich der weitere Kriegsverlauf als einheitliche Operation anschließt.

Erst mit 2, 10 werden die Angaben des Berichts so anschaulich, daß wir an eine bestimmte Kampfhandlung denken können: es ist die im Resumé bezeichnete erste Schlacht. Orgels stellt fest, daß in unseren Quellen für keine Schlacht der beiden Kriege ein Bericht begegnet, der mit diesem Kapitel der

[1] L'empereur Constantin S. 121.
[2] a. O. S. 161, Anm. 225.
[3] Franchi a. O. S. 54f.

Vita völlig übereinstimmte, gibt dann aber doch zu (S. 595f.), daß man, wenn man sich auf die wesentlichen Züge beschränke, die Erzählung von 2, 10 in Einklang finden könne mit dem Schlachtenbericht des Zosimus sowohl für Cibalae (erster Krieg) als auch für Adrianopel (zweiter Krieg). Gegen meinen früheren Versuch (a. O. S. 200), in einer Einzelheit unserer Erzählung, nämlich in der Angabe, daß sich Truppen des Licinius dem Sieger ergeben haben, einen Hinweis auf die Schlacht von Adrianopel zu erkennen, hat Orgels einen Einwand erhoben, der sich nicht ohne weiteres beseitigen läßt. Ich möchte aber für diese Identifizierung eine andere Beobachtung anführen, die mehr besagt. Die Schlacht von Cibalae stellt sich im Bericht des Zosimus (2, 18, 4—11) als ein einziges taktisches Geschehen dar, die Schlacht von Adrianopel dagegen zerfällt nach demselben Zosimus (2, 22, 7—13) in eine erste Angriffshandlung, die Constantin mit einer kleinen Abteilung ausführt, und in das darauf folgende große Schlachten, das vom ganzen Heer vollzogen wird. Diese Aufteilung in zwei Akte kennt auch unser Bericht: zuerst den Angriff auf das feindliche Vordertreffen, danach den Einsatz des Heeres. Berücksichtigt man, daß unser Autor fachmännische Angaben im allgemeinen weder machen will noch machen kann, so gewinnt dieser Einzelzug ein besonderes Gewicht.

2, 11 bringt dann die vielbehandelte Angabe über die Flucht des geschlagenen Licinius: φεύγων δῆτα σὺν βραχέσιν ἐπὶ τὰ εἴσω τῆς ὑπηκόου διέβαινεν ἐν ἀσφαλεῖ τ' ἐγίγνετο. Seit Tillemont hat man dieses διαβαίνειν als Übergang des Licinius nach Asien — nach der Schlacht von Adrianopel — verstanden, Grégoire dagegen wollte die Bewegung des Licinius ἐπὶ τὰ εἴσω τῆς ὑπηκόου auf seinen Marsch in das Innere von Thrakien, also auf seine Flucht nach der Schlacht von Cibalae beziehen. Nun ist es zwar richtig und jetzt durch die Stellensammlung von Franchi[1] genau belegt, daß διαβαίνειν allgemein den Übergang von einem Ort an einem anderen, im besonderen jedoch den Stellungswechsel bezeichnen kann, der über eine dritte Örtlichkeit, über ein Gebirge, über einen Fluß ,über das Meer führt. Der Gedanke an den Übergang über das Meer legt sich aber besonders nahe, da der Übergang von Europa nach Asien und von Asien nach Europa in der antiken Geschichtsschreibung ständig mit διαβαίνειν und διάβασις wiedergegeben, ja die berühmte Ξέρξου διάβασις geradezu als Epochenbezeichnung verwendet wird.[2] Die Ortsangabe τὰ εἴσω τῆς ὑπηκόου bezieht sich dann auf Kleinasien als das Innere des licinischen Herrschaftsbereichs. Es ist, wie Franchi hervorhebt, eine willkommene Unterstützung dieser Auffassung, wenn die Vita Constantini des Codex Angelicus[3] eindeutig sagt: ὁ δὲ Λικίννιος, ὀλίγοις τοῖς περὶ αὐτὸν φυγάς, ἔπειτα πρὸς τὸν τῆς Θρᾴκης Βόσπορον γενόμενος καὶ περὶ αὐτῷ τῷ σώματι δείσας, ἀπῆρέν τε μετὰ σπουδῆς ἐπὶ τὴν Βιθυνίαν... Das gilt auch dann, wenn in diesem

[1] a. O. S. 160f., Anm. 219f.

[2] Material in allen Lexika; die Epochenbezeichnung z. B. bei Polybius 3, 22, 2.

[3] Philostorgius ed. J. Bidez S. 180, 12ff.; Byzantion 9 (1934), S. 555.

philostorgischen Passus die eusebische Vita als Quelle benützt ist; denn so viel steht auch dann noch fest, daß man im 5. Jahrhundert dem Text der eusebischen Vita „die zweifellos nächstliegende Interpretation"[1] gegeben hat. Was Orgels betrifft, so läßt er in seiner besonnenen Art auch jetzt noch die Entscheidung offen, ob unser Text sich auf den ersten oder den zweiten Krieg bezieht (S. 596—599). Erst die vermeintliche Entdeckung eines neuen Mittels, die fragliche Episode der Flucht zu identifizieren, führt ihn zu einer sehr überraschenden Stellungnahme. Sehen wir zu, ob wir ihm folgen können.

Unser Text erklärt in 2, 11 das Gelingen der Flucht des Licinius damit, daß Constantin den geschlagenen Gegner nicht auf dem Fuß habe verfolgen lassen: τοῦ θεοφιλοῦς μὴ κατὰ πόδας διώκειν τοῖς οἰκείοις ἐγκελευομένου, ὡς ἂν τύχοι σωτηρίας ὁ φεύγων. Begründet wird dieses Verhalten Constantins in der erbaulichen Weise des Autors mit der großen Milde des Siegers, der seinem Gegner auf diese Weise habe Gelegenheit schaffen wollen, wieder zur Vernunft zu kommen. Zu dieser Angabe der Vita setzt nun Orgels (S. 559—601) den Bericht des Zosimus (2, 19, 1 f., 8) in Parallele, in dem es heißt, Constantin habe nach der Schlacht von Cibalae ein Detachement zur Verfolgung des Licinius abgeschickt, dieses Korps aber habe Weg und Ziel verfehlt. „Ohne Zweifel", sagt Orgels, handle es sich hier um dasselbe Ereignis: die von der eusebischen Vita gepriesene edelmütige Aktion des Constantin sei nichts anderes als die mißglückte Verfolgung nach der Schlacht von Cibalae. Daraus ergeben sich ihm dann die weittragenden Folgerungen: die in 2, 10 geschilderte Schlacht ist dann die Schlacht von Cibalae, die in 2, 11 genannte Fluchtbewegung ist der Stellungswechsel von Cibalae nach Thrakien, das ganze Problem ist im Sinn von Valesius und Grégoire entschieden.

Man kann nur staunen über die Unbedenklichkeit, mit der Orgels seine Kehrtwendung vollzieht. In 2, 11 heißt es, Constantin habe keine Verfolgung auf dem Fuß angeordnet; Zosimus spricht von der Absendung eines besonderen Detachements zur Verfolgung, womit natürlich eine Verfolgung auf dem Fuß gemeint ist. Die beiden Autoren sagen also Gegenteiliges aus. Ich verstehe nicht, wie ein solcher Tatbestand zu der Meinung führen kann, es handle sich bei beiden um dieselbe Episode, zumal auch in der sprachlichen Formulierung nichts in diese Richtung weist. Methodische Gründe verlangen hier die Abweisung der von Orgels willkürlich gezogenen Parallele. Die Erklärung des μὴ κατὰ πόδας διώκειν ist einfach genug: der Autor will damit sagen, daß wohl ein Nachrücken des Siegers stattgefunden hat, aber keine scharfe Verfolgung, und er meint damit dasselbe, was Zosimus 2, 23, 2 als Ergebnis der Schlacht von Adrianopel meldet, nämlich daß Licinius nach Byzanz floh und Constantin nachfolgte (Λικιννίου δὲ φυγόντος εἰς τὸ Βυζάντιον ὁ Κωνσταντῖνος κατόπιν ἐχώρει καὶ τὸ Βυζάντιον ἐπολιόρκει). Es liegt der Vita ganz fern, eine Kampfhandlung militärisch zu rechtfertigen oder zu entschuldigen; das auch

[1] So Vittinghoff a. O. S. 357.

bei Zosimus bemerkte langsame Nachrücken Constantins gibt ihr nur Anlaß, die Milde des Siegers und die Verstocktheit des Besiegten auszumalen. So fügt sich auch diese Angabe der Vita in den Ablauf des zweiten Krieges, wie er von unseren Quellen dargestellt wird. Damit entfallen auch die übrigen Folgerungen von Orgels. Die auch von ihm zugestandene Möglichkeit, 2, 10 auf die Schlacht von Adrianopel, 2, 11 auf die Flucht nach Byzanz und über das Meer zu beziehen, wird zur Gewißheit.

In der Interpretation von 2, 12—14 gehen wir einig mit Orgels (S. 601—605). Nach kurzer Erwähnung in 2, 12, 1, Constantin habe die Notwendigkeit einer zweiten Feldschlacht erkannt (ἐπεὶ ἑώρα δευτέρας αὐτῷ δεῖσθαι πολέμου παρατάξεως), bringt die Vita eine breite Darlegung des tugendhaften Verhaltens des Kaisers in solcher Lage, ohne ein besonderes historisches Ereignis ins Auge zu fassen. Auch die Schilderung in 2, 12, 2, wie Constantin aus mystischem Gebet heraus zur Schlacht aufgesprungen sei und den Sieg gewonnen habe, ist in diesem allgemeinen Sinn zu bestehen. Mit Recht sagt Orgels, daß man hier nicht mit Grégoire an die zweite Schlacht des ersten Krieges denken dürfe. Wir stimmen ihm völlig bei, wenn er feststellt, daß am Ende von 2, 14 die im Resumé angekündigte zweite Schlacht noch nicht stattgefunden habe (S. 605).

In der Erklärung von 2, 15 gehen die Meinungen seit langem auseinander. Wir erfahren hier, Licinius habe heuchlerisch um Erneuerung der Freundschaft gebeten, Constantin habe im Hinblick auf den Nutzen der Gesamtheit einen beeideten Vertrag gewährt; Licinius habe zum Schein die Einhaltung des Vertrags beschworen, im geheimen aber wieder gerüstet, ein neues Heer beschafft, Barbaren eingestellt, neue Götter gesucht. Orgels versteht den hier erwähnten Vertrag mit Grégoire als den Friedensschluß von 314. Den Umstand, daß nach seiner Interpretation — im Gegensatz zu Grégoire — die zweite Schlacht des ersten Krieges überhaupt nicht erwähnt ist, erklärt er mit dem Hinweis, unser Autor habe in einem besonderen Verfahren der Verkürzung von jedem der beiden Kriege nur eine Schlacht erwähnt, vom ersten Krieg nur Cibalae in 2, 10, vom zweiten nur Chrysopolis in 2, 17 (S. 605—608). Gegen diese Interpretation sprechen viele Gründe. Die Annahme, daß der Autor in Kap. 15 mitten im Satz vom Bericht über den ersten Krieg zum Bericht über den zweiten hinüberspringe und uns hier sofort die letzten Maßnahmen des Krieges, vor allem die durch Anon. Vales. 5, 27 gesicherte Heranziehung von Barbaren erzähle, ist ganz unmöglich; sie ist auch für einen Kontaminator unmöglich, wenn dieser überhaupt noch eine Vorstellung von zwei Kriegen hatte, was Orgels ja annimmt (S. 610). Sodann wird als Inhalt des Vertrags von Anon. Vales. 5, 18 der Friede, von Zosimus 2, 20, 1 Gemeinschaft und Bündnis genannt, beide berichten weiterhin über die damals getroffenen territorialen Abmachungen; die Vita Constantini spricht von einem beeideten Vertrag, ohne irgend einen Inhalt anzugeben. Offenkundig meint sie eine andere Sache. Mit Recht weisen

Franchi[1] und Vittinghoff[2] auf die Vita Constantini des Codex Angelicus hin, die von Verhandlungen weiß, die in Asien zwischen den beiden Gegnern durch Vermittlung des Bischofs Eusebius von Nicomedia geführt wurden, und weiterhin für Licinius die neue Kriegsvorbereitung, die Suche nach neuen Göttern und die Heranziehung von Barbaren meldet[3]. Wenn Orgels in einer weiteren Untersuchung den Nachweis führen wird, daß der hier vorliegende Philostorgius direkt von der eusebischen Vita abhängig sei, so betrachten wir die Interpretation, die Philostorgius seiner Quelle gab, als einen Hinweis, dem auch wir folgen können. Mit Tillemont haben Franchi und ich selbst in meiner früheren Untersuchung angenommen, daß der in 2, 15 erwähnte Vertrag in die Zeit zwischen der Räumung von Byzanz und der Schlacht von Chrysopolis zu setzen sei und so kurze Zeit gedauert habe, daß er von der übrigen Überlieferung überhaupt nicht festgehalten wurde. Besser scheint mir jetzt die Erklärung von Vittinghoff[4], die Vita habe eine Fühlungnahme zwischen den beiden Gegnern in einen beeideten Vertrag umgedeutet, um Licinius wieder einmal als vertragsbrüchig zu kennzeichnen und so seine spätere Bestrafung durch Constantin zu rechtfertigen. Diese Auffassung legt sich aus der Beobachtung nahe, daß unser Autor immer wieder Licinius als vertragsbrüchig, Constantin als vertragstreu und versöhnungsbereit darstellt (1, 50; 2, 6, 15, 16). Schließlich vermag die Interpretation von Orgels das Motiv der εἰρωνεία in 2, 15 nicht zu erklären. Beziehen wir die Verhandlungen des Licinius auf die letzte Phase des zweiten Krieges, so erhält die Heuchelei des Licinius ihre Begründung in dem Bestreben des Kaisers, Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen. Nehmen wir dagegen an, ein später Bearbeiter der eusebischen Vita habe für 2, 15 eine Darstellung des ersten Krieges und des ihn beendenden Friedensschlusses als Vorlage gehabt, so wird die Heuchelei, die dem östlichen Herrscher zwar den Frieden, aber auch große Gebietsverluste einbrachte, vollkommen sinnlos. Ähnliches gilt für das in 2, 16 erwähnte Verhalten des Constantin: dieser habe vor der letzten Schlacht noch gezögert, ὡς ἂν μὴ πρότερος κατάρχοι τοῦ πολέμου ὧν ἐπεποίητο συνθηκῶν εἵνεκα. Mit κατάρχειν τοῦ πολέμου kann hier nur der offene Beginn der Schlacht, nicht der des Krieges gemeint sein; denn in 2, 15 ist ja bereits festgestellt, daß Licinius im geheimen πάλιν πολέμου καὶ μάχης κατῆρχεν. Unser Autor hat also den am Ende von 2, 16 genannten Vertrag als ein Abkommen verstanden, das im Verlauf dieses einen Krieges abgeschlossen war.

Daß in 2, 16—18 der Ausgang des zweiten Krieges gemeint ist, steht allgemein fest. So können wir nun als Ergebnis unserer Untersuchung zusammenfassen, daß in dem ganzen Abschnitt der Vita Constantini über den Konflikt zwischen Constantin und Licinius sich nirgends ein Hinweis auf den ersten

[1] a. O. S. 53f. [2] a. O. S. 355, Anm. 66a.
[3] Philostorgius ed. J. Bidez, S. 180, 16ff.; Byzantion 9 (1934), S. 555f.
[4] a. O. S. 356f.

Krieg findet. Die Bemühung von Orgels, die Lücken in der Argumentation von Grégoire zu schließen, ist gescheitert. Die eusebische Vita Constantini spricht nur über den zweiten Krieg, der als Religionskrieg für die Betrachtungsweise des Verfassers allein ergiebig war; sie verhält sich darin genau wie die eusebische Kirchengeschichte, die als Vorlage überall greifbar ist.[1] Unter den Gründen, die für eine spätere Abfassung oder Bearbeitung der eusebischen Vita Constantini angeführt werden, sollte der Hinweis auf den Bericht über den Konflikt zwischen Constantin und Licinius künftig nicht mehr begegnen.

Tübingen JOSEPH VOGT

[1] Vittinghoff a. O. S. 353ff. — Von den Späteren kennt auch Socrates 1, 3f. nur einen Krieg. Dagegen weiß Sozomenus 1, 6f. von zwei Kriegen: er bewahrt vom ersten Krieg noch den Namen der Schlacht von Cibalae, erwähnt die Religionsfrage als Motiv erst für den zweiten Krieg und kennt von diesem ein Operieren zu Land und zur See; er hat also andere Quellen zu Rate gezogen.

REZENSIONEN

H. Bengtson, *Handbuch der Altertumswissenschaft III. 4. Griechische Geschichte von den Anfängen bis in die römische Kaiserzeit.* München 1950. DM. 46,—.

As is said in the Preface, this book replaces R. von Pöhlmann's *Griechische Geschichte und Quellenkunde,* and is not a *"politisches Lesebuch"* but a typical *"Handbuch,"* an *"Arbeitsinstrument"*. It does not aim at the personal quality which made von Pöhlmann's book so individual in originality of thought. But it should be said at once that it achieves its declared purpose.

The intention of the author, to bring up to date the account of known evidence and the modern work on it, has been pursued with great learning and energy, and international scholarship will be grateful for the attention paid to German writings of the last decade and more, during which it has been so hard for many to keep in touch with it. It would be too much to expect that the prevailing currents of German scholarship in those years should not have carried Dr. Bengtson farther in some directions than an English student of ancient history would find it easy to follow him. The sense of the effectiveness of race in moulding the course of history, an impatience with material failure, a reaction against a liberalistic interpretation of Greek political thinking, had, almost inevitably, marked the work of many German historians. It is possible to overcorrect a romanticism of liberty by a romanticism of power, and to be realistic beyond reality. It seems, indeed, to the present reviewer, that Dr. Bengtson has somewhat underrated the spiritual achievement of the Fifth-century city-state and also the work of a few of his compatriots whose writings ran counter to the dominant doctrines of the time. He has, however, shown great industry and openmindedness in referring to the recent contributions of scholars of other countries which proceed from rather different premises to his own. And even where his conclusions may not wholly commend themselves, they are based upon a very firm handling of the evidence, and an enviable range of learning. This *"Arbeitsinstrument"* will long retain its value, and no serious student of Greek history will be well advised if he neglects to make use of it.

In his discussion of early chronology, Dr. Bengtson adopts conclusions, largely based on those of F. Schachermayr, which are bound to remain disputable. In the account of the rise of the city-state the idea of a place of refuge is, perhaps, too readily discarded, and the influence of the divine sanction of the Assyrian state in the eighth century by way of the Greeks of Asia Minor, to whom the beginnings of the *Polis* are attributed, is, perhaps, too readily assumed. The effect of the colonizing period (750–650 B.C.) is justly stressed as a manifestation of a spirit of expansion, even if it is not easy to believe that Thessaly, Boeotia and Attica played any significant part in its early stages.

In the account of the early aristocracies, the development of the Hoplite army, the first lawgivers, the beginning of Tyranny, the structure of the Spartan State and the economic stresses especially in Attica, there are details about which scholars are bound to disagree, and few will be found ready to follow Dr. Bengtson everywhere. But this would be true of any account propounded by any historian who had not access to some higher source of enlightenment than the evidence, so often partial and so often difficult to interpret with confidence.

The interaction of Persia and the Greeks is introduced by a fairminded appreciation of the character and achievements of the Persian Empire from Cyrus to Darius I., which

leads up to the conclusion (p. 124): "Nicht aus dem Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft, sondern aus der Unfähigkeit, sich gegenseitig zu verstehen, aus der inneren Fremdheit der Völker heraus ist der weltgeschichtliche Kampf der Griechen und Perser geboren worden." Not everyone will agree with this, but it is a salutary warning against an oversimplification of the issue.

The picture of the Greek powers that follows may go too far in stressing the military hegemony of Sparta, for it is at least doubtful if Sparta could call out the forces of her allies (p. 124) without a previous decision on their part to engage in a League war. The difficult question of the meaning of *Isonomia* is not solved by the dictum (p. 134): "Die attische ,,Isonomie" war im Gegensatz zu dem spartanischen Militärstaate entstanden, sie war ein Fremdkörper inmitten der aristokratisch regierten Gemeindestaaten in Griechenland." The political and military history of the Fifth century, is based on a wide knowledge of the sources and the modern literature, and well serves the purpose of the book. It is impossible not to admire the care devoted to a theme with which, it may be suspected, the author has an imperfect sympathy. The narrative of the first third of the Fourth century seems to the present reviewer to underrate the strength and purpose of the older Greek powers and overrate the strength and purpose of the Persian monarchy. This is a general judgment which cannot be substantiated within the framework of a review, and it is only advanced as a personal opinion. Dr. Bengtson rates the intellectual achievement of Fourth-century Athens very high. Indeed, he goes so far as to say of Platonism "es war die größte Umwälzung, die das abendländische Denken vor dem Auftreten Jesu Christi erfahren hat." But it may be going too far to say that the Fourth Century was "overshadowed by the death of Socrates" (p. 235).

The new epoch — das Zeitalter des Hellenismus — begins at 360 B.C. "The Battle of Mantinea marks the end of that period of Greek History which derives its character from the city-state" (p. 266). It is possible to doubt whether the author has not arrived rather too early at the graveside of the city-state, though he is careful to call attention to what its achievements were to mean in the ecumenical significance of what is usually called the Hellenistic age.

The generation that lies between Dr. Bengtson and von Pöhlmann has witnessed a great advance in historical understanding of the age that begins with Alexander the Great, an advance in which the author has himself played a distinguished rôle. This part of the book, which is not too narrowly limited to what is specifically Greek (see e.g. p. 469), is admirably conceived and worked out. There are many large questions, as of the precise significance of Alexander, of ruler-cult and of the relations of the Succession Kingdoms to the Greek cities, on which the last word has not been said, but those who are inclined to reach different conclusions than those in this book, or to lay the emphasis elsewhere, will have to take careful notice of what is here to be found. It fully justifies the author's hope that a future generation will find in it a foundation for further research and interpretation.

The author has fortunately conceived his task to attempt an interpretation of the Greek world under the Roman Empire. As he hastens towards the inception of this he passes rather too quickly over the later phases of the Hellenistic epoch. It might, for instance, be in place to discuss the adaptation to Roman policy of the diplomatic practice of the Hellenistic states; and the disconcerting effect of the Roman interpretation of *fides* and *deditio*. It is rarely indeed that a reader can complain of short measure, but the present reviewer at least would wish for more than thirteen pages on what happened to the Greek world between 88 and 30 B.C., and the one reference to L. Lucullus (p. 484) hardly does justice to his action in Asia. But when we reach what Dr. Bengtson modestly calls a sketch of the Greek world under the Roman Empire, there is much to admire. The judgment of what Roman rule meant for good or evil (see p. 512) to the Eastern half of the Empire from

Trajan to Marcus Aurelius is balanced and fairminded. The brief renaissance of Hellenism under Gallienus (p. 522) is a gleam of light before darkness descends on the long life of the Greek community as the home of a real, if at times restricted, civic life. And even when the lamps had gone out in many lands, there is truth in the last sentence of the book: "In der Geschichte des byzantinischen Reiches ist die griechische Bildungsidee zu allen Zeiten lebendig geblieben und mit ihr das große Beispiel der hellenischen Vergangenheit."

Every student of Greek History who reads a book of this range will find, within the ambit of his special interests, some generalization that seems to him to go too far or some detail which seems to him unprecise or disputable. For example, a student of the Macedonian monarchy may find the distinction between a Wahlkönigtum and an Erbkönigtum in early Macedon too sharp (p. 412) and the dictum about the Antigonids that, till Philip V, the King was "de iure nichts anderes als der primus inter pares seiner adligen Hetairoi; nur die königlichen Ehrenrechte hatte er vor ihnen voraus," (p. 405) too sweeping. Or a student of Spartan history may regret the acceptance of Luria's explanation of the Ephors as *Himmelsbeschauer* (p. 106) or the description of the victor of Plataea as "King" Pausanias. A student of Attic history may think it is rash to follow Hommel's view that the 12 pre-Cleisthenic Trittyes were the Attic States of Philochorus (p. 132) in view of what W. S. Ferguson has written in *Class. Stud. presented to E. Capps* pp. 151ff., and he may not find it easy to believe that the Battle of Oenoe would have appeared on the *Stoa Poikile*, if only volunteers from Athens had taken part in it (p. 193), however much he may sympathize with a historian who feels bound to chart the position of that derelict in the seas of history (or myth). But what specialists might cavil at is trifling compared with what specialists will approve.

Scholars who find their writings quoted may at times believe them to be dismissed too lightly or stated less than exactly. On p. 196 n. 2, for example, Gomme should not be included among those who reject the Peace of Kallias in view of his *Historical Commentary to Thucydides I*, p. 332ff. P. 323 n. 2 does something less than justice to Tarn's discussion of the Persian forces at Gaugamela. It is not unjust to criticize an over-abstract legalism and some omissions in Heuss, *Stadt und Herrscher*, but to say that it is "historisch nicht brauchbar" is, on the natural interpretation of the words, too curt a dismissal of a valuable collection of material. In general, the reviews of modern literature on each main topic are to the point and judicious. To what is said on p. 431f. *Zum Königsbild des Hellenismus* may be added a reference to the elaborate investigation of L. Delatte, *Les Traités de la royauté d'Ecphante, Diotogène et Sthénidas*, (1942), which goes some way at least to undermine what has been the orthodox view of the Hellenistic date of certain writers on Kingship cited in Stobaeus.

It is proper to make such observations as these, but not to end with them; one must emphasize once more how great a debt is due to the author of this book for his diligence and learning in detail, and his breadth and depth in synthesis and interpretation.

Cambridge F. E. Adcock

Léon Homo, Vespasien, l'empereur du bon sens (69—79 ap. J.-C.) Paris, A. Michel o. J. (1949), 400 S.

Der 'bon sens' des Vespasian ist sozusagen der rote Faden, der sich durch diese 400 Seiten starke Monographie vom wohl gewählten Titel bis zur letzten Seite hindurchzieht. Anders als in seinem vor bald einem halben Jahrhundert erschienenen ‚Essai sur le règne de l'empereur Aurélien' verzichtet der verdienstvolle greise Forscher in diesem anscheinend

für einen weiteren Leserkreis bestimmten Buche darauf, in die wissenschaftliche Diskussion einzugreifen; er will nur erzählen und darstellen, was ihm auch vortrefflich gelingt. Mit innerer Anteilnahme schildert H. lebendig und anschaulich den erstaunlichen Aufstieg, die schwierige Machtergreifung, die kernige Persönlichkeit und das segensreiche, lange nachwirkende Regiment dieses zweiten Augustus, der doch aus viel derberem Holze geschnitzt ist als der Begründer des Prinzipats (vgl. S. 194). Mit Vespasian, dem „romanisierten Sohn des Sabinerlandes" (S. 172) ist die italische Bourgeoisie auf den Thron gelangt; dieser Schicht hatte übrigens auch Augustus' Großvater C. Octavius, der nummularius aus Velitrae, angehört, was zu S. 10, wo von den „grands seigneurs" der julisch-claudischen Dynastie die Rede ist, zu bemerken wäre. Nicht erst bei Vespasian, sondern schon bei Augustus war der ausgeprägte Sinn für finanzielle Angelegenheiten eine ererbte Eigenschaft. Die spärlichen Angaben des Kaiserbiographen Sueton über Vespasians Jugend (S. 15f.) lassen sich durch die wahrscheinliche Vermutung eines längeren Aufenthaltes in Aventicum (Avenches) bereichern (s. F. Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit, 3. Aufl., Basel 1948, S. 197, Anm. 3 auf Grund von Mommsens „genialer Ergänzung" der Inschrift CIL XIII 5138).

Für weite Strecken bietet H. nichts als eine geschmackvolle Paraphrase von Tacitus, „notre grand témoin" (S. 139), und von Josephus, in die er mitunter wörtliche Übersetzungen aus den ‚Historien' und aus dem ‚Jüdischen Krieg' einschaltet; so wird S. 127 mit „donnons la parole à Tacite" eine seitenlange Übertragung von Tac., hist. III 82—85 eingeleitet und entsprechend S. 273ff. mit Josephus' farbigem Bericht über den großartigen Triumph, den Vespasian und Titus nach Beendigung des furchtbaren jüdischen Krieges gemeinsam gefeiert haben, verfahren. In dem „Les problèmes de l'heure' betitelten Abschnitt erscheint der 17-jährige Nero als Urheber des von ihm im Senat verkündeten Regierungsprogramms (S. 162f.). Wie bezeugtermaßen die laudatio funebris, die Nero auf Claudius zu halten hatte, so dürfte auch die ‚Thronrede' von Seneca stammen. Umgekehrt weist H., wie schon A. Momigliano, CAH XI, S. 712f., dem Seneca und Burrus den utopisch-demagogischen Plan einer radikalen Abschaffung der Zölle und indirekten Steuern zu (S. 164), obwohl Tacitus (ann. XIII 50) in diesem bezeichnenden Fall über die selbstherrliche Initiative keinen Zweifel läßt (vgl. was ich Gnomon 23, 1950, S. 109 bemerkt habe). Anschließend werden gar die drei Kapitel des Tacitus (ann. XVI 1ff.) über die Tragikomödie eines närrischen, von dem geldbedürftigen Nero protegierten Schatzsuchers aus Karthago in extenso übersetzt (S. 165/7; statt „trésors de Néron" (S. 167, Z. 1f.) lies: tr. de Didon). Diese Geschichte, bei Tacitus gewissermaßen das Satyrspiel zum Drama der pisonischen Verschwörung, hat mit dem vorliegenden Thema eigentlich nichts zu tun.

Leider ist das gut geschriebene, mit 16 Bildtafeln geschmückte Buch recht nachlässig gedruckt; insbesondere die Namen — ein Register fehlt — haben darunter zu leiden. Mit „Togodunum, le fils du roi défunt des Cativellauniens (lies: Catu-), Cunobella" (S. 23) ist Togodumnus, der Sohn des Trinovantenkönigs Cunobel(l)inus gemeint. Der Spitzname Cybiosactès (S. 307), mit dem die Alexandriner den kaiserlichen Steuertechniker bedachten, bleibt ebenso unerklärt wie das zu „Marbonia" entstellte Morbovia (Sueton, Vesp. 14). Die Cugerni sind zu „Gugerues" (S. 233) verdruckt usw., usw. Ein Versehen des Autors ist die Brandmarkung des Octavius Sagitta als „délateur fameux" (S. 215). Das in Ardea gefundene griechische Gedicht auf die germanische Seherin Veleda, deren Überführung nach Rom S. 332 erwähnt wird, konnte noch nicht berücksichtigt werden.

Die angehängte Bibliographie ist von Fehlern nicht frei und so summarisch gehalten, daß sie die geringe wissenschaftliche Brauchbarkeit dieser an sich bestens unterrichtenden Monographie, der eine sorgfältigere Edition gebührt hätte, nicht zu erhöhen vermag.

Berlin ERNST HOHL

Santo Mazzarino, *Fra oriente e occidente* (*Ricerche di storia Greca arcaica*). Firenze: "La Nuova Italia" editrice 1947. VIII, 411 S. 8⁰.

Schon vor einiger Zeit hat W. Enßlin (DLZ 73, 1952, 543—8; vgl. auch F. Carrata, Aegyptus 30, 1950, 101—5) die reiche Fülle des von M. in dem vorliegenden Werk gebotenen Materials in eine kurze Besprechung zu bannen versucht und dabei die vielen neuen Anregungen und Aspekte des Buches, die Sicherheit der gezogenen Folgerungen, die Genauigkeit der Textinterpretationen und die mustergültige Nennung und Verwertung der modernen Literatur gebührend hervorgehoben. Eben weil diese Aufgabe einer sorgfältigen Inhaltsübersicht schon erledigt ist und weil umgekehrt W. Ensslin — auf Grund seiner bewußten Beschränkung auf die Tätigkeit des Referierens — zu einzelnen Problemen nicht kritisch Stellung genommen hat, glauben wir, den Dank für die Leistung des italienischen Gelehrten am besten in der Form abstatten zu können, daß wir einzelne seiner Thesen einer Nachkontrolle unterziehen, sie gelegentlich unter dem Gesichtspunkt der seitdem veröffentlichten Forschungen auf ihre Tragfähigkeit prüfen und einige Versehen bzw. Ungenauigkeiten korrigieren. —

Nach dem einleitenden Kapitel, in dem über die Schicksale der Problematik Hellas-Orient in der wissenschaftlichen Forschung der Neuzeit referiert wird, widmet M. dem Begriff Asia eine historisch-semasiologische Untersuchung, die sich vor allem auf die drei Jahrhunderte griechischer Geschichte bis zu den Perserkriegen erstreckt — den Zeitraum also, dem überhaupt die Forschungen seines Buches gelten. Es geht M. darum zu zeigen, daß das für die abendländische Geschichte so bedeutsame Begriffspaar Asien-Europa weder im Wortlaut noch in der — für uns wie für die Griechen des 5. Jh. — mit diesem Wortlaut untrennbar verbundenen synkritisch wertenden Sinnerfülltheit weiter zurückgeht als bis in die Zeit der Perserkriege. Die beiden Namen allerdings sind uralt; aber wer diese Namen bereits in einer vorgeschichtlichen Frühzeit zum Gegensatzpaar verbunden denkt, geht an den klaren Aussagen der Texte vorbei. M. hat verfolgt, wie die toponymische Bezeichnung Asia schrittweise von kleinen Ursprüngen zu ihrer weitumspannenden Bedeutung gelangt ist, und die großartige Konzeption aufgezeigt, durch die schließlich zu diesem neuen Begriff der Gegenbegriff, das Komplement erfunden und ihm konfrontiert worden ist: Europa. Die historischen Parallelen zu der Entstehung der ganz ähnlichen Komplementärbildung: Hellenen-Barbaren, die ja ebenfalls erst das Produkt einer über Jh. sich erstreckenden Entwicklung darstellt, liegen klar zutage und sind von M. auch richtig gezogen, der hier in ausgezeichneter Weise eine Vorstellung von dem schillernden, vieldeutigen und letztlich undefinierbaren Begriff des Nationalbewußtseins im frühen Griechentum zu geben versucht hat.

Daß das Wort Asien erst gegen Ende des 6. Jh. zur Erdteilbezeichnung geworden ist, daß die Ausdehnung des Namens in letzter Instanz durch politische Vorgänge — Ausdehnung des lydischen Reiches, politische Nachfolge der Perser — begünstigt worden ist, leuchtet ohne weiteres ein. — Es ist schade, daß M. das Buch von H. Th. Bossert „Asia" (1946) noch nicht hat verwerten können, durch dessen Ergebnisse die Beweisführung M.s teils gestützt wird, in manchen Punkten aber auch modifiziert werden muß. Bossert beweist für die Zeit des Neuen hethitischen Reiches die Existenz eines Großreiches Aššuwa in Westkleinasien, das mit dem in ägyptischen Urkunden genannten ỉsj·j (= Asia) sprachlich und sachlich identisch ist, — eines Reiches, dessen Kern das spätere Lydien bildete und das von einer „hethitischen" (im weiteren Sinn) Volksgruppe bewohnt wurde; damit werden die von verschiedenen Gelehrten[1], auch von M. akzeptierten Vermutungen E. Forrers

[1] U. a. von P. Kretschmer, F. Schachermeyr, K. Bittel, A. Goetze (allerdings mit Variationen im einzelnen); B. Hrozný, Die älteste Geschichte Vorderasiens 1940, 129; Ancient history of Western Asia, India and Crete 1951, 133, verbindet Aššuwa wenig überzeugend mit der troischen Stadt Assos.

(Aššuwa ∼ Asia) auf eine sichere Basis gestellt[1]; andererseits erhält M.s Geschichte des Asia-Begriffs in der archaischen Zeit des Griechentums eine geringe, aber doch bemerkenswerte Abwandlung: „Nach dem Zusammenbruch Asia's infolge der Völkerverschiebungen des beginnenden 12. Jh. v. d. Z. wird der Asia-Begriff zwangsläufig auf das spätere Lydien, wohl das Kernland Groß-Asia's, eingeengt worden sein; anzunehmen, daß die Kunde von dem einst viel umfangreicheren Asia erlosch und daß die ionischen Geographen den Namen für einen gewaltigen Erdteil von einem verhältnismäßig unbedeutenden Landstrich „Asia" ableiteten, scheint aller Logik und Erfahrung zu widersprechen" (Bossert a. O. IV). —

Es scheint mir notwendig darauf hinzuweisen, daß die rein onomastischen Fragen, die sich an den Namen Asia knüpfen, noch keineswegs in befriedigender Weise gelöst sind. Zwar hat Bossert die Bedeutung („Land des Heils") und Bildungsweise des heth. Namens m. E. überzeugend — und zwar aus heth. Sprachgut — aufgehellt; aber auffällig bleibt, daß der ON-Stamm **as*(*s*)- über das Gebiet von Aššuwa hinaus in einem Großteil des Aegäisgebietes zu Hause ist und ein ähnlich weites Verbreitungsgebiet besitzt wie zahlreiche andere der sog. „vorgriechisch-kleinasiatischen" toponymischen Bezeichnungen und Bildungen[2]. Vor allem — und damit kompliziert sich die Sachlage weiterhin — ist m.E. das homerische Ἄσιος (Ἄσιος λειμών B 461 in Lydien, nach M. der Ausgangspunkt für die Ausbreitung des Namens) und der erst nachhomerisch bezeugte Landschaftsname Ἀσία sprachlich überhaupt nicht zu vereinigen. Das homerische Wort hat langes α, dagegen ist bei Archilochos, Sappho usw. das α kurz gemessen, wie in dem heth. Wort. Es ist hier nicht der Ort, auf die linguistischen Kontroversen, die sich um dieses Problem entsponnen haben[3], im einzelnen einzugehen und den ganzen, wohl nicht eindeutig lösbaren Fragenkomplex darzulegen. Auf alle Fälle stecken m. E. in den zahlreichen ähnlich klingenden ON usw. (mindestens) 2 ursprünglich verschiedene Wurzeln:

1. **ăs-*; von ihr ist u. a. die — auf „heth." Ursprung (*ăsi[i̯]a* ∼ *ăsuu̯a*; vgl. Bossert a. O. 69) zurückgehende — Landschaftsbezeichnung Ἀσία (zuerst Archilochos fr. 23 D³ und Mimnermos fr. 12,2 D³) abgeleitet.

2. **hāss-*; sie liegt z. B. in dem troischen ON *Ἁσσός (mit aiol. Psilose Ἀσσός; die Bewohner dieser Stadt heißen in den attischen Tributlisten ΗΕΣΣΙΟΙ[4]) vor, vielleicht auch in dem mythischen Namen Ἡσιόνη: ihn trägt die — wohl schon in der vorhomerischen Sage wurzelnde — Tochter des troischen Königs Laomedon, während er der Gattin des Prometheus, von der M. allein spricht, sicher erst viel später beigelegt worden ist. In ähnlicher Weise wie der PN Hesione scheint von unserer „2." Wurzel das Ethnikon Ἠσιονεῖς abgeleitet, das Kallinos (fr. 5 B) zur Bezeichnung der Lyder verwendet haben soll. Während diese Ethnikonbildung auf -ιονεύς und -ιόνη sehr seltsam und altertümlich wirkt (vergleichbar ist nur weniges: etwa Κεβριόνης und Ἰλιονεύς), ist die vielleicht ebenfalls hierher gehörige Ableitung Ἄσιος weniger auffällig; so heißt bei Homer der Vater des Phainops aus Abydos (P 583), der Sohn des Akamas aus Troia (M 140 u. p.), der Bruder Hekabes, der am phrygischen Sangarios wohnt (Π 717), und der Sohn des Hyrtakos aus Arisbe in der Troas (B 837 u. p.); dazu kommt der berühmte Ἄσιος λειμών an den Ufern des lydischen Kaystros. Für die Namen der Hesione und der Männer aus Abydos, Troia und Arisbe

[1] Die von M. mehrfach erwähnten berühmten hieroglyph.-heth. Karabel- und Sipylos-Inschriften gehören damit zu diesem Reich Aššuwa und haben mit den Hethitern (im engeren Sinn) von Ḫattušaš nichts zu tun.

[2] Vgl. W. Brandenstein ZONF 11, 1936, 76; Bossert a. O. 2.

[3] J. Wackernagel, Sprachl. Unters. zu Homer 1916, 87,2; dagegen H. Jacobsohn KZ 57, 1930, 89,1; 105,1.

[4] Zum Sprachlichen vgl. u. a. P. Kretschmer Gl. 28, 1940, 252; A. Schmitt, Der Buchstabe H im Griechischen 1952, 44f. (m. Anm. 20).

könnte man an Zusammenhang mit Assos in der Troas denken, dagegen nicht für den Phryger Asios; für das lydische "Ασιος läßt sich vielleicht an die lydische Stadt 'Ασσός bei Atarne (Steph. Byz.) erinnern; ebenso für den Namen des Vaters der Niobe 'Ασσάων. —

D. h. also: 'Ασίη (mit ᾰ) bezieht sich in den frühesten Bezeugungen des Namens (Archilochos und Mimnermos) auf das (lydisch-)kleinasiatische (Küsten-)Gebiet. Von diesem 'Ασίη ist sprachlich der lyd. "Ασιος λειμών der Ilias zu trennen. Die anderen Ableitungen von dem langvokalischen ON-Stamm gehören auch anderen Gebieten Kleinasiens (z. B. der Troas und Phrygien) an und hängen mit der Asischen Wiese nur sprachlich — auf Grund der weiten Verbreitung dieses uralten Namensstammes — zusammen[1]. Weder die troischen noch der phrygische Träger des Namens sagen etwas über die sekundäre Ausbreitung des Begriffes 'Ασίη (mit ᾰ) aus. Damit fällt auch der unerträgliche Zwang, die Iliasstellen, in denen Träger des Namens "Ασιος (mit ᾱ) erwähnt werden, in die 2. Hälfte des 7. Jh. herabzudatieren[2].

Die sehr frühe Bezeugung des Wortes 'Ασία bei Sappho (fr. 55 a, 4 D[2]) ist bisher nur am Rande erwähnt worden. M. setzt Sappho in die Mitte des 6. Jh. und glaubt in der Verwendung des Wortes Asien bei der Dichterin eine neue Erweiterung feststellen zu können: „Asien" bezeichne hier schon Kleinasien einschl. Kilikien.

Die Spätdatierung von Sappho und Alkaios ist von M. schon früher vertreten worden und scheint hier durch das historisch-semasiologische Indiz der „Entwicklung" und Ausbreitung des Asia-Begriffs (Fortschritt bei Sappho gegenüber Mimnermos) eine Bestätigung zu erfahren. In fr. 55 a D[2] [3] ist die feierliche Einholung der Braut Andromache durch Hektor verherrlicht; der Herold verkündet, daß dem Lande von Ilion und dem anderen Asien unvergänglicher Ruhm nahe (v. 3ff.). Die Wendung „anderes Asien" soll zweifellos die Heimat Andromaches mit einbeziehen; aber da ebenso wie die allgemeinen Voraussetzungen des Gedichtes so auch die topographischen Details aus Homer (vor allem Z 395ff.) stammen, ist eben auch bei Sappho nicht das kilikische Land im SO Kleinasiens, sondern Kilikien in der Troas (mit der Hauptstadt Theben am Plakos, vgl. v. 6) gemeint[4]. — Das Sappho-Zeugnis fällt demnach als Bindeglied in der Beweiskette zwischen dem

[1] Auffällig ist, wie bei Aischylos die gleichbedeutenden Bildungen Ἀσίς (Pers. 763) — adjekt. Abltg. wie "Ασιος — und Ἀσιάς (γῆ Pers. 249) — adj. Abltg. von (urspr. adj.) 'Ασία — nebeneinander stehen.

[2] Auch in dem interessanten Abschnitt, in dem die Tradition über den lydischen Dynastienwechsel (Herakliden-Mermnaden) mit beachtlichen Argumenten angezweifelt wird, werden 2 Homerstellen (B 864ff., Y 382ff.) aus geschichtlichen Erwägungen in den Anfang des 6. Jh. herabdatiert — m. E. ohne Zwang. Die Γυγαίη λίμνη braucht ihren Namen nicht von dem uns bekannten Lyderkönig Gyges des 7. Jh. zu haben: In der lydischen Königsreihe tauchen dieselben Namen immer wieder auf (ähnlich z. B. bei den Phrygern der Königsname Midas) und so kann der maionische See Homers auch von einem früheren König (oder Adligen) desselben Namens Gyges benannt sein, zumal dieser Name ja uralt und echt-lydisch zu sein scheint (die etymol. Entsprechungen im Heth. und Lyk. *ḫuḫḫaš* und *kuga-* sind dort appellativisch [„Großvater"] verwendet; vgl. H. Pedersen, Lykisch und Heth. 1949, 25f.; M. Grošelj, Živa antica 1, 1951, 256, 264).

[3] Die Frage, ob das Gedicht zu Recht der Sappho abgesprochen wird (so zuletzt wieder W. Schadewaldt, Sappho 1950, 48ff.), kann hier unerörtert bleiben. Es wird auf alle Fälle in Zeit und Umgebung der Dichterin gehören.

[4] Wie diese homerische Vorstellung von einem troadischen Kilikien historisch zu bewerten sei, wird verschieden beurteilt; vgl. u. a. F. Sommer, Münch. Ak. Abh. 9, 1934, 71; A. Erzen, Kilikien bis zum Ende der Perserzeit, Diss. Leipzig 1940, 54; H. Bengtson, Gnomon 18, 1942, 208ff.; F. Miltner, Klio 17, 1942, 153.

Zeugnis des Mimnermos und dem Dareios-Brief an Gadatas (Syll.³ 22) aus. Und weiterhin schwindet damit auch die Möglichkeit, von der Seite der Bedeutungsuntersuchung (Ausgreifen des Asia-Begriffes) den Spätansatz der lesbischen Dichter zu stützen, der auch aus anderen Erwägungen heraus abzulehnen ist[1]. — —

Die Frage nach den Beziehungen zwischen Griechen und Orientalen in den sog. „dunklen Jh." der griechischen Geschichte spielt in den Darlegungen M.s naturgemäß eine große Rolle. Auf welche Art und Weise die Griechen mit dem Orient bekannt geworden sind, auf welchen Wegen der kulturelle Austausch vor sich gegangen ist, in welchem Maße die Griechen damals östliche Einflüsse aufgenommen und wie sie dieselben verarbeitet haben, — zu all diesen Fragen hat M. manche förderliche und wegweisende Gedanken beigesteuert, die sich durch vorsichtige Interpretation ebenso wie durch scharfsinnige Kombination auszeichnen.

M. glaubt vor allem zwei „Wege" feststellen zu können, auf denen die Griechen orientalisches Kulturgut übermittelt bekommen haben: den „phoinikischen" und den „kleinasiatisch-ionischen" Weg; d. h. auf der einen Seite sind die Phoiniker als Träger und Verbreiter östlicher Kultur — vor allem über Kreta — in die Aegäis gekommen; andererseits haben die Hethiter, bzw. die Völker und Staaten, die in der Zeit nach dem Sturz des Neuen hethitischen Reiches dessen politische und kulturelle Nachfolge angetreten hatten[2], zahlreiche orientalische, vor allem mesopotamische kulturelle Errungenschaften an die kleinasiatischen Griechen vermittelt. Der Gedanke ist sehr fruchtbar, doch liegt es in der Natur der Sache, daß bei der spärlichen literarischen Überlieferung über die „dunklen Jh." und bei der recht lückenhaften archäologischen Durchforschung vor allem der kleinasiatischen Küstengebiete manches problematisch bleibt. Es seien hier nur einige Gedanken angedeutet, die sich aus neueren Arbeiten zur archaischen griechischen Geschichte ergeben und die die Dinge z. T. unter etwas anderer Perspektive erscheinen lassen können.

Wenn die Feststellungen der wichtigen Arbeit von C. M. A. Hanfmann über die „Archäologie im homerischen Kleinasien"[3] richtig sind — m. E. sind sie kaum widerlegbar —, dann würde das für die Beurteilung der „dunklen Jh." des Griechentums und somit auch für die Beurteilung der Ost-West-Beziehungen im Raum des östlichen Mittelmeeres von entscheidender Bedeutung sein. Nach H. kommen erst ab 800[4] Griechen von den ägäischen Inseln auf das anatolische Festland und beginnen erst damals, die dortigen Städte den Einheimischen zu entreißen[5]. Vorher liegen die Jh., in denen die Griechen in relativ vollständiger Abgeschlossenheit von der Außenwelt leben und keinerlei Tendenzen zur überseeischen Expansion zeigen. Umgekehrt liegt im 10. und 9. Jh. der Höhepunkt phoinikischer Machtentfaltung, die sich allerdings in erster Linie im westlichen Mittelmeerraum manifestiert. Und wie im östlichen Mittelmeerraum die handelspolitische Aktivität der Griechen erst im 8. Jh. richtig einsetzt, so löst sie zu derselben Zeit auch im Westen die phoinikische Kolonisation in gewissem Umfange ab. Die Hinweise M.s auf die meist übersehene Tradition über ionische Stadtgründungen innerhalb des phoinikischen Ausdeh-

[1] Vgl. H. Bengtson, Griech. Gesch. 1950, 111; M. Treu, Alkaios 1952, 111.

[2] Vgl. hierzu die Kombinationen, mit denen H. E. Stier den Wanderweg des Raupenhelmes aus dem hethitischen in den griechischen Bereich nachgewiesen hat: d. Ztschr. 1, 1950, 214ff.

[3] AJA 52, 1948, 135ff.

[4] H. T. Wade-Gery, The poet of the Iliad 1952, 9 (Anm. 26) verlegt den Termin ins 9. Jh. zurück.

[5] Von den Spuren mykenischer Kolonisation in Kleinasien (vor allem Milet), die aber nach 1200 wieder völlig der Barbarisierung verfallen ist, kann hier abgesehen werden. Vgl. Hanfmann a. O. 145; K. Bittel, Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte Kleinasiens² 1950, 68ff.

nungsbereiches (vor allem an der nordafrikanischen Küste) und die Ergebnisse von W. F. Albright[1] ergänzen sich in diesem Punkte.

Die Spuren phoinikischen Handels in der Aegäis zu der Zeit, als die Griechen selbst noch keinerlei Aktivität nach außen hin entfalteten, sind relativ gering und werden von M. etwas überschätzt[2]. Sicher sind damals gelegentlich phoinikische Händler nach Griechenland gekommen; das werden wir den Sagen und dem Epos, vor allem der Odyssee — sie schildert auch in diesem Punkte, wie M. richtig hervorhebt, Zustände vergangener Zeit —, wohl glauben dürfen. Aber von einer eigentlichen kulturellen Beeinflussung wird man in diesem Zeitraum wohl nicht sprechen dürfen; vor allem liegen in dieser Zeit nicht die Wurzeln der orientalisierenden Epoche der griechischen Kunst, die erst gegen Ende des 8. Jh. einsetzt und im 7. Jh. ihren Höhepunkt erreicht. Diese Kunstepoche muß mit der expansiven Aktivität der Griechen nach dem Osten zusammenhängen. Dagegen sind die Einwirkungen der phoinikischen Kunst auf die griechische in der vorangehenden, geometrischen Zeit ganz anderer Art, — eben so, wie wir sie bei der Annahme gelegentlicher phoinikischer Seeräuber- und Händlerfahrten nach Griechenland erwarten müssen. Es kann weder von einem eigentlichen phoinikischen Import — höchstens von einzelnen Importstücken — noch von einer tiefgehenden, fruchtbaren Einwirkung östlicher Beispiele auf die geometrische Kunst die Rede sein. Man hat wohl — z. B. in der Goldschmiedekunst und in der Elfenbeinbearbeitung — Erfahrungen an östlichen technischen Fertigkeiten und motivischen Vorstellungen, auch an der orientalischen „Fähigkeit, organische Werte zu sehen" gemacht, aber diese Form der fremden Einwirkung erklärt das Zustandekommen, das Wesen der griechischen Kunst nur sehr bedingt[3].

Es ist mit M. durchaus anzunehmen, daß die Phoiniker ihre Fahrten nach Griechenland oft über Kreta geführt haben — aus dieser Insel stammt z. B. der Fund eines von D. Ohly a. O. 107 erwähnten phoinikischen Elfenbeinwerkes des 9./8. Jh.[4] —, aber daß Kreta in der damaligen Zeit eine ganz hervorragende Rolle als Mittler zwischen Ost und West gespielt habe, ist nicht erweislich; es steht in demselben Maß wie das Mutterland in der echt griechischen geometrischen Überlieferung. (Übrigens kann von einer Vermittlerrolle Kyperns noch viel weniger die Rede sein; während der geometrischen Zeit ist diese Insel fast völlig gegen die Umwelt abgeschlossen; erst ab 650, also viel später als in anderen griechischen Gebieten, dringen dort orientalische Motive in die griechische Kunst ein. Vgl. C. Watzinger, Handb. d. Arch. 1. Bd. 1939, 830f., 848.) —

Die Auffassung, daß orientalisches Kulturgut im hethitischen Bereich Kleinasiens sich über die Zeit der Großen Wanderung hinweg erhalten habe und an die anatolische Westküste — und somit zu den Griechen — weitergegeben worden sei (M.s „2. Weg") ist zweifellos berechtigt[5]. Allerdings bedarf sie einiger Variationen, die sich z. B. daraus ergeben, daß

[1] AJA 54, 1950, 162ff., bes. 174f.

[2] An eine phoinikische Komponente im kultischen Bereich der Kabeiren (vor allem Samothrake und Lemnos) wird man kaum mehr denken dürfen; selbst die semitische Etymologie des Kabeiren-Namens ist keineswegs sicher. Vgl. dazu die umfassende Darstellung von B. Hemberg, Die Kabiren 1950 (bes. 135ff., 267f., 318f.).

[3] So D. Ohly, Griechische Goldbleche des 8. Jh. v. Chr. 1953, 107ff.; vgl. auch G. Lippold, Handb. d. Arch. 3. Bd. 1950, 10ff.

[4] Vgl. auch D. Levi, Hesperia 14, 1945, 1ff.

[5] Bei dieser Gelegenheit eine kurze Bemerkung zu den λ 521 genannten Κήτειοι, die vielleicht den alten Ḫatti-Namen tragen und die M. (S. 94) in einem „hieroglyphenhethitischen Staat", vielleicht dem von Tyana, sucht: M. E. wohnen die Keteier viel weiter westlich: In der Odyssee handelt es sich bei ihnen um die Leute des Eurypylos von Teuthranien, Alkaios (fr. 177 L = fr. 136 B. = M. Treu, Alkaios S. 88) bezeichnet so die Myser. Nach Strabo 13, 616 heißt ein Nebenfluß des Kaikos Κήτειος.

wir mit der Ankunft von Griechen in Kleinasien erst gegen Ende des 9. Jh. zu rechnen haben. Auch die kulturelle Kontinuität von dem Neuen Reich der Hethiter (von Ḫattušaš) zum lydischen Reich ist stark überschätzt, — sicherlich ist sie nicht so eng wie zu den späthethitischen Nachfolgestaaten im südostkleinasiatisch-nordsyrischen Gebiet. Der Grund ist, daß Westkleinasien, trotz gelegentlicher militärischer Unternehmungen der Hethiter nach dem Westen (vor allem unter Tutḫaliaš IV.), nie ein Teil des Ḫatti-Reiches gewesen war (vgl. das selbständige „Großreich" Aššuwa-Asia, zu dem auch die Spuren „hethitischer" Kultur am Karabel und am Sipylos gehören); und so findet Hanfmann (a. O. 147ff.) keine Anzeichen für ein wirkliches Überleben hethitischer Kulturtradition in den westkleinasiatischen Gebieten[1].

Immerhin bleibt einiges auffällig:

Im 10. und 9. Jh., als die Griechen bzw. die einzelnen griechischen Stammesgruppen in relativer Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt lebten und noch nicht in den kleinasiatischen Raum vorgedrungen waren und andererseits die Phoiniker sich auf gelegentliche Fahrten in den Aegäis-Raum beschränkten, — in dieser Zeit, wo von einer wirklichen Beeinflussung der griechischen Kunst durch östliche Vorbilder noch nicht die Rede sein kann, hat das Griechentum doch zumindest in zwei anderen Bezirken des geistigen Lebens entscheidende Anregungen aus dem Osten erfahren: Damals erfolgt die Übernahme der Schrift von den Phoinikern, und spätestens im 9. und im Anfang des 8. Jh. müssen m. E. zahlreiche mythologische Gedanken des Orients in die griechische Welt eingedrungen sein. Die Vorstellungen von der Abfolge der Göttergenerationen im Himmel und von den 4 Weltzeitaltern — um nur das Wichtigste zu nennen —, orientalische Konzeptionen, deren Vermittlung die Griechen sicherlich den Phoinikern verdanken[2], können aus hier nicht näher auszuführenden Gründen weder schon in der Mykenischen Zeit noch erst in der Epoche der Orientalisierenden Kunst nach Griechenland gekommen sein.

Andrerseits fällt es schwer, die Schriftübernahme und die Übermittlung östlichen

[1] M. liest in dem Hipponax-Gedicht, in der verschiedene lydische Örtlichkeiten erwähnt werden (fr. 3 D³), Z. 4: μνῆμα Τωτος μυταλιδα und denkt für Τωτος an eine Kurzform für Tutḫaliaš; μυταλιδα erinnert an den hethitischen Namen Muwatalliš. Aber abgesehen davon, ob man nicht lieber ganz allgemein an das für Gesamtkleinasien bezeugte Weiterleben der „hethitischen" Namengebung des 2. Jt. denkt (vgl. Myrsilos und Mytilene auf Lesbos, zwei Namen, die sprachlich zu heth. Muršiliš und Muwatalliš zu gehören scheinen, ohne daß bestimmte Beziehungen zu den uns bekannten historischen Gestalten vorzuliegen brauchen), ist die Lesart M.s ebenso wie die von Diehl (μνήματ' Ἄτυος Ἀττάλυδα) Konjektur, auf die man nicht allzuviele Schlüsse aufbauen wird. — Ein paar Worte zu den von M. (S. 293 m. Anm. 867) angeführten angeblich „gräzisierenden" Götternamen der Lyder. *hũdãnś tavśaś* ist keineswegs der Zeus von Hyde; die Gleichung beruht auf der alten Zirkumskription der lyd. Schrift von E. Littmann (in den anderen Zitaten verwendet M. die Umschrift von W. H. Buckler). Es handelt sich in Wirklichkeit um den Gott +λ*dãnś tavśaś,* der an der zitierten Stelle (IX 23, 3 Friedrich) mit der *artimuś ibśimsis* zusammen genannt wird. *tavśaś* ist Beiname zu +λ*dãnś* ebenso wie IX 10,11f. zu * ↑ *ivś* (acc. ↑ *ivν tavśẽν*); es ist möglich, wenn auch keineswegs erweislich, daß dieser letztgenannte Gott mit Zeus gleichgesetzt wurde; aber der Name scheint nicht gräzisierend, sondern echt lydisch (zu heth. *šiuniš* und somit urvw. mit *Zeus* etc.; vgl. P. Kretschmer Gl. 28, 1930, 113; 30, 1943, 89), und ist sogar appellativisch gebraucht (vgl. * ↑ *iva* „Göttin", adj. ↑ *ivνalis*; P. Meriggi, Hirt-Festschr. II, 1936, 285, 1; Bossert a. O. 78f.; O. Masson, Jb. f. Kleinas. Forschg. 1, 1950/1, 188, 29).

[2] Wichtigste Lit.: H. G. Güterbock, Kumarbi 1946; AJA 52, 1948, 123ff.; H. Otten, Mythen vom Gotte Kumarbi 1950.

Mythengutes mit den gelegentlichen Raub- und Handelsfahrten der Phoiniker ins griechische Mutterland in Verbindung zu bringen; gegen die Überbetonung der Vermittlerrolle Kretas waren schon Bedenken vorzubringen. M. E. kommt für diese Rolle nur Rhodos in Frage. Diese Insel, die schon seit der Mykenischen Zeit griechische Besiedlung besaß — höchstwahrscheinlich ist sie mit dem Aḫḫijawā-Reich der hethitischen Urkunden identisch[1] — und die im Gegensatz zu den auch von „Mykeniern" besiedelten Gebieten SW-Kleinasiens (Milet, Mylasa etc.) auch nach den Stürmen des 12. Jh. ihre griechischen Bewohner (die alten achaiischen Siedler wurden allerdings von Dorern überschichtet) bis in die historische Zeit hinein behielt, war auf Grund dieser einzigartigen ethnischen Kontinuität und ihrer hervorragenden geographischen Lage wie geschaffen dafür, als Bindeglied zwischen Ost und West zu fungieren. Hier war die Hauptstelle, wo das Griechentum in den dunklen Jh. mit den Orientalen der kleinasiatischen Küste und den Phoinikern wirklich in dauerndem Kulturaustausch stehen konnte und stand, von hier konnte sich etwa ab 800 das in der rhodischen Kontaktzone eingeströmte und im griechischen Geist umgeformte östliche Kultur- und Geistesgut zu den in die anatolischen Gebiete einwandernden Griechen weiterverbreiten[2]. Hierzu stimmt, daß neuere Forschungen in Rhodos den Ort suchen, an dem die Griechen das Alphabet von den Phoinikern übernommen hätten und von dem die Verbreitung des neuen Alphabets über die Inseln und aufs Festland erfolgt sei[3]. — In die fraglichen Jh. vor dem Beginn der griechischen Kolonisation fällt wahrscheinlich auch der Siegeszug des aus dem kleinasiatischen Bereich kommenden Apollon nach Griechenland (M. 292f.), und wiederum scheinen sich gerade in Rhodos orientalische Züge der Apollon-Verehrung besonders lange gehalten zu haben[4]. —

Zuletzt sei noch eine vieldiskutierte Frage wenigstens andeutungsweise behandelt, die auch M. (123—30) aufgegriffen hat und die nach dem Erscheinen seines Buches durch archäologische Neufunde besondere Aktualität gewonnen hat: Es handelt sich um die kilikischen Ereignisse im 1. Jahrzehnt des 7. Jh., über die uns sowohl von Griechen (Berossos und Abydenos, beide bei Eusebios) als auch durch assyrische Urkunden berichtet wird. Die griechischen Historiker erzählen von einem Zusammenstoß zwischen Griechen und Assyrern in Kilikien — mit einer beträchtlichen Divergenz: Während Abydenos nur von einer Seeschlacht spricht, handelt es sich für Berossos offensichtlich um eine Landschlacht. Dagegen ist in den Berichten des Sanherib über die gleichen Vorgänge von Griechen keine Rede. M. hält mit Momigliano, Bengtson u. a. (Lit.: Anm. 348) daran fest, daß der Bericht von einer Landschlacht zwischen Griechen und Assyrern als unglaubwürdig abzulehnen sei[5] und rekonstruiert den historischen Vorgang etwa folgendermaßen: Gleichzeitig und in innerem Zusammenhang mit dem 696 ausgebrochenen und schließlich nieder-

[1] So jetzt mit guten Gründen K. Völkl, La Nouv. Clio 4, 1952, 329ff. (ähnlich schon B. Hrozný a. O. 1940, 127; G. P. Caratelli, Jb. f. Kleinas. Forschg. 1, 1950/1, 156ff.).

[2] Die im 12. und 11. Jh. eingewanderten Achaier von Kypern (und wohl auch von Pamphylien) lebten zwar ebenfalls in unmittelbarer orientalischer Nachbarschaft, waren aber — in jeder Beziehung — zu sehr isoliert, um die Funktion erfüllen zu können, der nur die Rhodier gewachsen waren.

[3] Vgl. Margit Falkner, Zur Frühgeschichte des griech. Alph., Frühgesch. und Sprachwissenschaft 1948, 100ff.

[4] Vgl. H. A. Cahn, Mus. Helv. 7, 1950, 197; hier auch reiche Lit. zu der Frage, wo die Wurzeln der Apollon-Gestalt zu suchen seien, — einer Streitfrage, in der vor allem nach den hethitischen Funden Wilamowitz mit seiner östlichen Herleitung wenigstens im Prinzip (vgl. M. P. Nilsson, Gesch. d. gr. Rel. I, 1941, 527ff.) recht behalten dürfte.

[5] Ein neuer Versuch, die Entstehung dieser Tradition zu erklären bei J. Levy, La Nouv. Clio 2, 1950, 116f.

geworfenen Aufstand der Kiliker muß sich eine — in den assyrischen Quellen aus verstehbaren Gründen nicht erwähnte — Flottenaktion der Kyprier gegen Sanherib ereignet haben, bei der die Kyprier unterlegen sind; die Kyprier (so faßt M. das ass. *Jadnanai* auf), die zusammen mit tyrischen und sidonischen Kriegsgefangenen im Jahr 694 dem Sanherib eine Flotte bauen, sind eben 696 in Gefangenschaft geraten. Diese Seeschlacht zwischen Kypriern und Assyrern, von der Abydenos die Kunde erhalten hat, ist dann anscheinend ein ähnliches Ereignis wie das, von dem der Vorgänger des Sanherib, Sargon II., in seinen Annalen spricht: Die Besiegung der Jaman (= Kyprier) in einer Seeschlacht im vorletzten Jahrzehnt des 8. Jh. —

Diese Rekonstruktion hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, doch scheint die Zurückweisung der Tradition von dem Zusammenstoß griechischer und assyrischer Landheere in Kilikien mit der anderen Behauptung in Widerspruch zu stehen, daß die kilikischen Rebellen zu einem beträchtlichen Teil Griechen gewesen seien, die schon geraume Zeit vor Sanherib als Kolonisatoren nach Kilikien gekommen und im Lauf der Jahre weitgehend — allerdings nicht sprachlich!! — barbarisiert worden seien und sich mit der einheimischen Bevölkerung stark vermischt hätten. Es sei also mit einer Kolonisation früherer Jh. zu rechnen, von der sich keine direkte Kunde erhalten habe und die nur aus gewissen Tatsachen mittelbar zu erschließen sei. M. nimmt hier einen Lieblingsgedanken P. Kretschmers auf (vgl. bes. Gl. 21, 1933, 213ff.; 24, 1936, 203ff.), der ebenfalls aus verschiedenen Indizien eine erste Kolonisation Kilikiens (ebenso wie Pamphyliens und Lykiens) bereits für die mykenische Zeit und eine weitestgehende Barbarisierung dieser Griechen hatte erschließen wollen. Diese Vermutungen scheinen nun eine glänzende Bestätigung durch die Funde vom kilikischen Karatepe erhalten zu haben, wo die phoinikisch-hieroglyphen-hethitischen Inschriften[1], die wahrscheinlich in den Anfang des 7. Jh. gehören und vielleicht sogar nach einer Vermutung von I. Levy (a. O. 155) auf dieselben Ereignisse Bezug nehmen wie die oben erwähnten assyrischen und griechischen Berichte, von einer „Dynastie des mpš" (so ist wohl das phoin. *bt mpš* aufzufassen) eine Kunde geben, die mit der griechischen Sage von der Wanderung des Griechen Mopsos (= mpš ?) von Troia nach Kilikien und der Gründung von Mopsuhestia zusammenzugehören scheint. Die griechische Sage hätte somit die Tatsache einer frühen griechischen Einwanderung in Kilikien festgehalten, und diese Auffassung hat auch M. selbst in einem Vortrag am 9. 6. 1952 in Erlangen vertreten[2].

Es fragt sich nur, in welcher Zeit diese frühgriechische Kolonisation in Kilikien erfolgt sein soll. P. Kretschmer u. a. denken wohl in erster Linie an die mykenische Zeit. Dagegen spricht die Tatsache, daß Kilikien in diesem Zeitraum nicht nur kulturell, sondern auch politisch in enger Verbindung mit dem hethitischen Reich stand und daß eine mykenische Kolonisation — anders als im SW Kleinasiens, wo der hethitische Einfluß unbedeutend gewesen sein dürfte, — dort kaum möglich war; der archäologische Befund bestätigt diese Kombinationen: Bisher sind mykenische Funde nur im Ebenen Kilikien gemacht worden — im Rauhen Kilikien fehlen sie ganz —, und zwar in so geringem Umfang[3], daß man wohl auf mykenischen Handel (Fahrtroute nach Nordsyrien und Palästina), nicht aber auf my-

[1] Der phoin. Text ist veröffentlicht u. a. von J. Friedrich FuF 24, 1948, 76—9, vollständiger bei A. Alt, Die Welt des Orients, 4. Heft 1949, 272—87, der heth. Paralleltext erst zu einem gewissen Teil: H. Th. Bossert, Oriens 1, 1948, 163ff.; Oriens 2, 1949, 72ff.; Symbolae Hrozný IV, 1950, 10ff.; Jb. f. Kleinas. Forschg. 1, 1951, 264ff.; 2, 1952/3, 167ff., 293ff.; vgl. auch H. G. Güterbock, Eranos 47, 1949, 93—115.

[2] Vgl. auch A. Alt FuF 24, 1948, 123; P. Kretschmer, Anz. Ak. Wien 86, 1949 (nr. 10), 201f.; H. Grégoire, La Nouv. Clio 2, 1950, 122—7, 162—5 (dazu R. Goossens ebd. 201—5).

[3] Vgl. Hanfmann a. O. 140; Bittel a. O. 68.

kenische Siedlung schließen darf. Daß diese schwachen griechischen Spuren im Lauf der folgenden Zeit restlos geschwunden sind, darf man umsomehr annehmen, als sogar in dem den Inseln Rhodos und Kos gegenüberliegenden Küstengebiet von Mylasa und Milet, das nun wirklich achaiisches Siedlungsgebiet gewesen ist, zwischen Spätmykenischem und Spätgeometrischem eine Lücke klafft, d. h. daß nach 1200 auch hier das griechische Element völlig verschwindet und der einheimischen Bevölkerung weicht, bis im 8. Jh. eine neue Invasion von den Inseln dem Griechentum wieder — und diesmal für immer — Platz schafft. (Diese Entwicklung erfährt ihre Bestätigung durch Homer, der — zu einer Zeit, als Milet bereits wieder griechisch war, — in seiner archaisierenden Weise von den „barbarisch sprechenden Karern" als den Bewohnern von Milet spricht (B 867f.); die Spuren mykenischer Besiedlung dieses Gebietes und das Wissen um diese Siedlung waren damals restlos geschwunden.)

Anders nimmt H. Grégoire (a. O. 164) eine achaiische Besiedlung der kilikischen Küste im 11./10. Jh. an; aber auch diese These ist in Anbetracht der oben schon angedeuteten allgemeinen Situation im östlichen Mittelmeerraum während der sog. dunklen Jh. recht unwahrscheinlich. Der griechischen Passivität und Abgeschlossenheit mit der Entwicklung der lokalen Spielarten des Geometrischen Stils steht die phoinikische Expansion gegenüber, die keine Rivalen aufkommen läßt, und erst um 800 beginnt sich allmählich das Verhältnis umzukehren. Die Bodenfunde haben m. W. keinen Anhalt für griechische Siedler im kilikischen Bereich vor dem 7. Jh. ergeben; erst mit dem Anfang des 7. Jh. dringen — im Zug der großen Kolonisationsbewegung — griechische Siedler, vor allem Rhodier und Samier, an der Südküste Kleinasiens nach Osten vor und gründen Phaselis, Nagidos, Kelenderis und Soloi[1]. In der Tat sprach man ja, wie die Karatepefunde ausweisen, in der Ebene von Adana „hieroglyphenhethitisch". Wenn man nun bedenkt, daß die kilikischen Hypachaier Herodots, deren Name ein Zeugnis für die achaiische Frühbesiedlung Kilikiens darstellen soll, nicht nur aus allgemeinen Erwägungen recht problematisch sind, sondern überhaupt wahrscheinlich Hylachaier heißen und somit kaum mehr mit dem Achaiernamen in Verbindung zu bringen sind[2], wird man vielleicht weniger geneigt sein, in der Sage von dem Zug des Mopsos nach Kilikien einen Widerhall eines historischen Ereignisses zu finden.

[1] A. Erzen a. O. 67ff. — In Pamphylien liegen die Dinge vielleicht etwas anders. Der eigenartig anmutende pamph. Dialekt, der seine nächsten Verwandten im arkadischen und kyprischen Griechisch besitzt und neben vielen altertümlichen Zügen einen gewissen Einfluß „kleinasiatischer" Sprachen nicht verleugnen kann, läßt vielleicht darauf schließen, daß wir hier mit einer relativ frühen griechischen Besiedlung zu rechnen haben, die dann in engem Zusammenhang mit der griechischen Kolonisation Kyperns stünde und Jh. vor der „2." Kolonisation des 7. und 6. Jh. läge (vgl. W. Ruge RE 18, 2. Hälfte [1949], 362f.). — In diesem Zusammenhang ist auf die sidetischen Sprachreste zu verweisen, die erst durch den Fund der Apollonios-Bilingue (1949) einigermaßen verständlich geworden sind (H. Th. Bossert, Belleten 14, 1950, H. 53 [n. z.]); sie beweisen für das 3. und 2. Jh. das Nebeneinander der griechischen und der sidetischen (nichtgriechischen) Sprache. Die Kenntnis der Funde verdanke ich Herrn Prof. Dr. W. Brandenstein, der mir freundlicherweise Einblick in sein Manuskript über die „Sprache und Schrift der Sideten" gewährt hat.

[2] Vgl. I. Levy, Mél. Boisacq 2, 1938, 119ff. (n. z.). — Eine sprachliche Verbindung von Hylachaioi mit dem Kilikernamen der assyr. Urkunden Ḫilakkai oder Ḫilakku (vgl. auch H. Grégoire a. O. 164) scheint mir nicht möglich. Der kleinasiatische *k*-Laut, den die Assyrer mit Ḫ wiedergeben, kann im Griech. nicht als Hauchlaut erscheinen; zudem setzt die griech. Orthographie in allen griechischen sowie griechisch wiedergegebenen fremden Wörtern, die mit *υ*- (*u*-) anlauten, den Spiritus asper, der also etymologisch keinen festen Anhalt gibt (vgl. E. Schwyzer, Griech. Gramm. I, 1939, 305).

Es liegt m. E. näher, mit I. Levy (La Nouv. Clio 2, 1950, 118ff.) daran zu denken, daß die Griechen, die im 7. Jh. nach Kilikien kamen, den Kiliker mpš, den Gründer einer einheimischen Dynastie, mit der griechischen Sagengestalt ähnlichen Namens gleichgesetzt und in die griechische Sage eingebaut haben, um durch diese Sagenklitterung einen Anspruch auf den Besitz Kilikiens erheben zu können. — Doch darf nicht verschwiegen werden, daß wir uns mit all diesen Erwägungen durchaus im Bereich der Hypothesen bewegen und daß auch die kilikischen Neufunde, die in jeder Beziehung eine gewaltige Bereicherung unseres Wissens darstellen, für viele wichtige Fragen keine Lösung, sondern nur eine Vermehrung der Probleme gebracht haben. —

Nürnberg ALFRED HEUBECK

MISZELLE

Thasos und Themistokles

Im Hinblick auf den Flottenbau des Themistokles hat Ulrich Kahrstedt die Behauptung aufgestellt, Themistokles habe ,,den ungeheuren Schritt getan, Kriegsschiffe als staatliches Eigentum zu schaffen, zweifellos der erste Fall in der Geschichte und damals eine völlig neue Idee''[1]. In meiner ,,Griechischen Geschichte'' (1950) S. 153 A. 4, habe ich diese Behauptung als unbewiesen bezeichnet. Sie ist nicht nur unbewiesen, sie wird durch ein Zeugnis des Herodot widerlegt.

Nach Herodot VI 46 wurde dem Perserkönig Dareios I. im Jahre 491 die Nachricht zugetragen, die Thasier seien dabei, sich zum Abfall von den Persern zu rüsten (die Thasier hatten sich bei der Expedition des Mardonios i. J. 492 den Persern ergeben, die Insel hatte in jenem Jahre der persischen Flotte als Stützpunkt gedient). Daraufhin befahl Dareios, die Thasier sollten ihre Mauern niederreißen und die Flotte nach Abdera schicken. Die Thasier — so fährt Herodot fort — hatten nämlich seit der Zeit, in der sie von Histiaios von Milet belagert worden waren, ihre reichen Einkünfte dazu verwandt, Kriegsschiffe zu bauen und ihre Stadtmauer zu verstärken. Die Einkünfte aber kamen ihnen vom Festland und von den Bergwerken. Und zwar gingen aus Skaptehyle von den Goldbergwerken im ganzen 80 Talente ein, aus den Bergwerken in Thasos zwar weniger, aber doch soviel, daß die Thasier, obwohl sie keine Bodenertragssteuer zu zahlen brauchten, von dem Festland und von den Bergwerken jährlich 200 Talente erhielten, und wenn es hoch kam, sogar 300 Talente[2]. Daran schließt Herodot eine kurze Bemerkung über die Lage der Bergwerke auf Thasos, wobei er hervorhebt, daß er sie selbst gesehen habe (VI, 47).

Diese Stelle bezeugt eindeutig, daß die Thasier — wenn wir Herodot Glauben schenken dürfen — bereits seit etwa 494 (in dieses Jahr fällt die mißglückte Belagerung des Histiaios) ihre Einkünfte aus der thasischen Peraia und aus den Bergwerken der Insel für den Bau einer Flotte verwandt haben. Schon 10 Jahre vor dem Flottenbau des Themistokles haben

[1] U. Kahrstedt, RE V A (1934) Sp. 1689 s. v. Themistokles.

[2] Zu der Bedeutung der Bodenertragsteuer in der griechischen Welt — diese Stelle ist einer der wichtigsten Belege, weil das Fehlen der Steuer in Thasos besonders hervorgehoben wird — siehe etwa Busolt-Swoboda, Griech. Staatskunde I (1920) S. 606 und 610. — Auf die Veröffentlichung des ,,*règlement commercial*'' von Thasos, angeblich aus der Zeit von etwa 480—460 v. Chr., angezeigt von J. Pouilloux in den *Actes du deuxième Congrès int. d'Epigraphie grecque et latine*, Paris 1952 (gedr. 1953), S. 256f., kann man gespannt sein.

die Thasier demnach das getan, wozu Themistokles die Athener erst i. J. 483/2 zu bewegen vermochte: sie haben auf die unter die einzelnen Bürger zu verteilenden Einkünfte verzichtet und mit diesem Geld ihre Flotte und die Mauern verstärkt. Dennoch sind sie i. J. 492 dem Mardonius unterlegen bzw. sie haben sich ihm unterworfen, ein Zeichen dafür, daß sie allein zu schwach waren, um der großen Perserflotte Widerstand zu leisten. Wenn sich Thasos damals überhaupt nach Hilfe gegen die Perser umgesehen hat (worüber nichts bekannt ist), so kann es sich nur an seine Mutterstadt Paros gewandt haben, das überdies in ganz besonders engen Beziehungen zu Thasos gestanden hat[1]. Paros aber hat sich den Persern i. J. 490 ohne weiteres unterworfen. Man war damals in der Ägäis der persischen Flotte nicht gewachsen, erst das Jahr 483/2 hat hier Wandel geschaffen.

Für die Unterwerfung von Thasos i. J. 492 und im folgenden Jahre könnte man vielleicht noch einen weiteren Grund vermuten: die Thasier wollten ihre Peraia nicht preisgeben, die sie gegen die Perser auf keinen Fall verteidigen konnten. In der thasischen Peraia befanden sich aber die Goldfundstätten wie Skaptehyle und andere.

In der Vita des Themistokles (c. 11) des Plutarch lesen wir, daß Themistokles zu Eurybiades gesagt haben soll: „Wir haben unsere Stadt aufgegeben, weil wir nicht um toter Dinge willen Sklaven sein wollen (οὐκ ἀξιοῦντες ἀψύχων ἕνεκα δουλεύειν), unsere Polis sind jetzt die 200 Trieren." — Kriegsschiffe als staatliches Eigentum hatten schon die Thasier 14 Jahre vor der Schlacht bei Salamis geschaffen, der Sieg über die persische Armada aber wurde erst möglich durch die revolutionäre Seekriegsstrategie des Themistokles, deren Werkzeug die neu erbaute athenische Flotte gewesen ist.

Würzburg HERMANN BENGTSON

[1] Siehe etwa die auf Thasos gefundene Weihinschrift an Herakles, IG XII Suppl. 412, aus der Zeit um 500 v. Chr. — Durch die Ausgrabungen der École Française d'Athènes ist Thasos seit 1948 wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Möge die endgültige Veröffentlichung der reichen Funde auf der Agora von Thasos nicht zu lange auf sich warten lassen!

ZEITSCHRIFTENREFERATE

Archiv Orientální

Vol. XVII (Symbolae ad studia orientis pertinentes Frederico Hrozný dedicatae, Pars prima). Praha 1949.

Bibliographie des Traveaux de Bedřich Hrozný (1—20).

W. Andrae: Bauwerk als Geschichtsurkunde (21—26). Psychologisch-metaphysische Interpretation der menschlichen Bautätigkeit. Ihr Ursprung ist inspiriert, ihre Entwicklung das Abbild des Verhältnisses des Menschen zu Gott. Kuppelhaus und Rechteckhaus sind Äußerungen weiblich-mütterlichen bzw. männlich-dynamischen Wesens. Überblick über die historischen Epochen und Deutung der heutigen Situation als kontinuierlicher Entfernung vom Göttlichen im Streben nach der höchsten Stufe der Menschlichkeit.

M. A. Beck: Ein Erdbeben wird zum prophetischen Erleben (31—40).

Jes. 24—27 ist auf ein Erdbeben in Moab um 750 v. Chr. zu beziehen.

M. Bič: Bet'el — le sanctuaire du roi (46—63). Bethel wurde unmittelbar nach der Zerstörung von Ai gegründet. Es stellt ein altes Heiligtum dar, das dem Königskult gegolten hat. Die Überlieferung ist teils absichtlich (theologische Redigierung) teils unabsichtlich (Abriß der Tradition durch die Deportationen) entstellt worden. Verf. warnt vor Textveränderungen.

W. Brandenstein: Studien zu Platons Atlantiserzählung (64—84)

1. Der Name Atlantis („Gischtinsel")
2. Die Urgeschichte von Atlantis
3. Das Wundermetall auf A.
4. Die Eigenschaften der Atlantier
5. Das große Staatsopfer der Atlantier:
   Interpretation mit zahlreichen neuen Ergebnissen für die Entstehung der Atlantissage.

E. Cavaignac: L-Arnuvandas d'Ismirikka (85—87). Der KUB XXIII 68 XXVI 41 erwähnte König ist entweder hinter Subbiluliuma I. um 1450 oder Subbiluliuma II. um 1345 anzusetzen.

H. E. Del Medico: L'Inscription hiéroglyphique de Top-Ada (117—152). Veröffentlichung, Bearbeitung und Übersetzung dieser in neuhethitischen Hieroglyphen abgefaßten Inschrift. Es scheint sich um den Bericht über ein vertraglich errichtetes Vasallenverhältnis zu handeln.

Fr. Hančar: Aus der Problematik Urartus. Urartus Bedeutung für die Urgeschichte Transkaukasiens (298—309). Die Nachrichten der urartäischen Herrscher sind eine höchst wertvolle Quelle für die Wirtschaft, die Gesellschaft und die Geschichte Trk.s im 1. Jh. v. Chr. Der Reichtum des Landes bestand in Vieh. Die Bevölkerung betrieb in seßhaftem Ackerbau Viehzucht-Wirtschaft, vor allem die Schaf-, dann die Rinderzucht, daneben werden auch Pferde gehalten. Sommerauftrieb auf die Hochweiden im Gebirge verleiht dem allgemeinen Lebenshabitus einen nomadischen Zug. Die in den Nachrichten erwähnten „Könige" sind als „Stammesführer" anzusehen. Stammliche Zusammenschlüsse, die zur

Schaffung der Sicherheit innerhalb eines natürlichen Wirtschaftsraumes dienten, haben wohl zu verstreuten Festungsbauten geführt, aber keine politische Zentralgewalt gezeitigt. Im Gegensatz dazu hat Meščaninow den sozialgeschichtlichen Bedeutungsgehalt der über Urartu verbreiteten Bewässerungsanlagen als Ausdruck straff zentralisierter Macht nachgewiesen. Schließlich sind die gen. Quellen für die Geschichte der Kimmerier und Skythen und das Verhältnis zwischen ihnen und Transkaukasien aufschlußreich. Diese Völker sind an dem Sturz Urartus im 8. Jh. mitschuldig, nachdem sie durch Transkaukasien gezogen waren. — Die archäologischen Ergebnisse — soweit der späten Bronzezeit angehörend — ergänzen die Erkenntnisse in willkommener Weise. Merkwürdige Bestattungsbräuche und -anlagen lassen auf gehobene soziale Stellung der großen Stammesführer schließen; die z. T. großartigen Anlagen verraten Kollektivarbeit und die Mitbestattung offenbar gleichzeitig getöteter Sklaven bestätigt diese soziale Struktur. Anthropologisch scheinen die brachykranen Skelette der Diener von den dolichokranen der Herren unterscheidbar zu sein. Jene sollen einem Typus, der in den Gebieten im Süden Transkaukasiens anzutreffen ist, angehören. Auch die von den Urartäern als „Schlösser" und „Städte" bezeichneten Anlagen sind in den fluchtburgartigen Festungsanlagen auf vielen Hügelkuppen Armeniens und Azerbajdžans wiedergefunden worden. Eine besondere kaukasische Kunstform religiöser Prägung sind die merkwürdigen *Višapen*, 1½—5 m hohe Großplastiken aus Stein von naturnaher Fischgestalt oder fischähnlicher Form. Ihre Verbundenheit mit dem Wasser (sie finden sich auf Berghöhen mit Quellwiesen, Wasseransammlungen oder -läufen), sowie die — zusammen mit Wellenbändern — darauf im Relief angebrachten Tierhäute von Rind und Schaf, zeigen die kultische mit der Wasserversorgung der ins Gebirge aufgetriebenen Herden verbundene Grundidee dieser eigenartigen transkaukasischen Kunstform. Sie gehören der 1. H. d. letzten vorchr. Jt. an; vielleicht sind sie urartäischen Ursprungs. Auch die gefundenen Metallerzeugnisse Transkaukasiens lassen an förderliche Einwirkungen des urartäischen Kunsthandwerks denken.

J. Jelito: Die Herkunft des biblischen Stadtnamens Ninᵉwe (330—332). Der ursprüngliche Name *Ni-nu-a* ist in (hethitisch-)churritischer Form in der Bibel überliefert.

Die übrigen Artikel betreffen:

Archäologie und Prähistorie: J. Garstrang, Where East meets West: an ancient village in Cilicia (Yümük Tepe bei Mersin) 270—274; A. Jirku, Die Megalith-Kultur in Palästina (340—344).

Epigraphic: A. Deimel, ein unerklärtes Zeichen der Keilschrift, der proto-elamitischen und kretischen Schrift (112—116); A. E. Kober, Total: in Minoan (Linear Class B) 386—398; C. D. Ktistopoulos, L'énigme Minoenne 420—424.

Vergleichende Sprachwissenschaft: A. Belič, Po povodu slavjanskogo glagola 41—43; A. Debrunner, Ai. dityavâh-, dityauhí 110—111; V. Georgiev, État actuel des recherches et coordination du travail dans le domaine des langues anciennes balkano-asiatiques 275—287; H. Hendriksen, The Personal Ending of the 2. pl. Med.-Pass. in Latin 310—314; A. Juret, Variations morphologiques dans les consonnes qui constituent les éléments d'un mot indo-européen 345—359.

Religionsgeschichte: R. Dussaud, Une survivance rituelle cananéenne: L'encensoir syrien 168—171.

Hethitologie: E. Benveniste, Sur l'emploi des cas en Hittite 44—45; J. Friedrich, Der Churritische Mythus vom Schlangendämon Ḫedammu in hethitischer Sprache 230—254; A. Goetze, Hittite šani/a, šanapili- 288—297; J. Holt, Quelques interprétations du Code Hittite 315—319; Gr. Kapanzjan, O konceptual'no-ideologičeskoi storone nekotorych urartskich slov i wyraženij 360—373; P. Kretschmer, Zwei eigentümliche hethitische Götternamen 413—419.

Assyriologie: G. Boson, Alcuni sigilli-cilindri del Museo di antichità di Torino 64—68; M. David, Gilgameš et l'histoire de l'argent 100—109; E. Ebeling, Beschwörungen gegen den Feind und den bösen Blick aus dem Zweistromlande 172—211; A. Falkenstein, Ein sumerisches Kultlied auf Samsu'iluna 212—226; T. Fish, Some Ur III Tablets from Lagash 227—229; G. Furlani, Sur la palmomantique chez les Babyloniens et les Assyriens 255—269; Ch. Jean, Pharmacopée et parfumerie dans quelques lettres de Mari 320—329; R. Jestin, Un rite sumérien de fécondité: Le mariage du dieu Nin-Gir-Su et de la déesse Ba-Ba 333—339; A. Kleveta, Lu jugement infernal dans les croyances babyloniennes 374—385; S. N. Kramer, A Blood-Plague Motif in Sumerian Mythology 399—405; F. R. Kraus, Zum altbabylonischen Erbrecht 406—412.

Altes Testament: D. Daube, Concerning Methods of Bible-Criticism 88—99.

Semitistik: G. R. Driver, Ugaritic and Hebrew Problems 153—157; A. Dupont-Sommer, L'inscription phénicienne de la spatule dite d'Asdrubal 158—167.

Arabistik: J. Bakoš, Introduction d'Avicenne à sa „Psychologie" 27—30.

Pars secunda. Praha 1949

R. Labat: La mort du roi d'Elam Ḫumban-Ḫaltāš I., dans la chronique babylonienne (1—6). Eine erneute Prüfung der Stelle ergibt, daß der König am 23. Tišri am frühen Nachmittag von einem Übel getroffen, zur Zeit des Sonnenunterganges starb. Die auffällig häufige Erwähnung seltsamer Todesursachen bei den elamischen Herrschern ließen den Verf. daran denken, daß Elam auch sonst als Heimat der Zauberer und Dämonen galt; vielleicht zeitigte dies bei den Historikern des alten Zweistromlandes die Vorstellung, daß der weltgeschichtliche Ablauf je nach der theologischen Topographie zu deuten sei.

H. Lewy: The Babylonian Background of the Kay Kâûs Legend (28—109). Die Unvereinbarkeit der Nachrichten der persischen Überlieferung mit den betreffenden Angaben in der Bibel und bei den griechischen Autoren hat die Verf. zum ersten Male mit Hilfe des 4. Buches der Dênkart zu klären unternommen. Das mannigfaltige Nachrichtenmaterial, das wie es dort heißt, König Balas (I.) über die Vergangenheit seines Reiches hat zusammenbringen lassen, steht als Kompilation im Verdacht, die verschiedenartigen lokalen Traditionen in sich zu vereinen, und es ist wahrscheinlich, daß diese dann durch rationelle Schematisierung durcheinander gebracht worden sind. Unter diesen Überlieferungen weist mancherlei auf Beziehungen, in denen Kay Qobâd, der Begründer der Kayānischen Dynastie, und sein Sohn Kay Kâûs zu Babylon stand. Ja, für den letzten lassen sich sogar eine Reihe so charakteristischer Mitteilungen zusammenstellen, daß der Nachweis der gemeinsamen babylonischen Herkunft Licht in die verworrene Überlieferung geben wird. Diese, in 7 Punkten von der Verf. formulierten Motive, werden eingehend in der babylonischen Überlieferung und auf ihren verwickelten Wegen bis zu der schließlichen Form der Kay Kâûs-Legende verfolgt.

I. L. Myres: The Geographical Background of the Aegean Civilization (196—204). Die Küstenbildung Anatoliens im Westen und Süden war einer Expansion der inländischen Großmächte nach der See zu ungünstig. Es bestanden zwischen ihnen und dem Meer kleine Küstenstaaten, und die Aegaeis entwickelte sich als eigenes Kultur- und Wirtschaftszentrum. Einwanderer kamen nicht nur von den Küsten Anatoliens und Griechenlands, sondern auch von Libyen, Italien, Sizilien und Malta (Vergleich der neolothischen Gräber). Gewisse Strömungs- und Windverhältnisse, sowie die für den Schiffsbau ausreichenden Holzbestände in der Cyrenaica und Tripolis waren dem Seeverkehr nach und von der Aegaeis sehr förderlich. Das zu Beginn des Bronzezeitalters nebenher nachweisbare Vorkommen von Angehörigen der anatolischen (breitköpfigen) Rasse und der anatolischen „Schnabelkanne" auf den Kykladen und in Ost-Kreta ist in noch stärkerem Maße in

Makedonien und Griechenland festgestellt worden. Damit würde auch der unbekannte Ursprung der aegaeischen Metallgegenstände, sowie die Übereinstimmung der Ortsnamen in Anatolien und in der Aegaeis eine Erklärung finden. Die Ursache dieser Wanderung kann durch eine subglaziale Phase dort, die die Bodenbewirtschaftung beeinträchtigte, erklärt werden. Ist doch eine inneranatolische Keramik der gen. Art in Kilikien und Zypern entdeckt worden. Noch vor der Mittleren Bronzezeit (d. h. vor 2000 v. Chr.) endete diese frühe anatolische Expansion. Während der langen minoischen und kykladischen Phase fehlt fast ganz die Verbindung zum Binnenland. Ein ungeklärtes Problem ist die sogen. „Graue Ware", die im 3. Stratum von Orchomenos und in der Stadt III u. IV von Hissarlik wiedergefunden wurde. Ihre Verbreitung ist von Spuren der Zerstörung begleitet. In der Peloponnes tritt sie unmittelbar vor der minoischen Kultur in Erscheinung, und aus beider Vereinigung geht die mykenische oder späthelladische Kultur hervor (1700—1600), die schließlich gegen 1400 nach Kreta übergreift. Die gewalttätige Verbreitung der sogen. „minyischen" Kultur mit ihrer „Grauen Ware" zeigt vielleicht den Verlauf jener zwischen 2000 und 1600 erfolgten Wanderungen, die Phrygier und Thraker nach Nordwest-Anatolien trieb und kleinere Scharen nach Attika und in die Peloponnes. Hingegen sind die Beziehungen der Aegaeis zur Levante, besonders Syrien und Aegypten, dank den besonders günstigen Strömungs- und Windverhältnissen sehr intensiv und zwar schon seit dem Ende der vordynastischen Zeit Aegyptens, z. B. mit Kreta.

M. P. Nilsson: Oriental Import in Minoan and Mycenaean Greece (210—212). Übersicht der Funde (15 Objekte) und Vergleich mit den Ländern, in denen mykenische und minoische Funde festgestellt werden. Aegypten nimmt in beiden Fällen die erste Stelle ein, während hethitisches Gut kaum vertreten ist, und im hethitischen Gebiet überhaupt keine mykenisch-minoischen Funde gemacht wurden.

Fr. Schachermeyr: Welche geschichtlichen Ereignisse führten zur Entstehung der mykenischen Kultur? (331—350). Zuerst wird die Frage des Verhältnisses der sogen. „Haunebt" zu dem ägyptischen „Keftin" erörtert; der Verf. entscheidet sich dafür, daß die „Haunebt" die mykenischen Griechen gewesen sind. — Eine kritische Besprechung der minoisch-mykenischen Chronologie ergibt, daß die ersten Beisetzungen in den mykenischen Schachtgräbern zwischen 1580 und 1560 erfolgt seien, die letzten aber um oder unmittelbar nach 1500. Die Fülle minoischer Kunstgegenstände in diesen Gräbern läßt auf eine Plünderung der minoischen Paläste schließen. Dabei sollen auch minoische Werkmeister nach Mykenai verpflanzt worden sein. Der Gegensatz zwischen minoischer Stilhaltung gegenüber den unkretischen Motiven auf diesen Produkten schließt die Annahme minoischer Sekundogenituren in der Argolis aus. Diese Invasion wird demnach zwischen 1600—1570 anzusetzen sein. Die Frage nach der Rolle, die die minoische Flotte dabei gespielt oder vielmehr nicht gespielt hat, läßt sich vielleicht mit einem aus gewissen Indizien erschlossenen Erdbeben erklären, an das sich — wie der Grabungsbefund nahelegt — eine Plünderung angeschlossen zu haben scheint. War demnach Kreta machtpolitisch ausgeschaltet, so ist nun auch die unmittelbare Beziehung zwischen Griechen und Ägyptern verständlich, ja Achhotep, die als Fürstin der „Haunebt" bezeichnete Mutter Achmoses, des Hyksosvertreibers, soll geradezu in Mykenai ihren Sitz gehabt haben. Es wäre auch mit dem Niederbruch der kretischen Macht den Hyksos ein Rückhalt genommen worden. Das Erdbeben wäre somit die mittelbare Ursache der siegreichen Beendigung des Hyksoskampfes gewesen. Es folgt eine Besprechung von verschiedenen Indizien, die für eventuelle ägyptische Spuren in der Argolis hingenommen werden können. Ergänzend kann in der Danaos-Sage ein Niederschlag dieser ägyptisch-mykenischen Beziehungen gesehen werden. Den Abschluß bildet eine Erörterung des Verhältnisses von Mykenai zu Kreta und Ägypten in den unmittelbar nachfolgenden Zeiten der ausgehenden frühmykenischen, vor allem mittelmykenischen Periode. Der Verf. betont am Ende den hypothetischen Cha-

rakter seiner Darlegungen. Ihre Bedeutung besteht in der Synchronisierung der ägyptischen Nachrichten mit dem Beginn der Schachtgräber Mykenais und der Katastrophe, die Kreta traf (MMIII b).

Die übrigen Artikel betreffen:

Epigraphik: J. Sundwall, Hepatoskopie in knossischen Täfelchen 387—390.

Allgemeine Sprachwissenschaft: H. Pedersen, Ist eine allgemeine Sprachwissenschaft auf empirischer Grundlage möglich? 236—238; P. Poucha, The Syntactical Relationship of Some Asiatic Languages (with 1 map) 265—292; L. Zguyta, Une glosse crétocypriote 451—452.

Indoeuropäische Sprachwissenschaft: V. Lesný, Dhammapada in the Light of Turkestan Discoveries 24—27; V. Machek, Hittito-slavica 131—141; T. Milewski, La mutation consonantique en hittite et dans les autres langues indo-européennes 189—195; O. Pertold, Demon and Hero 239—250.

Hethitologie: E. Laroche, La Bibliothèque de Ḫattuša 7—23; V. Pisani, La question de l'indo-hittite et le concept de parenté linguistique 251—264; F. Sommer, Hethitisch *paršnā-* und *paršnă-* 374—378.

Assyriologie: J. Lewy, Apropos of the Akkadian Numerals *iš-ti-a-na* and *iš-ti-na* 110—123; L. Matouš, Les contrats de partage de Larsa provenant des archives d'Iddin-Amurrum (avec 2 planches) 142—173; J. Miles and O. R. Gurney, The Laws of Eshnunna 174—188; P. Naster, La ligne double dans le Code de Hammurabi 205—209; J. Nougayrol, Conjuration ancienne contre Samana (avec 3 planches) 213—226; A. L. Oppenheim, Akk. arad ekalli = „Builder" 227—235; A. Pohl, Ein assyrisches Relief aus dem Museo Archeologico von Florenz (mit einer Tafel) 293—295; O. E. Ravn, Babylonian Permansive and Status Indeterminatus 300—306; M. Rutten, Idole ou substitut? (avec une planche) 307—309; G. Ryckmans, Sabéen *ḥbl* = accadien abullu? L'inscription Fakhry 2, 310—312; A. Salonen, Notes on the Stem R-K-B in Akkadian 313—322; M. San Nicolò, Zur Verproviantierung des kgl. Hoflagers in Abanu durch den Eanna-Tempel in Uruk 323—330; N. Schneider, Herrschernamen als theophores Element bei Personennamen 351—358; W. v. Soden, Kleine Beiträge zum Verständnis der Gesetze Ḫammurabis und Bilalamas 359—373; E. Szlechter, Essai d'explication des clauses: *muttatum gullubu, abbuttam šakânu* et *abbuttam gullubu* 391—418; E. Van Buren, The Rod and Ring (with 3 plates) 434—450.

Ägyptologie: F. Lexa, La lettre IIme de la cruche no. 12845 du Musée de Berlin 124—130.

Altes Testament: J. J. Stamm, Zum Ursprung des Namens der Ammoniter 379—382; J. Starcky, Le nom divin El 383—386; N. H. Tur-Sinai (Torczyner), Šiṭir šamê, die Himmelsschrift 419—433; A. F. Puukko, Die Leviratsehe in den altorientalischen Gesetzen 296—299.

Vol. XVIII, 1. 2. (Symbolae ..... Pars tertia) Praha 1950.

W. Baumgartner: Herodots babylonische und assyrische Nachrichten (69—106). Eingehende Besprechung der Nachrichten Herodots an Hand der assyriologischen Ergebnisse. Demnach dürfen Herodots Aufenthalt und seine relative Zuverlässigkeit nicht nur nicht mehr bezweifelt werden, sondern seine Glaubwürdigkeit vermittelt uns auch wertvolles einheimisches Traditionsgut.

C. H. Gordon: Šamši — Adad's Military Texts from Mari (199—207). Bearbeitung einiger Briefe dieses Königs.

O. Klima: Une mention de Zoroastre dans la Chronique des Britons de Nennius (312—315). In der Ahnenreihe des Britus erscheint Zoroaster. Wahrscheinlich liegt ein Irrtum eines Kopisten oder Übersetzers vor, der diesen Namen aus einer griechischen Vor-

lage γης ζωστηρος, verlas. Für das Vorkommen dieses Ausdrucks in der Genealogie werden weitere Argumente aus der babylonischen Mythologie angeführt.

B. Landsberger: Kommt *Ḫattum* „Hethiterland" und Ḫatti'um „Hettiter" in den Kültepe-Tafeln vor? (329—350) nebst Berichtigung ebd. XVIII₃ (321—329). Die Frage muß verneint werden. Ḫattum als Akkadisierung eines genuinen Elements Ḫatti ist kein Ländername im eigentlichen Sinne, vielmehr eine vage Bezeichnung für ein sich *cum grano salis* mit Anatolien deckendes Gebiet. Ḫatti'um ist demnach als Anatolien zu verstehen, da die assyrischen Kolonisten keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Bevölkerungen (Ḫattier, Nesier, Luier) deren Angehörige sie einfach nuā'um = „Barbar" nannten, machten. Der Ursprung des Namens Ḫatti liegt im Dunkeln. Daß er sich nur noch in dem Namen einer Sprache erhalten hat, spricht für ein hohes Alter. Die Inschrift des Anita von Kuššara als Dokument dieser Versöhnungspolitik ist zwar nach Ansicht des Verf. apokryph, aber dadurch in ihrem historischen Wert eher erhöht.

J. Pirenne: La politique d'expansion hittite, envisagé à travers les traités de vassalité et de protectorat (373—82). Die Einleitung skizziert die Stellung des hethitischen Königtums zu seinen Vasallen und den in dem Weltherrschaftsanspruch der Pharaonen bestehenden Unterschied dazu. Es werden dann die Verträge mit Vasallen und jene für Protektorate gesondert beschrieben und ihre Gemeinsamkeiten am Ende herausgestellt. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß gefangene Rebellen nicht — wie in Ägypten und Mesopotamien mit dem Tode — z. B. Tötung vor Amon — sühnen müssen, sondern nur ihres Amts verlustig gehen und deportiert werden. Sie können sogar ein kleineres Landlos zugeteilt erhalten. Hier dürfte eine religiöse Vorstellung vorliegen, die die Sühnung mit dem Leben den Göttern vorbehalten sein läßt. Ausdrücklich wird die Todesstrafe für Fälschungen des Vertragstextes stipuliert, doch ist bisher kein solcher Vollzug bekannt. Nur die Vasallen beschwören die Verträge, für die Bindung des Königs genügt die Zeugenschaft seiner Götter, die ihn zur Rechenschaft ziehen können. Das hethitische Staatsvertragswesen ist aus der babylonischen Rechtssprache hervorgegangen, weist auch lokal- und zeitbedingte ägyptische Formulierungen auf, ist aber gedanklich rein hethitisch.

Die anderen Artikel betreffen:

Archäologie: R. Demangel, Epsilon claire-voie (?) 131—140.

Epigraphic: M. Dunand, Nouvelles inscriptions du Djebel Druze et du Hauran 144—164.

Klassische Philologie: K. Janáček, On the Term „ὄχλημα" 307—311.

Allgemeine Sprachwissenschaft: W. Couvreur, B-Tocharische Etymologien 126—130; O. Friš, The IE. Comparative 170—188; W. Hinz, Elamisches 282—306; † Sten Konow, Note an the Origin of the Word Turquoise 316—318; J. Krámský, To the Problem of the Consonantal Correlations of Timbre 319—322; V. Polák, L'état actuel des études linguistiques caucasiennes 383—407; L. Renou, Védique *ṛtú-* 431—438; Vl. Skalička, The Structure of Languages of the Ancient Orient 485—488; A. J. Van Windekene, Notes tochariennes 519—524.

Hethitologie: S. Alp, Bemerkungen zu den Hieroglyphen des hethitischen Monuments von Imamkulu 1—8; H. Th. Bossert, Das hieroglyphenhethitische Zahlwort „Fünf" 123—125; H. G. Güterbock, Die Elemente *muwa* und *ziti* in den hethitischen Hieroglyphen 208—238; J. Otrębski, Les traces de l'alternance indo-européenne *i* : *u* en hittite 366—372; F. J. Tritsch, Lycian, Luwian, and Hittite 494—518.

Assyriologie: Fr. M. Th. de Liagre Böhl, Die Fahrt nach dem Lebenskraut 107—122; I. J. Gelb, Šullat und Ḫaniš 189—198; Fr. R. Steele, An Additional Fragment of the Lipit-Ishtar Code Tablet from Nippur 489—493; J. Klima, Über neuere Studien auf dem Gebiete des Keilschriftrechtes 525—538.

Semitistic: E. Dhorme, La présence de l'article dans les plus anciens textes phéniciens 141—143; J. N. Epstein, Mandäische Glossen 165—169; J. Kurylowicz, La mimation et l'article en arabe 323—328.

Orientalische Literaturgeschichte: Saïd Naficy, Le „Yûsuf et Zalikha" attribué à Ferdowcy 351—353; A. Salač, Firdousi et la religion babylonienne 479—484; J. Rypka, Les Mufredát de Sábit 444—478.

Ostasiatische Sprachwissenschaft: Ch. Hagenauer, Note à propos de japonais *ha*, lame, tranchant 239—281; J. Průšek, Quelques remarques sur les aspects en chinois 408—430.

Religionsgeschichte: R. T. O'Callaghan, An Approach to Some Religious Problems of Karatepe 354—365.

Rechtsgeschichte: A. Alt, Menschen ohne Namen 9—24.

[Über den Aufsatz V. J. Avdiev, Kavkas i kul'tura drevenego vostoka (russisch) 25—68 wird später referiert.]

Vol. XVIII, 3 (Symbolae ... pars quarta) Praha 1950

B. Landsberger: „Hethiterland" „Hethiter" in den Kültepe-Tafeln (321—329): Berichtigung zu dem Artikel in Bd. XVIII 1. 2.

J. Lewy: Ḫatta, Ḫattu, Ḫatti, Ḫattuša and „old Assyrian" Ḫattum (366—441). Der Verf. kommt zu dem Ergebnis, daß der Name Ḫatta churritisch ist und schon in prähistorischer Zeit den Ort bezeichnete, der später die Hauptstadt des hethitischen Reiches darstellte. Der Name ist mit dem churritischen Wort für Silber verwandt, worin selbst auch der Name einer Gottheit wiederzuerkennen ist. Ḫattu, Ḫatti und Ḫattuša sind adjektivische Ableitungen von Ḫatta, bzw. auseinander entstanden. Diese churritischen Namensformen haben alle die gleiche Bedeutung. Ḫattuša ist (ca. 1900) sogar wieder für den ursprünglichen Namen der alten Gottheit Ḫatta gebraucht worden. Ḫattum ist eine schon zur Zeit der Dynastie von Akkad gebildete Akkadisierung des Namens und wurde später neben Ḫattuš verwandt. Ḫatta und seine Ableitungen bezeichneten natürlich auch ein zu der Stadt gehöriges bestimmtes Gebiet. Jedenfalls werden noch andere ähnliche Herrschaftsgebiete in Anatolien daneben erwähnt. Die Bezeichnung *ālum ša Ḫatti'e* gilt dagegen für eine jener Siedlungen, die fremden Zuwanderern vorbehalten waren, bzw. auf welche diese beschränkt blieben. Auf die zahlreichen übrigen Ergebnisse kann in diesem Rahmen nicht referiert werden, zumal es sich auch um viele nichthistorische Fragen handelt, aber folgends sei noch erwähnt: Niniveh, das als reguläre Bildung eines abgeleiteten Adjectivs anzusehen ist, hat als Stammelement das churritische Wort nun/nin = Fisch, der ja tatsächlich auch in dem keilschriftlichen Logogramm bildlich dargestellt ist. Der Ort war also einer Fischgottheit geweiht. Die Stadt Sūsuwa/Sīsa enthält das churritische Wort sus/sis = Pferd und zeigt, daß hier der Kult eines göttlichen Pferdes beheimatet war; Tissuwa schließlich enthüllt sich als eine ursprüngliche Tešup-Gemeinde.

Die übrigen Artikel betreffen:

Ägyptologie: W. Helck, Das Horusgeleit 120—142; Fr. Lexa, Deux notes sur l'astronomie des anciens Egyptiens 442—450.

Indoeuropäische Sprachwissenschaft: O. Fris, Indo-Iranica, 73—79.

Hethitologie: H. Th. Bossert, Die phönizisch-hethitischen Bilinguen von Karatepe 10—42; G. Devoto, Nota sulla formazione della lingua ittita 55—64; V. Korošec, Die Kollectivhaftung im hethitischen Recht 187—209.

Assyriologie: A. Dávid, Remarques sur l'origine de l'écriture sumérienne 48—54; J. Klima, La position successorale de la fille dans la Babylonie ancienne 150—186; L. J. Krušina-Černý, Three New Amulets of Lamshtu (Pl. X—XIV) 297—303; M. Lambert et R. Tournay, Corrections au Cylindre A de Gudea 304—320.

Semitistic: A. Dupont-Sommer, Étude du texte phénicien des inscriptions de Karatepe (suite II) 43—47; D. Diringer, Three Early Hebrew Seals (Pl. I) 65—69.

Arabistic: A. Grohmann, Einige bemerkenswerte Urkunden aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer an der Nationalbibliothek zu Wien (Pl. II—IX) 80—119.

Islamische Geschichte: I. Hrbek, Muḥammads Nachlaß und die ʿAliden 143—149.

Religionsgeschichte: A. Bentzen, Der Hedammu-Mythus, das Judithbuch und ähnliches 1 f.; H. Lewy, Origin and Significance of the Mâgên Dâvîd 330—365.

Rechtsgeschichte: S. Bolla, Aus dem altbabylonischen und altrömischen Erbrecht 3—9; F. Ebrard, Babel, Bibel und Pandekten 70—72; P. Koschaker, Eheschließung und Kauf nach alten Rechten, mit besonderer Berücksichtigung der älteren Keilschriftrechte 210—296.

XVIII,4 (Symbolae ... pars quinta) Praha 1950

E. Weiß: Über das Standort-Problem und die Bedeutung neuer Quellen für die historische Forschung, besonders für die Rechtsgeschichte (343—350). Die fortwährende Standortverlegung ist offensichtlich ein wesentliches Element der Wissenschaft. Hierbei sind besonders individualistisch-subjektive Faktoren maßgebend, doch ist dem entgegenzuhalten, daß diese nicht zu einem allgemeinen Relativismus führen dürfen, denn es gibt keine doppelte oder gar mehrfache Wahrheit. Tatsächlich gibt es feststehende geschichtliche Gegebenheiten, über die man sich nicht hinwegsetzen kann, z. B. die Aufeinanderfolge. Sodann erfolgt der Wechsel des Standortes nicht willkürlich, vielmehr ist er doch als Ausdruck eines geistigen Fortschritts — erreicht durch Vertiefung und Verfeinerung des Erkenntnisvermögens — sinnvoll. Die Möglichkeit der Kritik ist eine Gewähr dafür, ob der neue Standort richtig oder unrichtig ist, ob er im Vergleich zum früher irrtümlichen einen Rückschritt darstellt oder überhaupt der Weg zu einem neuen dritten gefunden werden muß. Eine entscheidende Rolle spielen in der Geschichtswissenschaft die neu aufgefundenen Quellen, die entweder gewonnene Erkenntnisse bestätigen oder zu einem neuen Standort führen. Sie können auch ein absolutes Vakuum ausfüllen. Der Verf. erläutert dies an Beispielen aus der antiken Rechtsgeschichte.

Die übrigen Artikel betreffen:

Prähistorie: J. Neustupný, Fortifications appartenant à la civilisation danubienne néolithique (Pl. III—VI) 131—158.

Archäologie: H. Mode, Über einige syrische Siegelcylinder aus Schweizer Sammlungen (Tafel I und II) 82—87; Z. Vinski, Zoomorphe Kleinplastik aus dem südpannonischen Donauraum (Tafel VII—IX) 331—342.

Allgemeine Sprachwissenschaft: O. Masson, Un mot pseudo-lydien: Μακέλας 7—10; M. Mayrhofer, Etymologische Miscellen, 68—77; M. Pallottino, Nuovi orientamenti nello studio dell' estrusco 159—165; V. Pořízka, Hindī Participles used as Substantives 166—187; P. Poucha, Le vers tibétain 188—235; F. Ribezzo, Il nome lidio-ligure dell argento (*σίβρος -sibrium) 243—247; M. Scheller, Ein weiterer Beleg für Accusativus cum Infinitivo im Sanskrit? 248—250; R. Shafer, Lycian Numerals 251—261; H. Turková, Mutmaßliche Erklärung des Wortes DWDWSQH im Sejâḥat-náme des Evlijá Čelebi 317—320; M. Mayrhofer, Neue Literatur zu den Substraten im Altindischen 367—371.

Hethitologie: E. Neufeld, Notes on Hittite Laws 116—130; R. Ranoszek, A propos de KUB XXIII 1 236—242.

Assyriologie: L. Matouš, Les contrats de vente d'immeubles provenant de Larsa 11—67; T. J. Meek, The Explicative Pronoun *šu/ša* in the Code of Hammurabi 78—81; J. Klíma, Über neuere Studien auf dem Gebiete des Keilschriftrechtes II 351—366.

Arabistik: H. Massé, Un essai de Rachîd-od-Dîn Fadl-Ollah sur les discours énigmatiques et la promptitude de rédaction 1—6; S. Moscati, Le massacre des Umayyades dans l'histoire et dans les fragments poétiques 88—115; F. Tauer, Annotations critiques au texte du Tuḥfat al-albāb d'Abū Ḥāmid al-Māzini édité par G. Ferrand 298—316.

Literaturwissenschaft: Ali N. Tarlan, De l'histoire littéraire 286—292.

Rechtsgeschichte: F. Slotty, Zur Frage des Mutterrechtes bei den Etruskern 262—285; R. Taubenschlag, The Inviolability of Domicile in Greco-Roman Egypt 293—297; A. van Selms, The Goring Ox in Babylonian and Biblical Law 321—330.

Vol. XIX 1—2 (Les Actes des journées scientifiques d'orientalisme 1949) Praha 1951

I. Hertel: Einwanderungen der Indogermanen nach Indien (207—212). Von den verschiedenen Einwanderungen von Ariern nach Asien hat jene nach Indien in der 1. Hälfte des 7. Jhs. in der Po-Ebene begonnen. Es waren vedische Stämme, die Zuzug aus Thrakien, Thessalien und vom nördlichen Donauufer bis zur Donaumündung erhielten. Ihr Weg verlief am Meer entlang dann vom Ostufer des Asowschen Meeres auf der alten Handelsstraße durch das Kuru-Tal nach Medien. Unterwegs wurden sie von den vedischen Stämmen der Kimmerier und Sindher, die bereits am Ostufer des Asowschen Meeres saßen, verstärkt und drangen bis an die Grenze Ägyptens vor. Unter der Führung von Madyēs (Herodot)/Madys (Strabo) gelangten sie zwischen 643/47 nach Nordostasien. Es folgen Interpretationen von Angaben im Rigveda, Avesta und bei Megasthenes, kombiniert mit denen Herodots, was den Verf. zu dem Ergebnis führt, das früheste Datum, das sich für die Einwanderung der Arier nach Indien erweisen läßt, sei das Jahr 520. Der Mangel an jeglichen Andeutungen früher bestandener Kultur lassen dem Verf. die Mohenjo-Daro- und Harappa-Kulturen als „rein semitisch" erscheinen. Weitere Erörterungen hypothetischer Natur betreffen die Zeit zwischen Darius und Alexander. Anschließend stellt der Verf. fest, daß sicher ein erheblicher Teil der vedischen Lieder noch nach dem Jahre 520 v. Chr. verfaßt worden ist.

Die hier referierten Ausführungen stützen sich auf eine briefliche Darstellung des Verf., die für den Kongreß gedacht war, und stellt einen vorläufigen Bericht über seine aus kriegsbedingten Umständen noch nicht abgeschlossenen Forschungen dar.

Aus dem gesamten Kongreßbericht behandeln nur die folgend genannten Artikel Themen aus den Nachbargebieten:

Allgemeine Sprachwissenschaft: J. Pokorny, Sprachliche Beziehungen zwischen dem alten Orient und den britischen Inseln 268—270.

Ägyptologie: P. Fořtová-Šámalová, L'Art décoratif égyptien 68f.; A. Volten, The Papyrus-Colledtion of the Egyptological Institute of Copenhagen 70—74; Z. Žába, L'état actuel de l'égyptologie en Tchéchoslovaquie 75—78.

Assyriologie: M. Dávid, Un voyage an Iraq (Avril 1949) 33—36; J. Klíma, New Discoveries of legal Documents from pre-Hammurapian Time 37—59.

Altes Testament: A. Bentzen, Bemerkungen über neuere Entwicklungen in der Pentateuchfrage 226—232; M. Bič, Le champ de travail des études bibliques en Tchéchoslovaquie 233—242.

Semitistic: S. Moscati, Sur quelques publications de sémitologie parues récemment en Italie 63—66.

Schriftgeschichte: J. Friedrich, Schriftsysteme und Schrifterfindungen im alten Orient und bei modernen Naturvölkern (Taf. XI—XIX) 245—259.

Vol. XIX 3—4 Praha 1951

O. Klíma: Zur Chronologie von Mânîs Leben (393—403). Für das Geburtsdatum bleibt man weiterhin auf die Zeit zwischen dem 5. April 216 und dem 24. März 217 angewiesen.

Für das Todesdatum aber hat eine neuerliche Prüfung der Überlieferung und der letzten Forschungsergebnisse gezeigt, daß die Widersprüche in den Nachrichten verständlich werden können, und bei der Anwendung einer besonderen Lesart der in Worten geschriebenen Jahreszahlen, die in einem türkischen Turfantext überliefert sind, der 18. Schalt-Adar gewonnen werden kann; allerdings müßte dieses Datum um einen 12-jährigen Zyklus herabgesetzt werden, um genau den März 276 zu ergeben, doch ist dies Resultat von turkologischer Seite noch zu prüfen.

W. Ruben: Über den altindischen Staat (473—491) und Nachtrag (644). Die archäologischen Ergebnisse in Harappā werden mit Hilfe des 2000 Jahre jüngeren Staatslehrbuches des Kauṭalya interpretiert. In vier Kapiteln: 1. Speicher und Sklavenwirtschaft; 2. Die alte Stadt; 3. Reich, Weltherrscher und Gott; 4. Ablauf der Geschichte, behandelt der Verf. zahlreiche Einzelfragen und macht die Konstanz der innerindischen Wirtschafts- und Sozialverhältnisse deutlich, die unbeschadet aller fremden Einflüsse oder volksmäßiger Veränderungen in typischen Formen bestehen bleiben, oder nach einem nicht minder typischen Phasenablauf, aufs neue in Erscheinung treten.

F. Lexa: La vie d'Égyptiens préhistoriques (614f., Vortragsref.). Nach der Nennung der drei Quellengruppen — der prähistorischen Zeichnungen, der Kleinfunde und der Pyramidentexte — werden Einzelzüge erörtert. Der für diese Zeit aus den Pyramidentexten erschlossene Kannibalismus; die absolute Despotie der Stammeshäuptlinge bei völliger Entrechtung des Einzelnen und die dementsprechend entstandene bis in die jüngste Epoche nachweisbare allgemeine Arbeitspflicht. Der Mangel an wilden Tieren führt bald zum Ackerbau und zur Haustierhaltung, was schon in den frühesten neolithischen Schichten festzustellen ist. Die Zunahme der Bevölkerung hat schließlich zur rationellen Wasserbewirtschaftung — Bewässerungssysteme — und so zur Bildung von Gauen als Wirtschaftsgebieten (wie d. Verf. zu meinen scheint) den Weg gewiesen, woraus dann Königtümer zusammenwachsen. Schon in prähistorischer Zeit besteht die Teilung in zwei solche Reiche. Menes ist als Vereiniger nach ägyptischer Ansicht der erste historische König.

Z. Žába: Dating of the social revolution in ancient Egypt (615, Vortragsbericht). Bei den beiden Möglichkeiten: 1. Zwischenzeit (Erman, Gardiner, Drioton und Vendier, Nikolskij) oder 2. Zwischenzeit (Sethe, Montet, Struve, Ardijew) entscheidet sich d. Verf. für die Regierung König Khety's und Merikare's, wobei er Volten's Auffassung der Lehre für König Merikaré übernimmt.

XX 1—2 (Diatribae quas amici, collegae discipuli Francisco Lexa quinque et septuaginta annos nato ded., pars prima) ed. Z. Žába. Praha 1952

K. Svoboda: Platon et l'Égypte (28—38). Nach der kritischen Besprechung der einschlägigen Stellen, kann der Verf. feststellen, daß Platon wohl ein lebhaftes Interesse für Ägypten gehabt hat, das ihn durch sein Alter, seinen Konservativismus, seine Gemessenheit und den religiösen Charakter seiner Zivilisation anzog, daß er aber aus den ägyptischen Mythen, die er zum Teil übernahm, aber nur um sie für sich umzugestalten, nichts für seine Philosophie gewonnen hat.

A. Jirku: Bemerkungen zu den ägyptischen sog. „Ächtungstexten" (167—169): Das äg. Zeichen ꜣ etwa dem Alef entsprechend, dient zwar, wie allgemein anerkannt, auch zur Widergabe von kanaan. l, aber nicht für kanaan. r. Damit werden eine Reihe von Identifizierungen von Posener und Sethe hinfällig, u. a. die mit Jerusalem.

E. I. Baumgartel: Some notes on the origins of Egypt (278—287). Von weitreichender Bedeutung ist die Feststellung, daß „die neolithischen Stationen Ägyptens jeglicher Verbindung zu früher bestandenen Industrieen ermangeln" (Forschungen von Sandford and Arkell). Die erste prähistorische Kultur ist die „Badari" bezeichnete, ihr folgen „Naqada I" und „Naqada II". Die Verf. nimmt im Einklang mit Petrie's Forschungen an, der Weg

habe über den „Wadi Hamamat" geführt, die Einwanderer hätten sich dann dem oberägyptischen Kulturgebiet von Naqada I zugewandt und erst später den Norden angegangen. Für die Verf. ist also die Naqada II-Kultur primär im Süden entwickelt worden, und erst später habe sie nach Unterägypten übergegriffen, das damals noch, wie die Verf. sich ausdrückt, „leer" war. Da „Naqada II" nirgends „rein", sondern immer mit „Nagada I"-Beimischung festgestellt werden kann, scheint eine Einwanderung von Osten her ins Delta und dann den Nil hinab naheliegend. Dieser Auffassung steht jene Newberrys und der „Deutschen Schule" gegenüber, die eine Einwanderung über das Delta her und die Entstehung einer schriftenentwickelnden Kultur dort annahm. Eine endgültige Entscheidung muß einstweilen bis zur völligen Veröffentlichung der Deutschen Delta-Forschungen in Abu Galib und Merimde Beni Salame zurückgestellt werden, wiewohl die Verf. in der Auseinandersetzung mit der entgegengesetzten These beachtenswerte Argumente vorbringt. Eine Klarheit hierüber wird im Hinblick auf die außerordentlich enge Beziehung zwischen „Naqada II" und „Djemdet Nasr" in Vorderasien als letzten vorhistorischen Epochen auch für den Historiker wichtig sein.

L. Matouš: Zur Chronologie der Geschichte von Larsa bis zum Einfall der Elamiter (288—313). Die Verwertung sämtlicher Nachrichten hat eine erschöpfende Darstellung der Geschichte Larsam's ergeben. Hierbei verdanken wir dem Verf. u. a. neue Erkenntnisse über die Regierungsdauer der Könige dieser Stadt, die synchronische Festlegung ihrer Dynastie mit jener von Isin und der Dritten von Ur, sowie einen Synchronismus zwischen Eschnunna, Kisch, Babylon und einer weiteren in der Nähe von Kisch gelegenen dem Mondgott Nannar unterstehenden Stadt. Die Anfänge der Dynastie, die amoritischen Ursprungs ist, sind ja mit den letzten Jahren der 3. Dynastie von Ur zu der sie wohl in einem Vasallen-Verhältnis stand, gleichzeitig. Der Machtbereich Larsam's dehnt sich aber dann bald weit aus, und einige Herrscher nehmen den Titel „König von Sumer und Akkad" an, so wie in Isin, das aber selbst alsbald unter Larsam's Oberherrschaft fällt. Nippur im Norden, Ur und Lagasch in Südmesopotamien, sowie Elam kennzeichnen die größte Ausdehnung des Königreiches von Larsam unter Gungunum (etwa 1867—1841). Aus dem Schweigen der Nachrichten bei den folgenden Herrschern kann auf eine Minderung der Macht Larsam's geschlossen werden, das später allerdings noch einmal seine Herrschaft bis nach Rapiqum im Norden ausdehnt (unter Sin-iddinam etwa 1784—1779). — Auch die kulturhistorischen wichtigen Nachrichten — die Bauten von Tempeln usw., die Kanalanlagen und die großen Befestigungsanlagen oder die Einsetzung der Tochter des Königs als Hohepriesterin des Mondgottes Nannar in Ur usw. werden behandelt.

Rechtsgeschichtlicher Aufsatz: R. Taubenschlag: Die Actio de pastu, de pauperie und de arboribus caesis im Rechte der Papyri 65—68.

Freiburg OLUF KRÜCKMANN

Glasnik Zemaljskog Muzeja u Sarajevu

(Bulletin du Musée de la république Populaire de Bosnie et Herzégovine à Sarajevo), Neue Reihe, Bd. VIII (Sarajevo 1953), 455 S.

Die Zeitschrift, die unter der Leitung von Alois Benac und Špiro Kulišić erscheint, behandelt Probleme der Geschichte und Landeskunde der oben genannten beiden Gaue aus allen Zeiten, darunter auch solche der Früh- und der Alten Geschichte. Nur auf diese kann in der HISTORIA ausführlicher eingegangen werden. — Den Beiträgen der Abteilungen I und II der Ztschr. sind Zusammenfassungen in westlichen Sprachen (meist der französischen) beigegeben. Die im Folgenden angeführten Übersetzungen der serbo-kroatischen Titel zeigen jeweils die Sprache der Zusammenfassung an.

I: Aufsätze und Abhandlungen: 7/47 *Špiro Kulišić*: Porijeklo i značenje božićnog obrednog hljeba u Južnih Slovena (*Origine et signification du pain de Noël rituel chez les Slaves du Sud*). — 49/71 *Milutin Garašanin*: Problemi podunavskog i ukrajinskog neolita u svetlosti novih arheoloških rezultata (*Problèmes du néolithique danubien et ukraïnien à la lumière de nouveaux résultats archéologiques*) (Frage nach der Herkunft des viereckigen Hausbaus in der südost-europ. Jungsteinzeit. Die Verwandtschaft der einzelnen Typen an den verschiedenen Fundorten kann nur durch die Bedürfnisse einer ungefähr gleichen Wirtschafts- und Sozialstruktur erklärt werden). — 73/90 *Alojz Benac*: Neki etički problemi prehistoriskih stanovnika Bosne i Hercegovine (*Quelques problèmes ethniques concernant les populations préhistoriques en Bosnie-Herzégovine*) (Drei Hauptgruppen der in Butmir gefundenen Menschenstatuen; die Bronzezeit mit den besonderen Merkmalen ihrer Träger in B.-H.; die Eisenzeit). — 91/101 *Josip Korošec*: Nekoliko pitanja oko nekropole u Trebeništu (*Quelques questions concernant la nécropole de T.*) (nahe dem Ochrida-See; die Grabbeigaben, die sich in drei Gruppen einteilen lassen, stammen meist aus Griechenland. Die Datierung schwankt zwischen dem 6. und 4. Jh. v. Chr. Der Vf. fällt zwischen den widerstreitenden Meinungen keine eigene Entscheidung). — 103/10 *Ružica Drechsler-Bižić*: Novi pogledi na kulturu sojeničkog naselja u Ripču (*Des vues nouvelles sur la civilisation de l'habitation lacustre à Ripač*) (NW-Bosnien; die zwischen 1893 und 1908 durchgeführten Ausgrabungen haben Funde zutage gefördert, die indes nicht — wie bisher angenommen — der Schnurkeramik angehören, sondern eine 'falsche Schnurornamentik' aufweisen und der Lausitzer Kultur zuzuweisen sind). — 111/29 *Mate Suić*: Gdje se nalazilo jezero iz 24. pogl. Pseudo Skilakova Peripla (*De situ magni lacus Naroniani in Anonymi* [*vulgo Scylacis*] *Periplo*) (wendet sich gegen die bisherigen Vermutungen und hält eine Verwechslung zwischen Naron und Drilon für möglich). — 131/39 *Dimitrije Sergejevski*: Slike pokojnika na našim srednjevjekovnim nadgrobnim spomenicima (*Les représentations des morts sur nos monuments funéraires du Moyen Age*). — 141/44 *B. Gabričević*: O nekim mitričkim natpisima Sarajevskog muzeja (*De quelques inscriptions mithriaques du musée de Sarajevo*) (gibt die Inschriften und schließt auf eine Mithras-Gemeinde in Golubić bei Bihać, NW-Bosnien). — 145/58 *Špiro Kulišić*: Razmatranja o porijeklu Muslimana u Bosni i Hercegovini (*Considérations sur l'origine des Musulmans en B.-H.*).

II: Neue wissenschaftliche Beiträge, darunter 215/23 *Djuro Basler*: Ein paläolithischer Fund an der Usora // 225/36 *Srećko Brodar*: Zur Entdeckung der Steinindustrien an der Usora (Wahrscheinlich aus der Altsteinzeit: Moustérien und Aurignacien) // 237/63 *Alojz Benac*: La station néolithique dans la vallée de Bila // 265/70 *Vladimir Mirosavljević*: Les trouvailles de l'époque préhistorique dans la Dalmatie du Nord // 271/76 *Duje Rendić-Miočević*: Le spelaeum à Močići a-t-il servi seulement au culte de Mithra ? (vermutlich mit einem illyrischen Lokalkult des Vidasus vermengt) // 277/87 *Esad Pašalić*: Nouvelles contributions à l'étude des routes romaines en Bosnie-Herzégovine (versucht eine Feststellung des tatsächlichen oder wahrscheinlichen Verlaufs im Gebiete südl. u. nördl. von Gornji Vakuf am obersten Vrbas; mit Kartenskizzen und Ausgrabungsabbildungen).

III: Archäologische Topographie. — IV: Besprechungen und Bemerkungen. — V: Bibliographie. — VI: Bericht über die Arbeit am National-Museum.

Vestnik Drevnej Istorii

(Fortsetzung von „HISTORIA" II, 1953, S. 368—374).

Jg. 1953, Heft 3

S. 11/31 *S. T. Jeremian* ('Eremjan'): Razvitie gorodov i gorodskoj žizni v drevnej Armenii (*Die Entwicklung der Städte und des städt. Lebens im alten Armenien*) (im 3./1. Jh.

v. Chr. entstanden Verwaltungs- und Handelsmittelpunkte an der Handelsstraße vom Mittelmeergebiet nach Kaukasien und ins Bosporanische Reich; Aufzählung der vermittelten Handelswaren. Die Entwicklung der einzelnen Städte in hellenistischer Zeit und die Rolle des Königs Tigranes II., 95/56 v. Chr. Durch Ausgrabungen neu zugewachsenes Material zur Beurteilung dieser Entwicklung. Die Aussagen griechischer Inschriften über die soziale und rechtliche Gliederung der städt. Bevölkerung; Artaxata = Artašat und sein rasches Anwachsen. Dvin als archäologisch am Besten erforschte Stadtsiedlung und seine Schicksale in den ersten nach-christl. Jahren. Die verschiedenen, in den armen. Städten ansässigen Volksstämme; das städt. Handwerk und seine Erzeugnisse). — 32/45 *A. P. Smirnov*: K voprosu o Slavjanach v Krymu (*Zur Frage nach den Slawen auf der Krim*) (steht in der Reihe der sowjetischen Arbeiten, die für ein sehr frühes Auftreten der Slawen auf der Krim eintreten. Ihr Eindringen wird mit dem Vorstoße der Slawen [im Gefolge der Awaren] auf die Balkan-Halbinsel in Verbindung gebracht und durch neues archäol. Material, bes. aus dem 1931/5 untersuchten Friedhofe von Aj-Todor, gestützt, führt aber über die von der abendländischen Forschung schon bisher abgelehnte Argumentation nicht hinaus). — 46/64 *Ja. A. Lenzmann*: O vozniknovenii tovarnogo proizvodstva v drevnej Grecii (*Zur Entstehung der handwerklichen Erzeugung in Altgriechenland*) (stützt sich vor allem auf archäologisches Material, das er „in Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Forschung" neuartig deutet. Besonders wird die Entwicklung des Töpfergewerbes und der Keramik verfolgt. Die Handwerke bei Homer; die Entwicklung von Seefahrt und Handel; Nachrichten Herodots und der Geographen darüber. Entscheidende Wende in der handwerklichen Erzeugung im 7. Jh. v. Chr.). — 65/76 *M. E. Sergeenko*: Iz istorii sel'skogo chozjajstva drevnej Italii (*Aus der Geschichte der Landwirtschaft in Alt-Italien*) (stellt einen Verfall der Landwirtschaft im 1. Jh. v. Chr. fest, der sich aus Plinius d. Ä. und vor allem Columella deutlich ergebe; Erörterung einzelner Belegstellen mit Schlußfolgerungen im Sinne des Vfs.). — 77/106 *A. P. Každan*: O nekotorych spornych voprosach istorii stanovlenija feodal'nych otnošenij v Rimskoj Imperii (*Zu einigen strittigen Fragen der Entstehung feudaler Verhältnisse im Römischen Reiche*) (Auseinandersetzung mit E. M. Steuermann in VDI 1953/II, S. 51/79 [vgl. HISTORIA II, 1953, S. 374]. Man könne bei der Untersuchung nicht nur die allgemeinen Züge dieses Vorgangs erörtern, vielmehr habe jede Periode und jede örtliche Entwicklung ihre Sonderform. In St.s Auffassungen ließen sich verschiedentlich innere Widersprüche feststellen; das Ende des Feudalismus sei bei ihm zu früh auf das 3. Jh. n. Chr. festgesetzt. Freilich sei im Römischen Reiche seit dem Ende des 2. Jhs. n. Chr. ein Verfall festzustellen, der in einzelnen Provinzen im 4. Jh. zur Entstehung neuer Formen, nicht — „wie die bürgerliche Forschung es auffasse" — zu einer Neufixierung alter Formen führe. Angaben über einzelne Züge des landwirtschaftlichen Lebens dieser Zeit und die zur Anwendung gekommenen Geräte. Durchmusterung der einzelnen Provinzen auf ihre Sonderformen anhand vor allem russischer, aber auch abendländischer Arbeiten unter Heranziehung der Quellenaussagen. Der Großgrundbesitz zerfalle im 4./6. Jh. — abgesehen vielleicht von der Auvergne — in kleine Parzellen. Deren Aufsaugung könne in dieser Zeit nicht beobachtet werden. Die weiteren Schicksale des bäuerlichen Kleinbesitzes waren verschieden. Die Bedeutung der Kolonen und die Festigung ihrer Besitzrechte in den einzelnen Provinzen).

107/50 Kritik und Bibliographie (darunter B. B. Piotrovskij über neue Ausgrabungen bei Jerevan in Armenien, weiter mehrere abendländische Werke und Ztschr.). — 151/78 Veröffentlichungen (jeweils mit Abb.): 151/9 *B. N. Arakelian*: Die Bedeutung der Ausgrabungen von Garni für die Erforschung der Kultur Alt-Armeniens (Zunahme hellenistischer Einflüsse im „feudalen" Armenien bis ins 4. Jh. n. Chr.). — 159/67 *G. A. Pugačenkova*: Der Tempel und die Nekropole im parthischen Nisā (Chorāsān; Ausgrabungen von Gebäuden aus dem 3. Jh. v. Chr. bis zum 3. Jh. n. Chr.). — 167/9 *V. M. Masson*:

Eine seltene mittelasiatische Münze (Tetradrachme des Eukratides, um 175/56 v. Chr.) — 169/78 *S. I. Chodžaš*: Amulette aus der Sammlung des staatl. Puškin-Museums für darstellende Kunst (Ägyptisch; mit Aufschriften aus dem Totenbuche).

179/223 Berichte und Mitteilungen: Das Bosporanische Reich und Rom im 1. Jh. n. Chr. nach numismatischen Daten (mit Münzkatalog und Tafeln) // Zur Frage des archäologischen Lehrbuchs // Zur Datierung des Arthaśastra (dem Kauṭalya nur zugeschrieben, in Wirklichkeit etwa aus dem 3. Jh. n. Chr.) // Die antike Überlieferung über die Tyrannis des Aristodemos von Cumae // Zur Periodisierung der Kunstgeschichte der Amarna-Zeit. — 224/8 Chronik (u. a. Nachruf auf Friedrich Hrozný).

229/78 Beilage: *G. A. Melik'išvili*: Urartäische Keilinschriften (Fortsetzung aus dem vorigen Hefte).

Hamburg — Bertold Spuler